

Francisque



Zeitgenössischer Bericht
über die kirchliche und klösterliche
Erziehung im 19. Jahrhundert

Dr. theol. Jean-Baptiste François Leclercq

* * *

Francisque

Zeitgenössischer Bericht
über die kirchliche und klösterliche
Erziehung im 19. Jahrhundert

von

Dr. theol. Jean-Baptiste François Leclercq

Paris 1879

Nachdruck auf Deutsch

Berlin 1995+2005

Bestellangabe:

Dr. theol. Jean-Baptiste François Leclercq,
"Francisque - Zeitgenössischer Bericht über die kirchliche
und klösterliche Erziehung im 19. Jahrhundert",
Nachdruck auf Deutsch, Berlin 2005,
ISBN 3-00-015 921-5

zu beziehen bei:

Familie Gast
Bergstraße 1
14109 Berlin-Wannsee

Nachdruck auf Deutsch

Selbstverlag, Berlin 1995 + 2005

Titel des Originals, 1. Auflage Paris 1879: "Francisque - Histoire contemporaine de l'enseignement et de l'éducation cléricale et monastique - par l'Abbé Jean".

In diesem Roman schildert der Autor (1825-1890) zuerst seine Jugend in einem kirchlichen Internat und seine Ausbildung im Priesterseminar. Anschließend berichtet er von seinem sein Leben als katholischer Priester und Mönch sowie seine Probleme mit dem Zölibat und der Kirche. Er beschreibt dabei seinen Lebensweg bis zum Übertritt zum Protestantismus.

Dieser Nachdruck in deutscher Sprache erfolgt auf der Grundlage einer Übersetzung von Dr. H. Manz in Waiblingen 1963. Für das Korrekturlesen möchte ich mich hiermit nochmals bei Dr. Josef Pietron bedanken. Ferner möchte ich hiermit auch Prof. Dr. med. Diethard Amelung für die vielen Unterlagen zu den Leclercq'schen Ahnen danken.

Da die Ausgabe von 1995 vergriffen ist, nutzte ich die Gelegenheit der Neuauflage, die Schreibweise der neuen Rechtschreibung anzupassen und den Anhang von 1995 zu überarbeiten. Das Cover-Bild zeigt die 1945 zerstörte Wallonische Kirche zu Hanau, wo der Autor der letzte französische Prediger war.

H.-Chris Gast

ISBN 3-00-015 921-5

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zur Herausgabe auf Deutsch von 1995 und 2005	7
Vorwort von 1879	9
Erstes Buch, Das Kleine Seminar	11
Kapitel 1: Die erste Berufung.....	13
Kapitel 2: Die ersten Jahre im Kleinen Seminar.....	21
Kapitel 3: Die letzten Jahre im Kleinen Seminar.....	38
Zweites Buch, Bethanien oder Das Noviziat bei den Jesuiten	51
Kapitel 1: Eintritt Francisque in Bethanien.....	53
Kapitel 2: Die großen Exerzitien des Heiligen Ignatius	62
Kapitel 3: Erprobung des Francisque in Bethanien und Austritt	75
Kapitel 4: Beurteilung der Noviziatszeit - Lehre und Ordnung der Jesuiten.....	86
Drittes Buch, Sion oder Das Priesterseminar	99
Kapitel 1: Eintritt in Sion - Die katholische Lehre	101
Kapitel 2: Der Besuch einer protestantischen Kirche	113
Kapitel 3: Leben im Priesterseminar von Sion	127
Kapitel 4: Die Heiligen Weihen und die katholische Hierarchie.....	138
Viertes Buch, Die Anstalten von Montretout	153
Kapitel 1: Die Anstalten von Montretout und Rossignol und deren Personal.....	155
Kapitel 2: Erzieherische Bemühungen des Francisque in Montretout.....	167
Kapitel 3: Francisques Tätigkeit in Rossignol	176
Kapitel 4: Kampf und moralische Verwirrung des Francisque in Montretout	189
Kapitel 5: Verwirrung, Hoffnungslosigkeit, Abschied des Francisque	201
Fünftes Buch, Die Lehrzeit bei den Trappisten	217
Kapitel 1: Die Welt und die Wege zum Trappistenkloster	219
Kapitel 2: Überblick über das Mönchswesen und Eintritt Francisques in das Trappistenkloster	238
Kapitel 3: Leben der Trappisten.....	253
Kapitel 4: Innere Arbeit an der Entwicklung und Aufschwung	275
Anhang zum Nachdruck in deutscher Sprache	291
Biografie des Autors	291
Auszug aus dem französischen Original	309
Weitere Bücher und Quellen	319

* * *

Zur Herausgabe auf Deutsch von 1995 und 2005

Das Zölibat ist auch heute noch ein aktuelles Thema. Der Nachdruck in deutscher Sprache erfolgte jedoch nicht, um zu diesem Thema ein weiteres Werk herauszubringen, sondern um auch künftigen Generationen meiner Familie einen Zugang zu unserem Vorfahren Jean-Baptiste François Leclercq zu ermöglichen.

Meines Erachtens ist der Inhalt dieses Buches auch für Leser von Interesse, die nicht mit der Katholischen Kirche vertraut sind. Das Problem, sich von überholten Anschauungen zu lösen, die einem in der Kindheit und Jugend anezogen wurden, kann jeden betreffen, sei er Christ, Moslem oder Angehöriger einer nichtreligiösen Ideologie.

Im Laufe der Geschichte wurden viele Ideale pervertiert, und man sollte nicht mit einer lebensfeindlichen Ideologie gleich das ganze Christentum über Bord werfen. Dies muss aber auch nicht bedeuten, dass der Protestantismus der Weisheit letzter Schluss ist. Auch protestantisch erzogene Leser mögen in diesem Buch das eine oder andere aus ihrer eigenen Kindheit wiedererkennen. In allen Konfessionen haben manchmal Lehrer und Eltern Gott und die christliche Lehre verdreht und die "frohe Botschaft Christi" (Evangelium) als Knüttel im Sinne der schwarzen Pädagogik missbraucht. Kein Wunder, dass so viele Menschen sich nicht nur von lebensfeindlichen und die Schöpfung bedrohenden Dogmen und Lebenszielen abwenden, sondern sich leider auch überhaupt vom Glauben an Gott lösen!

Heute sind es nicht mehr bestimmte Großreligionen oder Konfessionen als Ganzes, die die Gewissensfreiheit bedrohen, sondern meist Sekten oder Fundamentalisten innerhalb der Religionen, denen die Ideologie wichtiger ist als die Wirklichkeit. In 100 Jahren werden es vielleicht wieder andere Gruppen als heute sein, die ihre Anhänger psychisch versklaven, wie einst Francisque gefangen war in einer menschenfeindlichen Ideologie.

In jeder Religion gibt es Fanatiker, und jeder muss selbst sehen, was ihn zu Gott führt und was ihm schadet. Für jeden Menschen und für

jede Generation kann sich die Notwendigkeit ergeben, den Glauben (die Konfession) oder die Weltanschauung der Kindheit zu prüfen und zu sehen, ob sie noch Gottes Willen entsprechend sein kann.

Man beachte, dass Jesus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter es einen Angehörigen einer anderen Glaubensgemeinschaft sein lässt, der "den Willen tut unseres Vaters im Himmel".

Zur Übersetzung:

Leider konnte ich aus Zeitgründen die Übersetzung nur stichprobenhaft überarbeiten. Deshalb kann ich nicht für die Richtigkeit der Übersetzung einzelner Sätze garantieren, wohl aber für die Richtigkeit des Inhalt.¹

"Abbé" wird als Titel eines Geistlichen verwendet. Ich habe den Ausdruck in diesem Buch unübersetzt gelassen außer an den Stellen, wo damit eindeutig der Abt gemeint ist.

Das "Kleine Seminar" ist ein von Geistlichen geleitetes Internat für Jungen. Für diese Art Internat fand ich keinen besseren Ausdruck.

Das französische Wort "colon" wurde mit "Zögling" wiedergegeben, da die wörtliche Übersetzung "Kolonist" oder "Landsiedler" hier nicht passend wäre.

Die französische Meile (etwa 4 Kilometer) ist mit "Wegstunde" übersetzt außer an einer Stelle, wo ich nicht sicher war, ob es sich um französische Meilen handelt.

Textpassagen in der Gegenwart sind teilweise in der Vergangenheitsform wiedergegeben, wo es dem Übersetzer inhaltlich erforderlich erschien.

Zum Anhang:

Im Anhang sind (unter anderem) eine Biografie des Autors, Dr. theol. Jean-Baptiste François Leclercq, und die ersten Seiten des französischen Originals im Faksimile wiedergegeben.

H. Chris Gast

¹ Der französische Originaltext ist als Faksimile-Druck auf Papier oder als CD-Rom lieferbar, siehe Seite 319.

Vorwort von 1879

Dem Verfasser kommt es bei der Veröffentlichung dieses Buches nicht auf den Stil an, noch weniger möchte er Erfolg ernten durch einen Skandal. Er will lediglich die Erziehung und Unterrichtung wahrheitsgetreu bekannt geben, welche Rom seinen Priestern und Novizen, der Jugend im Herzen der Gesellschaft und denjenigen Bevölkerungsteilen zuteil werden lässt, die ihm anvertraut sind.

Zu diesem Zweck muss er ganz unparteiisch das so ergreifende, manchmal schreckliche und außergewöhnliche Erleben eines zeitgenössischen jungen Priester-Mönches darstellen, FRANCISQUE genannt. Er muss weiterhin die genaue Geschichte der Menschen und Schulen beschreiben, die ihn beeinflusst haben und in deren Umgebung er gelebt hat, die Prinzipien und Gewohnheiten, unter denen sich sein Charakter entwickelte, sowie das Streben seines Geistes geformt wurde. Schließlich soll das Wesen der Askese beleuchtet werden, die den seelischen Kampf in ihm entfacht hat, ihn mit sich selbst uneins machte und ein jahrelanges verzweifertes Kämpfen zur Folge hatte.

Wer diese Biographie liest, wird Rom in seinem inneren Wesen und in der Auswirkung auf den einzelnen ablehnen. Das bedeutet ein Aufdecken der unsichtbaren Macht seines Einflusses auf die Gesellschaft und der Geheimnisse, womit sie diese beherrscht. Schließlich wird deutlich klar, dass die katholische Erziehung unfähig ist, einen großen Teil der Gefühle der menschlichen Seele zu befriedigen, und so wird evident, dass Rom einen Widerstand gegenüber der Zivilisation besitzt und absolut unduldsam ist gegenüber einem freiem Leben der Nationen und des einzelnen Menschen.

Außer den Eigennamen, die wir im Augenblick nicht nennen können, ist alles in diesem Buch die getreue Wiedergabe der Ereignisse und der Personen, so wie der ideale und ernsthafte Francisque empfunden hat. Die Veröffentlichung dieses Buches ist begreiflicherweise nicht ohne Absicht in einer Zeit, in der die Gebildeten unseres Zeitalters neue Gesichtspunkte erwägen über die große Frage, wer am meisten

unsere Gesellschaft spaltet, in einem Augenblick vor allem, da die Öffentlichkeit sich mit regem Interesse und wachsamer Unruhe fragt: "Wer wird siegen? - Rom, oder der Geist, der in unserer modernen Generation lebt?"

Erstes Buch

Das Kleine Seminar

Die erste Berufung

Nie werde ich den Tag und die Umstände vergessen, unter denen Francisque, ein Kind von zehn oder elf Jahren, von seinen Eltern weg musste, weg von seinem Dorf und seinen Gewohnheiten, um in DAS KLEINE SEMINAR von N... versetzt zu werden, wo er verwandelt werden sollte in ein neues Wesen und lernen sollte für eine andere Familie zu leben - für eine andere höhere Welt.

Es war am Morgen eines Maitages 1836, als der Abbé Vaillant zum Vater des Kindes kam, um ihn im Namen der Kirche um seinen Sohn zu bitten.

Der Abbé Vaillant war der Pfarrer des Dorfes S... Er war zwischen 30 und 40 Jahre alt, groß gewachsen mit männlichen Zügen und gebräuntem Gesicht. Obwohl er manchmal recht wunderlich und brummig sein konnte, war er grundgütig, was besonders seine Schützlinge zu spüren bekamen. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse waren recht dürftig. Er konnte fast kein Latein, weil die Kriege der Revolutionszeit und des Kaiserreiches Unordnung und Unterbrechungen in seinen Studien verursacht hatten. Aber trotz des Mangels tieferer Kenntnisse half ihm der brennende Eifer, seiner Kirche zu dienen, zum Examen und verschaffte ihm das Priesteramt in den Zeiten der Restauration.

Nachdem er einmal geweiht war, fügte der Abbé Vaillant zu dem Eifer, mit welchem er die Weihen erreicht hatte, ein Gefühl von Dankbarkeit gegenüber dieser Kirche, die ihn in den ehrenvollen Stand eines Priesters erhoben hatte. Neue Mitglieder für den Klerus und seine Klöster zu finden, war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen in seinem Amt. Darauf war er aus und beteiligte sich damit an einer alten Praxis des katholischen Klerus, der es als Pflicht ansieht, selbst für den Nachwuchs zu sorgen.

Der Abbé Vaillant hatte schon einige Zöglinge seinem Bischof zugeführt, als er sich bei dem Vater von Francisque einfand, in der Absicht, von ihm seinen ältesten Sohn als Opfer für den Herrn zu bekommen. Die Wege waren schon vorbereitet; seit vier Jahren hatte Francisque keine Mutter mehr, der Vater hatte sich wieder verheiratet, die Stiefmutter war besessen von dem Wunsch, den Jungen vom häuslichen Herd wegzubringen und der Vater dachte schon seit einigen Monaten daran, seinen Sohn in irgendeinem Pensionat unterzubringen.

Der aufmerksame Pfarrer hatte alle diese Umstände erwogen. Ich sehe ihn noch, wie er würdevoll in den Laden von Francisques Vater eintrat; ich höre ihn noch, wie er vor seinem eigentlichen Unternehmen einen kleinen Einkauf tätigte, der dem Kaufmann nicht unangenehm war, mit folgenden Worten:

"Ich wollte Sie als Freund Ihres Sohnes sprechen; er ist jetzt ins elfte Jahr gekommen, er übertrifft an Kenntnissen alle Altersgenossen und er hat eigentlich nichts mehr auf dem Dorf verloren. Wollen Sie ihm nicht weitere Kenntnisse verschaffen, als er hier bekommen kann? Was haben Sie eigentlich mit ihm vor?"

Der Vater antwortete: "Ich will ihn in einem bescheidenen Pensionat in der Umgebung unterbringen."

"Und warum nicht im "Kleinen Seminar" in N...?", erwiderte der Priester ("*Kleines Seminar*" = *ein von Geistlichen geleitetes Internat für Jungen*). "Dieses Haus ist bekannt durch seine sorgfältige Erziehung und gründlichen Unterricht. Francisque scheint mir zu einer gehobenen Laufbahn berufen. Ich kenne Ihren Sohn, ich liebe ihn von ganzem Herzen, nicht allein, weil er mein Chorknabe ist, sondern weil ich bei ihm ein Verständnis und eine besondere Eignung für das heilige Amt bemerkt habe. Schließlich liegt das "Kleine Seminar" von N... in der Geburtsstadt Ihrer Frau und sie hat dort ihre ganze Familie, die dem Kind von Nutzen sein kann."

Francisque, der den Besuch seines Lehrers bemerkt hatte, schaute in diesem Augenblick durch eine halb geöffnete Nebentür herein.

"Hallo, lieber Francisque, möchtest Du nicht ein Priester werden, wie ich einer bin?", sagte lächelnd der Abbé Vaillant, dann ohne Antwort abzuwarten: "Mein Sohn, schließe Dich Deiner Kirche an, wirf Dich

dort zu Füßen der Madonna und bitte unsere heilige Mutter, dass sie Deinen Vater bestimmen möge, Dich ins "Kleine Seminar" von N... zu schicken. Geh dahin mit Vertrauen und sei eingedenk, dass wir uns gerade im Monat der heiligen Maria befinden, und dass während dieses Monats die Mutter unseres Erlösers in ganz besonderer Weise diejenigen erhört, die sie anrufen."

Der fügsame Francisque, der heftig erregt war ob dieser neuen und bedeutsamen Wendung seines Lebens, gehorchte und rannte in die Kirche. Dort warf er sich zu Füßen des Bildes der unbefleckten Maria. Die Züge der Madonna waren süß - die Arme ausgebreitet. Das Waisenkind betrachtete sie gerührt und er flehte sie von ganzem Herzen an, wie man es ihm gesagt hatte. Während seines Gebetes glaubte er in diesen ihm entgegengestreckten Armen einen besonders zärtlichen Anruf zu erkennen; er flüchtete instinktiv an diese mütterliche Brust und fühlte in diesem Augenblick in lebhaftestem Vorgefühl, dass er eines Tages Priester werde. Er stand auf und kehrte sehr freudig zurück zu den beiden, die ihn erwarteten.

"Nun, was hat unsere liebe und vielvermögende Frau zu Dir gesagt?" beeilte sich der Abbé Vaillant ihn zu fragen. "Nicht wahr, dass Du Priester würdest und Dein Leben, wie Samuel, dem Herrn weihen willst?"

"Ja." antwortete das Kind ganz einfach.

"Sie hören es," fuhr der Priester fort und sah den Vater an, "die Mutter Gottes ruft Ihren Sohn."

Von nun an war die Entsendung des Francisque in das "Kleine Seminar" zu aller Zufriedenheit beschlossene Sache. Insbesondere freute sich Francisque, weil er in seiner leicht erregbaren Einbildung ein weites Feld sah, das ihn verlockte, ganz erfüllt von geheimnisvollen Aussichten...

Ich sagte, in seiner EINBILDUNG, denn sein Bewusstsein hatte keineswegs ernsthaft Teil an dieser entscheidenden Wendung seines Lebens. Sein Bewusstsein war erst im Entstehen, es war noch unfähig, zu unterscheiden und die Folgen der nun beginnenden Laufbahn zu beurteilen. Es war hauptsächlich das Neue und Unbekannte, das seine Seele verlockte. Denn nichts in ihm sprach eigentlich für eine geistliche Zukunft. Wenn er auch einerseits einen folgsamen

Charakter hatte, so neigte er doch sehr zum Vergnügen, und ich erinnere mich an gewisse kindliche Schwächen, die ihn seine Verlassenheit überwinden ließen, indem er sich der Müllerstochter zuneigte, deren jugendliche Reize den Buben anzogen. Ich sehe ihn auch manchmal einige Kreuzer aus seines Vaters Geldbeutel nehmen, womit er sich einen schönen Vogel mit prächtigem Gefieder kaufen wollte, oder gelegentlich sonntags einige Leckereien, die er dann heimlich mit seinen Freunden teilte. Der Lausbub hatte, wie seine Freunde, einen Hang zu dem Sprichwort: "Verbotene Früchte schmecken süß".

Es stimmt wohl, dass Francisque im Grunde redlich und einfach war, aber seine Ängstlichkeit veranlasste ihn gelegentlich, die Unredlichkeit eines kleinen Diebstahls oder einer Lüge zu vertuschen. In seiner Naivität konnte er seinen Eltern das verbergen, was in seinem Innern gefährlich schlummerte. So verriet eines Tages eine mit Süßigkeiten angefüllte Hosentasche eine Missetat dieser Art und die forschende Frage seiner Stiefmutter, die das Verschwinden eines Teiles des Nachtisches bemerkt hatte, beantwortete er mit: "Nein, ich habe nichts genommen, schau meine Hände und meine leeren Taschen." Groß war die Verlegenheit, als die Mutter die Taschen visitierte und ausleerte. In all diesen Dingen kündigte sich nichts an von dem redlichen und rechtschaffenen Menschen.

Das Fehlen deutlicher Zeichen von Berufung zum kirchlichen Dienst beunruhigte indes keinesfalls den Abbé Vaillant. Es genügte ihm zu wissen, dass Francisque intelligent war und sich dem Kirchendienst unterwerfen werde. Einmal eingefangen im "Kleinen Seminar", werde diese planende Erzieherin schon wissen, wie sie den Samen des Apostolates aussäen und treiben lassen könne in der aufnahmefähigen Seele dieses Kindes.

War dieses völlige Vertrauen des Abbé Vaillant in die Wirkung der klerikalen Erziehung tatsächlich ohne Gefahr?

Ich gebe zu, dass die Internate der Kirche und die Priesterseminare wahre Oasen und bewunderungswürdige Pflanzstätten der Kultur in unserem Zeitalter sind. Hier in diesen von der übrigen Welt

abgesonderten Schulen vereinigen sich alle günstigen Momente zur Entwicklung vieler priesterlicher Tugenden und hoher Wissenschaftlichkeit: Folgsamkeit, Sauberkeit, Reinheit der Sitten und Gewöhnung an geregelte Arbeit; die tätige Frömmigkeit trägt reichlich Früchte und bringt schöne Blüten zustande. Aber diese Vegetation, die künstlich gezüchtet ist, reicht sie wohl hin an die Kraft derjenigen, die ihn freier Luft gewachsen ist? Kennen wir keine Ruine am Ende der Seminarzeit, ist nicht auch an mancher Schiffbruch zu beklagen an der Klosterpforte? Andererseits bleiben gewisse sehr lebhaft Anlagen, die manche Schüler als große Hoffnung, oder auch als schlimme Fehler in sich tragen bei ihrem Eintritt ins Seminar, während der Studienjahre durch die harte Schulung des Noviziats unterdrückt. Eines Tages aber werden diese lang unterdrückten Keime zurücksuchen ins Freie und sind dann dem weiten Feld der Gesellschaft ausgeliefert, die ihre Heimat ist. Bei dieser Berührung wachen sie wieder auf, entwickeln sich und werden wie stolze Titanen, die in ihrem schrecklichen Kampf gegen die Götter bei der Berührung mit ihrem Mutterboden selbst dem Himmel furchtbar erscheinen. Was wird da aus den Tugenden des Seminars, die im Schutz gegen den Nordwindsturm erzogen wurden? Was für zerbrochene Priesterexistenzen!

Aber der eifrige Abbé Vaillant dachte nicht an diese Fälle, die doch so häufig sind. Bevor er sich zur Berufung des Francisque entschloss, hätte er sich ernsthaft die Frage stellen müssen: "Verbirgt sich nicht in dieser Seele irgend etwas Feindliches, das schließlich einmal das Werk seiner Lehrer zerstören könnte?" Er hätte in dieser Weise alles gründlich bedenken müssen. Aber so weit gingen die Überlegungen des guten Pfarrers nicht. Er dachte nur an das Glück, einen neuen Diener für die Kirche gewonnen zu haben. Mit großer Befriedigung und seiner Sache sicher, schrieb er daher nach einiger Zeit, als man sein Lieblingskind in die Hände des Priors des Kleinen Seminars von Sainte Croix gab, diesem folgenden Brief: "Ich schicke Ihnen ein vortreffliches Menschenkind, das zu großen Hoffnungen berechtigt."

Wir werden etwas zurückhaltender sein als der gute Abbé Vaillant und angesichts der schweren Last, die man den Schultern dieses Kindes aufbürdete, wollen wir versuchen, diese Seele gründlich zu

erforschen, die gleichzeitig eindrucksfähig und heißblütig war. Gott hatte ihr eine Anlage zur Hochherzigkeit gegeben, zugleich aber auch eine unbesiegbare Neigung zur Zärtlichkeit und Liebe. Diese Gefühle bildeten das eigentliche Wesen von Francisque Charakter.

Eine Gelegenheit wahren Mitleidens war das Mittel, womit die Vorsehung ein tiefes Mitgefühl dem Kind ins Herz gesenkt hatte. Einige Monate vor dem Tod der Mutter kam an einem trüben Herbstabend ein Fremder in das väterliche Haus. In Lumpen gekleidet und bedeckt mit Geschwüren, schleppte er sich mühsam daher. Fast verhungert und erstarrt vor Kälte unter seinen schmutzigen Lumpen, die nur zur Not seinen hageren Körper bedeckten, bat der Fremde mit ersterbendem Blick, sein Leiden zu mildern. Dieser Abgrund von Elend zerriss der Mutter das Herz, und sie brach in Tränen aus. Mit mildem und eindringlichem Zureden erweckte sie zunächst das Zutrauen und die Hoffnung dieses Elenden, und dann pflegte sie ihn sorgsam einige Tage lang, bis er wieder zu Kräften gekommen war. Nachdem der unglückliche Pilger soweit hergestellt war, segnete er Mutter und Kind und machte sich wieder auf den Weg, in neuen Kleidern und mit neuem Mut. Kurze Zeit darauf starb Francisques Mutter an der Cholera. Sie hinterließ ihrem siebenjährigen Söhnchen das Andenken an ihr mildtätiges Opfer und an die tiefe Wärme ihres großen Mitleids. Dieser Funken sollte eines Tages sein Herz entflammen.

Aber so beachtenswert dieser Schatz von Mitleid auch ist, diese gute Eigenschaft reicht nicht aus für das katholische Priestertum. Es fehlt noch ein unentbehrliches Element, nämlich die Forderung des Zölibats. Die "Conditio sine qua non" für die Priesterweihe (ordres sacrés) in der römischen Kirche ist das Gelübde der Keuschheit. Ein Gelübde, das zugleich schrecklich und bewundernswert ist. Mit ihm schwört ein junger Mann von 21 Jahren während eines langen Lebens jungfräuliche Reinheit zu bewahren in einem zerbrechlichen und leidenschaftlichen Körper, immer gepeinigt vom Ansturm der Leidenschaften, immer ein Leben reinen Geistes zu führen mit einem liebenden und warmen Herzen! Erhabenes Gelübde, aber auch ein schreckliches, wenn nicht gar ein unsinniges, denn wehe dem Priester, der es verletzt durch eine Neigung zu einer Frau! Schande über ihn und Verdammung vor Gott und den Menschen!

Überdies, wenn Francisque die Eigenschaften besaß, die einen guten Samariter auszeichnen, musste er dann auch die besitzen, die einen enthaltsamen Junggesellen ausmachen? Daran dachte niemand, und trotzdem... Möge der Leser das erkennen aus folgenden zwei Begebenheiten. Sie datieren vom achten und elften Lebensjahr des Francisque.

Unser Bübchen besaß während einiger Monate eine bunt gefärbte Meise, die er, wer weiß woher, bekommen hatte. Die Zierlichkeit des Vogels und die Beschwingtheit seiner Bewegungen entzückten das Kind. So verbrachte er ganze Stunden in der Betrachtung seines geliebten Gefangenen. Er sprang voller Freude um den Käfig herum und bedeckte den Vogel mit Küssen. Sei größtes Glück war, immer und immer wieder zu sagen: "Du lieber Vogel, Du gehörst mir, mir ganz allein!" Sein ganzes Leben erschöpfte sich auf das seines lieben und anmutigen Gefangenen. Durch ihn vergaß er Bücher und Mahlzeiten, ja sogar alle seine Spiele... Da wurde die arme Meise krank. Francisque wurde daher traurig, sehr traurig und eines Abends, als er dachte, es sei der letzte des armen Vogels, nahm er endgültig Abschied von ihm. Er streichelte und liebte ihn mit allen Zeichen der Verzweiflung. Am anderen Morgen aber fand er den lebend, den er verloren geglaubt hatte und lebte wieder zu neuen Freuden auf. Mit unsäglicher Zärtlichkeit presste er den kleinen Freund an seine zitternden Lippen, fiel auf seine Knie mit einem Aufschrei tiefster Dankbarkeit zu Gott. Das war das erste Gebet, das aus innerstem Herzen kam. Glück und Dankbarkeit hatten ihn seinem Schöpfer zugeführt. Dieser Zug ist bezeichnend für unseren Internats-Schüler.

Nun noch eine andere Geschichte, die dem Besuch des Abbé Vaillant einige Monate vorausging. Sie ist noch bezeichnender:

Eines Abends vor dem Einschlafen träumte Francisque, aber er träumte mit offenen Augen. Seine Seele sehnte sich nach dem Glück. Dieses erschien ihm in Gestalt eines hübschen jungen Mädchens, das seine Liebe erflehte, und er schenkte ihr gerührt sein ganzes Herz. Dann folgte ein langes glückliches Leben. Francisque schwamm in Wonnen, als plötzlich der Tod vor ihm stand und mit seiner hageren Hand in die Hölle wies als Strafe für dieses Leben. Francisque, aus

seinen Träumen gerissen durch die Erscheinung des Todes, kam zu sich. Da war es ihm, als stellte eine innere Stimme diese Frage: "Francisque, Du musst wählen zwischen einem Leben der Liebe von 60 bis 70 Jahren und der Hölle, oder entsagen." Und Francisque antwortete trotz seines Erschreckens unwillkürlich: "Sechzig Jahre sind sehr lang - ich wähle die Liebe!" Ist dies Ideal vom Leben, das Francisque am Ende seiner Kindheit träumte, nicht abgrundtief anders als das Ideal des katholischen Priestertums? Wer wird diesen Abgrund überbrücken? Vielleicht teilweise das Kleine Seminar vom Heiligen Kreuz.

Die ersten Jahre im Kleinen Seminar

Die Einrichtung von Seminaren ist unmittelbar verknüpft mit der Gesellschaftsordnung. Zur Gesellschaftsordnung gehören in erster Linie die Familie, das Vaterland und die Religion. Sowohl der familiäre, als auch der öffentliche, religiöse Kult ist gewissermaßen eine allgemeine, feststehende Tatsache.

Aber wer waren die Priester? In der ursprünglichen Völkergeschichte stellen zunächst bei der Verehrung der Götter und bei der Darbringung der Gebete die Väter oder an ihrer Stelle die ältesten Söhne die Wortführer dar. Später bekam der Kult durch den Zusammenschluss der Familien zu Völkerschaften einen mehr öffentlichen nationalen Charakter. Es mussten dann, um die Familienväter zu ersetzen, weil deren Tätigkeit durch die Beschäftigung mit einer sich mehr und mehr erweiternden Zivilisation erfasst war, spezielle Männer ausgewählt werden, die einzig und allein zur Ausübung des Kultes bestimmt waren und Mittler wurden zur Verehrung der Göttlichkeit. Diese Männer, die ausschließlich für die religiösen Belange der Nation bestimmt waren, bildeten schließlich Kasten und zahlreiche mächtige Orden, die umso mehr anerkannt wurden, als man sich immer mehr daran gewöhnte, ihre Mitglieder als bevorzugte Wesen anzusehen, die in direkter Verbindung mit dem Himmel standen, durch den sie ganz besonderer Gnaden gewürdigt würden.

Jede Vereinigung muss, um Dauer zu haben, ganz bestimmte Vorschriften besitzen, um Nachfolger zu erhalten und sie zu schulen. Solche Einrichtungen für die Verwaltung nennen sich Rechtsschulen, für das Offizierskorps Militärschulen und entsprechend bei der katholischen Priesterschaft heißen sie Seminaren. Die verschiedenen Einrichtungen begannen mit Körperschaften, deren Zweck sie dienten, und breiteten sich mit ihnen aus. Daher kommt die ununterbrochene Fortdauer der Priesterschulen zuerst bei den antiken Tempeln, dann

den bischöflichen Schulen des Mittelalters, und schließlich in unserer modernen Zeit in jedem Bistum und im Zentrum jeder Konfession. Diese priesterlichen Erziehungsanstalten unterlagen besonders bei der katholischen Kirche seit dem Konzil von Trient erheblichen Einschränkungen bezüglich ihres Charakters und der Gelübde. Einerseits sind sie Internate geworden in der wahrsten Bedeutung dieses Wortes, richtige Klöster. Andererseits haben sie sich geteilt in "Große Seminare", deren Zweck die unmittelbare Vorbereitung auf das Priestertum ist mit dem Studium der Theologie und den Exerzitien des kirchlichen Lebens und in "Kleine Seminare", die nur die vorläufige Unterrichtung für das Priestertum im Auge haben durch die Lehren von der klassischen Kultur und durch Gewöhnung an christliche Frömmigkeit. Das Konzil von Trient setzte in seiner 23. Sitzung die grundlegenden Regeln für diese Erziehungsanstalten fest, und Karl Borromäus und vor allem der Jesuitenorden setzten diese Regeln in die Wirklichkeit um. Dasselbe Konzil bestimmte für den Eintritt der jungen Zöglinge in das "Kleine Seminar" das zwölfte Lebensjahr.

Das Kleine Seminar von Sainte Croix, das Francisque aufnehmen sollte, war im Jahre 1819 oder 1820 gegründet worden. Das war in den Zeiten, da man die durch die Revolution angehäuften Ruinen wiederherstellte. Überall erneuerte und gründete man kirchliche Einrichtungen. Mehr dem Humanismus verschrieben und zu einer Erziehung, die nicht für das kirchliche Amt bestimmt war, konnten diese Schulen junge Leuten aufnehmen, deren Laufbahn eine weltliche werden sollte. Aber diese Mischung verschiedener Berufungen berührte keineswegs die theokratische Organisation. Diese herrschte über alle Schüler und beeinflusste fast alle so, dass nach und nach aus ihnen Kandidaten für das Priesteramt oder wenigstens respektvolle Diener der Kirche wurden.

Das Kleine Seminar von Sainte Croix war ein Überbleibsel jener Art von gemischter Schule. Treten wir mit Francisque dort ein. Es war am Morgen des 1. Oktobers 1836. Die Stiefmutter klopfte an die Tür des Schlafzimmers ihres Jungen und rief: "Francisque - Francisque, wach auf! In einer Stunde müssen wir aufbrechen." Sie fügte bei: "Der Großvater wird Dich nach Sainte Croix begleiten."

Das muntere Kind sprang aus dem Bett, froh über die Abreise, vor allem erfreut, dass der liebe Großvater ihn begleiten sollte. Beim Anziehen sang er. Der Großvater war immer so gut, so nachsichtig zum Waisenkind seiner Tochter! Am Vorabend hatte er ihn eingeladen zum letzten gemeinsamen Abendessen mit Abbé Vaillant. Als er ihn dann verabschiedete, umarmte er weinend seinen Enkel und ließ mit vor Erregung zittrigen Händen wortlos einige glänzende Geldstücke, die er sorgsam gespart hatte, in die Hände des jungen Reisenden gleiten. Mit dem Vater war es anders. Dieser war immer so streng gewesen, ein Gegner der Spiele und Vergnügungen des Francisque. Er hatte ihm seine Vögel verboten und die Spielsachen weggenommen. Die Tatsache des Abschiedes, den er seinem Sohn am Vorabend ins Gedächtnis rief, wurde sehr oberflächlich behandelt. Daher hatte die Nachricht, dass der Großvater ihn begleiten werde, in Francisque als vorherrschendes Gefühl eine kindliche Freude erweckt. Vater und Mutter bemerkten dies und machten ihrem Sohn deshalb Vorwürfe. Diese Vorwürfe und die Kargheit der letzten Stunde hinterließen einen peinlichen Eindruck bei Francisque, und die Erinnerung daran blieb für ihn der letzte Eindruck vom Elternhaus, das er verließ, das er allerdings schon seit vier Jahren nicht mehr als solches hatte empfinden können.

Nach dem Abschied entführte der Wagen den Greis und den Jungen, die mehr denn je aneinander hingen, nach N... In dieser Stadt lag das Kleine Seminar von Sainte Croix. Da es eine ganze Tagesreise entfernt lag, fieberte Francisque schon stundenlang vorher ungeduldig ihm entgegen, und als die Reisenden auf dem Berg l'Hermitage ankamen, sahen sie plötzlich zu ihren Füßen durch den abendlichen Nebel das Gebäude und die undeutlichen Umrisse seiner Kathedrale. Bei diesem Anblick schlug das Herz des Francisque heftig. Allerdings nicht allein vor Freude, dieses Gefühl herrschte nicht mehr vor, nicht nur, weil die Müdigkeit und Langeweile der langen Reise die morgendliche Stimmung gemindert hatten, sondern weil das Herannahen der Wirklichkeit in seiner Seele eine ganze Welt von verschiedenartigen Vorgefühlen entstehen ließ. Man möchte sagen, dass diese Seele instinktiv alles vorausfühlte, was sich in Zukunft abspielen sollte. Es war, als sollte er eingeschlossen werden, so wie

die Hügel das Tal einschließen, in das sie einfuhren. Indes, je näher man den ersten Häusern kam, dann den Vorstädtchen und dem Zentrum der Stadt, die gerade beleuchtet wurde, umso mehr erwachte bei Francisque die Neugierde und das Interesse.

Die Ankunft in der Familie der Stiefmutter brachte eine angenehme Ablenkung. Die Eltern der jungen Frau nahmen die Reisenden zuvorkommend auf und luden sie sogar ein, bei ihnen über Nacht zu bleiben.

Am anderen Morgen führte man Francisque und den Großvater zu Abbé Briand, dem Prior des Kleinen Seminars zu Sainte Croix. Dieser empfing den neuen Schüler mit seinem Begleiter höflichst und sehr gütig, was beiden außerordentlich wohl tat. Der Großvater übergab dann dem Prior einen Brief des Abbé Vaillant, in welchem der eifrige Pfarrer seinen Schützling mit viel Lobsprüchen empfahl. Nachdem der Prior den Brief gelesen hatte, sagte er:

"Ich bin erfreut über das, was mir nun nochmals geschrieben wurde, sowohl von dem Kind als auch von seiner Familie. Ich freue mich, Francisque, dass große Erwartungen bei Dir zu erhoffen sind, und bin überzeugt, dass Du ein intelligentes Kind bist und ein gescheiter und folgsamer Schüler werden wirst."

Dann wandte er sich zum Großvater:

"Wir werden unsererseits alles tun, was in unseren Kräften steht, sowohl die Hoffnungen des Kindes zu erfüllen, als auch ihn glücklich werden zu lassen, mein sehr verehrter Herr. Er wird behandelt werden wie unser eigenes Kind, und mit dieser Überzeugung können Sie getrost nach Hause fahren." Damit mussten sich Großvater und Enkel trennen. Sie umarmten sich unter Tränen.

Unmittelbar nach dem Weggehen des Großvaters wurde Francisque in das tägliche Leben des Seminars eingeführt. Während der ersten drei Tage ging dies ganz ordentlich. Das Neue hatte seine Phantasie gepackt. Aber vom vierten Tag an fühlte sich das Kind traurig und entmutigt. Der Klang der Glocke, die ihn morgens um fünf Uhr unbarmherzig aus dem Schlaf riss, erinnerte ihn jedesmal an das wohlige Bett von zu Hause, in dem er so bequem bis sieben oder acht Uhr liegen bleiben konnte. Wenn ihm nur ein Augenblick Zeit

geblieben wäre, um sich die Augen auszureiben, die sich so gar nicht öffnen wollten, oder um sich zu trösten mit seinem eigenen Bedauern! Aber nein... Nach unerbittlicher Regel läutete die Glocke zwanzig Minuten danach schon wieder und jagte ihn hinaus, nachdem er kaum Zeit gehabt hatte, sein Bett zu machen, seine Schuhe zu reinigen, sich zu waschen und in aller Eile eine lange Treppe hinunterzustürzen, die vom Schlafsaal in den großen Studiensaal führte.

Wie finster und kalt erschien ihm dieser - sein Kummer wurde noch größer - und dann begann ein unendlich langer Tag mit immer gleichen Gebeten (es gab zwanzig gemeinsame Gebete am Tag), einer Mühseligkeit ohne Erbarmen, ganz unbekümmert um seine Pein. Ach, wohin waren die schönen Tage aus dem Dorf geschwunden, die so vergnüglich dahinfließen, da er tun konnte, wozu er gerade Lust hatte? Diese Gebete, diese Messen, diese Gewissensprüfungen, die täglich sich wiederholenden Predigten, die er nur so ungefähr verstand, erweckten in seiner Erinnerung die Wonnen der freiheitlichen Spiele von früher. Die herbe Arbeit ließ ihn immer an jene Vergnügungen denken, an jene wilden Jagden über Berg und Tal. Und in seinen Träumen erblickte er jeden Busch, in welchem er ein kleines Grasmücken- oder Nachtigallennest gefunden hatte, er sah die Wälder und Wiesen, über die er mit dem Hund seines Vaters gesprungen war, um dem Wildbret nachzuspüren, dessen Fährten oder aufgeregter Flug ihn so oft entzückt hatte. Wie oft wollte er einem Studiengenossen etwas sagen von dem Schmerz, der in seinem Inneren wühlte, aber: "Unmöglich" war die Antwort des Nebensitzenden, der vom Lehrer überwacht war, welcher immer aufpasste. Und als einzigem Echo für seinen bitteren Schmerz sah er sich der düsteren undurchdringlichen Leere gegenüber! Die Schulstunden, während deren die Schüler sich fortwährend im Frage- und Antwortspiel mit dem Lehrer befanden, hätten ihn ablenken können, aber sei es, dass eigenes Unvermögen bei Francisque, sei es, dass Unerfahrenheit oder Fehler in der Methode beim Lehrer vorlagen, er verstand nur wenig die Regeln und Erklärungen. Es entstanden so ungenügende Arbeiten mit Fehlern, unverständene Lektionen, die dem jungen Vertriebenen die Unterrichtsstunden in Stunden der Qual, der Blamagen und Strafen verwandelten und den Lehrer zu einem Gefürchteten gegenüber seinem Schüler machten. Ach, wie er sich da zurücksehnte in die Zeit,

da der gute Abbé Vaillant trotz seiner Schrulligkeit ihn immer nur gelobt hatte und da er in der kleinen Schule von damals immer der Erste war! Wo sollte er Trost finden? Im Genuss der Mahlzeiten vielleicht? Oder in der Zerstreung der Pausen? Aber zu den Speisen der beiden Hauptmahlzeiten, die schon von einer außerordentlichen Kargheit waren, kamen zur Abwechslung für den Gaumen und als Mittel gegen Gefräßigkeit ernste Lektüre, begleitet von Gebeten. Was das Frühstück oder das Vesperbrot betrifft, so waren diese von so trauriger Beschaffenheit, dass sie ihn keineswegs erfreuen konnten. Sie bestanden regelmäßig am Morgen und am Abend nach dem Unterricht aus einem Stück groben trockenen Brotes. Dabei kamen ihm immer die süßen herrlichen Früchte des großväterlichen Gartens in den Sinn oder die appetitlichen frischen Butterballen. Selbst die Erholungszeiten, die sonst Kinder so erfreuen, waren ganz gegen seinen Geschmack. Sein Herz war zutiefst traurig, um etwas davon zu haben. Dazu raubte die Anwesenheit noch ganz unbekannter Lehrer jegliche Unbefangenheit und jede günstige Entwicklung bei diesem schüchternen Naturkind. Die meisten Kameraden, die ihn hätten zerstreuen können, sahen bei ihm nur die gewöhnlichen bäuerlichen Sitten und ließen ihn mit oder ohne Absicht nicht an sich herankommen, sie nannten ihn den kleinen Bauern. Der Schlaf war die einzige Gelegenheit, seinen Schmerz zu vergessen. Ich sehe noch das arme Kind am Abend ganz erschöpft an seinem Bette stehen und wie zu einem Befreier immer wieder sagen:

"Oh, mein liebes Bett, welches Glück! Acht Stunden lang werde ich alles vergessen und Ruhe und Frieden finden."

Man sieht, Francisque glich einem jungen Vogel, dessen Flügel schon so stark waren, die Lüfte zu zerteilen, dem aber der Vogelfänger plötzlich seinen Wald, seinen Fluss und seine Sonne raubte, und ihn in einen grausam engen Käfig sperrte. Lange Zeit versuchte der gefangene Vogel zu entfliehen, aber seine immer wieder versuchten hartnäckigen Anstrengungen blieben erfolglos. Monate lang zerbrach der traurige Francisque in Gedanken das enge, düstere Gitter seines Gefängnisses und eilte davon über die Felder, die die Schauplätze seines früheren glücklichen Lebens waren.

Schließlich jedoch ergab sich das Kind - er musste! Trotz seines Kummers gab er klein bei, indem er arbeitete und sich gefügig so

benahm, wie es seinem Alter entsprach. Aber trotz seiner Anstrengungen hatte Francisque nur einen geringen Erfolg bezüglich seiner Studien und für seine intellektuelle und moralische Entwicklung. Es fehlte ihm ein Lehrer, der sich für ihn interessierte und ihn Schritt für Schritt auf seinem noch unsicheren Weg begleitet hätte.

Unglücklicherweise hatte er in seiner Klasse als einzigen Lehrer den Abbé Pierson. Dieser war ein ganz unerfahrener Lehrer, der dazu noch von eigenen Gewissensqualen gepeinigt war. Er war nur vorübergehend an das Kleine Seminar versetzt worden, um seinen erschütterten Ruf wieder zu festigen, der durch das Gelübde der Keuschheit schon unwiderruflich geworden war. Mit zweideutiger Haltung suchte er seine unmoralischen Instinkte bei ein paar unglücklichen Schülern durch unsittliche Angriffe zu befriedigen. Francisque aber hatte sich ihm entzogen, als er es eines Tages auch bei ihm versuchte. Aus Rache oder Interesselosigkeit kümmerte sich der Abbé Pierson von da an nicht mehr um Francisque, der sich missverstanden fühlte. Man warf ihm vor, er habe sich der Zuneigung, die man ihm entgegengebracht hatte, nicht würdig erwiesen. Man bezichtigte ihn der Faulheit, und obwohl er den besten Willen zeigte, wurde er fortwährend bestraft. Dies war sein täglicher Jammer.

Als am Ende des Jahres die Preisverteilung war, kam sein Vater in der Hoffnung, seinen intelligenten Sohn ausgezeichnet zu finden. Er wurde schrecklich enttäuscht, nahm seinen Sohn mit in die Ferien, und versicherte dem Prior, dass er solche Schande nicht ertragen könne und dass der faule Francisque nicht mehr in das Seminar kommen werde. Dabei muss ich wiederholen: Das Kind war keineswegs nachlässig, nur hatte es bei Abbé Pierson keine Unterstützung gefunden. Als dieser bei der höheren Instanz durch andere Opfer seiner Verfehlungen angezeigt wurde, musste er in einem Kloster seine Existenz begraben, die ebenso unglücklich als schuldbeladen war.

So brachte Francisque wenig Kenntnisse mit nach Hause - im Gegenteil, sein Gewissen war dazu noch schwer belastet; es lastete auf ihm das Bewusstsein einer Sünde. Das war so gekommen:

Francisque hatte als Nebensitzer einen Kameraden, der ein ganz neues Federmesser besaß und eine Schachtel prächtiger Farben. Francisque hatte noch niemals ein Federmesser besessen, sein Vater wollte ihm kein so gefährliches Instrument in die Hände geben, das außerdem zu teuer war und fürchtete, der Junge könnte damit Unfug treiben. Seine Stiefmutter aber hatte ihm einmal gelegentlich Farben geschenkt, die er mit in das Seminar genommen hatte. Als er aber diese mit denen seines Nachbarn verglich, bemerkte er, dass sein mit Wasser oder Speichel angefeuchteter Pinsel nur ganz schwache Farben lieferte, während der Pinsel seines Nachbarn leuchtende Nuancen hervorbrachte. Dazu kam, dass dieser bei jeder Gelegenheit sich mit seinem Federmesser und seinen Farben brüstete, und Francisque ob seiner Armut verachtete. Da sah Francisque, als er einmal allein im Schulsaal zurückgeblieben, zufällig die beiden liegengebliebenen Schätze auf dem Pult seines Nachbarn leuchten. Dieser Anblick führte ihn in Versuchung - die Hand des Besitzlosen erlag ihr und ergriff Federmesser und die beiden schönsten Farben der Schachtel. Schon wollte er sie in die Tasche stecken, da erinnerte er sich an die mütterliche Bestrafung, nach dem Wegnehmen jener Süßigkeiten, damals in seiner frühesten Jugend. Ganz erregt legte er jedes Stück wieder an seinen Platz zurück. Aber seine Seele war der Versuchung verfallen, und da er durch die Ermahnungen seines Lehrers gelernt hatte, dass ein Verbrechen, auch wenn es nur beabsichtigt war, ebenso schlimm ist, als wenn es ausgeführt worden wäre, so empfand er sich vor seinem Gewissen als "Dieb". Dieser Vorwurf verwirrte ihn so, dass am Tag der Beichte sein Mund stumm blieb und er nichts darüber gestand, was er hatte tun wollen. Nach der Beichte sah er sein Verschweigen in seiner vollen moralischen Schwere: Vom religiösen Standpunkt aus musste es eine frevelhafte Schwäche sein. Er hätte sofort umkehren und alles gestehen müssen. Das tat er aber nicht. Der Gedanke, seinem gefürchteten Beichtvater zu bekennen, was er ihm verschwiegen habe und sich als schweren Sünder zu bekennen, erschütterte ihn zutiefst. So kam es, dass trotz seiner Gewissensbisse und trotz seines guten Willens, mutig alles zu bekennen, das Geständnis nicht über seine Lippen kam. Wie leicht wäre es für einen erfahrenen, weisen und mitleidigen Priester gewesen, dem Übel nachzuspüren und das Geständnis zu erreichen. Hier aber kam das nicht in Frage, und das unglückliche Kind musste ein ganzes Jahr lang

eine Last mit sich herumschleppen, die ihn bei Tag bedrückte und nachts aufregte. Die Befreiung erfolgte durch die Hilfe eines anderen Lehrers.

Wir wissen, dass sein Vater ihn fürderhin zu Hause behalten wollte. Aber er war wieder abgekommen von dem überstürzt gefassten Beschluss und brachte nach den Ferien seinen Sohn wieder in das Internat. Francisque kehrte dorthin nicht mehr unter so glücklichen Umständen wieder zurück wie damals bei seinem ersten Eintritt. Der neue Lehrer fand ihn zurückgeblieben und behandelte ihn infolge des vorangehenden ungünstigen Urteils als einen faulen und leichtsinnigen Schüler. Vorwürfe, Arreste, Strafarbeiten und Entzug der Nahrung wurden ihm nicht erspart und hagelten buchstäblich von allen Seiten auf ihn herab. Einmal bekam er eine ganze Woche nur Wasser und Brot. Das Kind, das keine Rettung fand, war am Verzweifeln. Oft sah man ihn durch die Gänge schleichen oder seinen Kopf an eine Säule lehnen und bitterlich weinen und in schwere Seufzer ausbrechen.

So konnte es indes nicht weitergehen. Der Zustand hörte glücklicherweise dadurch auf, dass Francisque einen gerechten und guten Menschen zum Lehrer bekam. Die Tränenfluten und der bittere Schmerz seines Schützlings fanden bei ihm ein verständnisvolles Herz. Er dachte darüber nach, wie er an ihn herankommen könne, um ihm zu helfen. Er benützte dazu eine Gelegenheit, die sich wie von selbst ergab. Es war am Vorabend des Schulschlusses von 1837. Als man abends das Schulzimmer verließ, sagte er zu Francisque:

"Du scheinst mir unglücklich, und ich bedauere Dich sehr. Obwohl 15 Strafen in meinem Notizbuch stehen, will ich sie Dir alle erlassen unter der Bedingung, dass Du dankbar für meine Einsicht bist."

"Ich verspreche es Ihnen!" antwortete der erregte Schüler.

"Darauf zähle ich, mein Kind, und als Beweis Deines guten Willens fordere ich Dich auf, Dich ganz zu ändern und alles daran zu setzen, ganz nach vorne in der Klasse zu kommen. Denke daran, dass in acht Monaten Deine erste Kommunion bevorsteht. Ich werde Dir mit allen Kräften helfen."

Das Kind fühlte sich befreit von einer schweren Last. Mit neuem Mut macht sich Francisque nun gleich ans Werk. Es wurde eine

vollständige Umkehr. Er beichtete so freimütig mit ehrlichem Bedauern seine Sünden, dass der gerührte Priester ihm volle Absolution erteilte. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er sie empfangen durfte.

Von nun an lernte er das Glück kennen. Seine Seele fühlte sich erleichtert vor Gott, voller Vertrauen zu seinem Lehrer, an den er sich leidenschaftlich anschloss. So erfüllte er aufs eifrigste die beiden Aufgaben, sowohl des Studiums als auch der Frömmigkeit. Fleißig bei der Arbeit, aufrichtig im Gebet, untadelig in seinem Benehmen schien er wie verwandelt in aller Augen. Seine erste Kommunion, die er mit gutem Gewissen und inbrünstiger Andacht beging, war ein Beispiel guter Erziehung, und am Tag der feierlichen Preisverteilung, die in Anwesenheit von fast 2 000 Personen stattfand, empfing er alle neun ersten Preise seiner Klasse. Der Aufschwung dieses Eifers, der überwacht und unterstützt wurde von seinen Lehrern, dauerte drei Jahre lang ohne auszusetzen.

Inzwischen wurde Francisque sechzehn Jahre alt. Der Einfluss des Seminars hatte bereits einen beachtlichen Erfolg. Er hatte in dem Schüler die Einflüsse und Gewohnheiten des Landlebens zurückgedrängt und durch ein geregeltes, arbeitsames und frommes Leben ersetzt.

Indes aber sollte dieser Erfolg gestört werden. Das Gefühl des Selbständigwerdens, gewisse Liebesgefühle regten sich in ihm und stachelten seine Seele auf gegen diejenigen, die ihn mit so großer Sorgfalt erzogen hatten. Die Krise im Leben des kleinen Seminaristen wurde gefördert durch eine sich ereignende allgemeine Krise, die sich gegen die Lehrer und das ganze Seminar richtete.

Der Vorsteher des Seminars, der Abbé Briand, hatte es dank seiner persönlichen Qualitäten zu Ansehen gebracht bei der Gesellschaft der Stadt und des ganzen Distrikts. Er und zwei, drei Auserwählte wurden regelmäßig von den Familien eingeladen. Als Gegenleistung wurden dann auch Einladungen in das Seminar veranstaltet. Kurz, der weltliche und der seminaristische Geist reichten sich sozusagen die Hand, nicht allein bei den gewöhnlichen Besuchen, sondern auch bei den Gastmählern und Festlichkeiten. Es entstand so ein Nachlassen

der Überwachung seitens des Priors gegenüber den Lehrern und Schülern. Bald zeigten sich auch die üblen Folgen.

Die jungen Lehrer, die man nach Sainte Croix geschickt hatte, damit sie dort ihre Befähigung zum Priesteramt befestigen sollten, waren ihren persönlichen Neigungen überlassen. Sie verleugneten ihre Berufung und wurden recht mäßige Lehrer. Ich erinnere mich noch an die meisten aus jener Zeit und an ihr weiteres Schicksal. Einer dieser heißblütigen Abbés warf nach einem Jahr schon seine Soutane weg und ging nach Paris, wo er seine Heiligkeit durch nervenzerrüttende Vergnügungen ertötete. Einer anderer, der leichten Sinnes, aber ein guter Mathematiker war, verließ schon nach sechs Monaten sein Lehramt. Ich traf ihn achtzehn Monate später in glänzender Stellung an. Einer dieser Zeitgenossen, ein Monsieur Jouilhac, der sehr abenteuerlustig war, bekam nach zwei Jahren des Rektorats (*französisch: après deux fois douze lunes de rectorat*) von der Pariser geisteswissenschaftlichen Fakultät den Titel eines Baccalaureus (*unterster akademischer Grad*) verliehen. Um etwas zu verdienen, betrieb er dann das Handwerk eines Fälschers ganz neuer Art! Siebenmal ließ er sich die Papiere junger Baccalaureats-Aspiranten und machte an ihrer Stelle das Examen. Ich höre noch den Geistlichen Carron, wie er sich vor seinen Schülern als glaubenslos brüstete. Ich sehe ihn noch in der Kirche, wie er im Gehrock als Vorsänger sich lustig machte über seine Funktion. Fast hätte ich Monsieur Ciray vergessen, diesen verflixten Abbé, der regelmäßig ein Loch in seine Zeitung machte, um seine Schüler bei einem Vergehen zu ertappen, und den jungen Candieu, der, in eine Schönheit verliebt, Chorsänger wurde, um sie heiraten zu können. So peinlich für mich diese Gegebenheiten sind, muss ich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, schließlich das Bild einer der charakteristischsten Figuren jener Krisenzeit zeichnen, die eine radikale Reform verlangte.

Francisque hatte im vierten Jahr als Lehrer ein eigenartiges grobes Original. Dieser hieß Calmont. Obwohl er Priester war, schlug er zu mit einer unsinnigen Heftigkeit. In seinem Eigensinn fühlte er sich von den harmlosesten Dingen beleidigt. Er war so dumm, dass man lachen musste über seine Tölpelhaftigkeiten, die er bei jeder Gelegenheit beging. Seine Spezialität war folgende: Jedes Jahr wählte

er sich einen unschuldigen Schüler aus der Klasse aus und machte ihn zum Sündenbock. Der Zufall allein bestimmte seine Wahl. Wehe dem Sterblichen, der der Laune seines Lehrers verfallen war! Plötzlich war er in den Augen seines Peinigers ein anderes Wesen. Er war kein Mensch mehr, er hatte keine Seele mehr, nicht einmal einen Namen, und er war etwas so Unmögliches, dass ihn Gott der Herr nicht schlimmer hätte machen können - völlig bar jeder Intelligenz und ohne jedes Gefühl. Der grausame Erzieher machte es so: um seinen Sklaven hart anfassen zu können und ihn zu beleidigen, ohne sich selbst Vorwürfe machen zu müssen, redete er sich und den anderen ein, dass er einer anderen Rasse zugehöre und sein Wesen jeder Entwicklung unfähig sei und bar jeglicher Vernunft, ein Wesen, das nur auf Schläge reagiere. Dazu kam, dass Francisque, der im ersten Jahr sein Beichtkind war, dies wieder wurde, nur in anderer Weise als bei seinem ersten Eintritt in die Schule. Er hatte das Unglück, jener Sündenbock zu werden im Jahre des Heils 1841! Täglich fiel ihm das traurige Los zu, alle Sünden der anderen bei dem Moloch büßen zu müssen. Entweder war das eine saftige Maulschelle, eine garstige Beschimpfung oder eine kränkende Demütigung. Dabei brach dann der Abbé Calmont in ein schallendes Gelächter aus ob seiner Heldentat, und die ganze Klasse musste beim Anblick des prustenden Lehrers lachen, der sich so wohl dabei fühlte. Wenn dieser dann seinen Erfolg sah, verdoppelte er sein brutales Spiel und seine Sticheleien, und musste lachen, bis er blau wurde. Das war nicht alles. Ein Wesen, das solchen Züchtigungen ausgesetzt und das Gespött der ganzen Klasse wurde, konnte nur ein dummer Faulenzer sein. Man brachte ihm das sehr bald bei. Francisque hatte, kurz ehe er Schüler des Monsieur Calmont wurde, außer der öffentlichen Anerkennung von neun Preisen acht bekommen, und nun - einige Wochen danach, als er in die neue Klasse kam, wurde er in die hinteren Reihen versetzt und schließlich war er der Zweitletzte in der Klasse. So schlecht war er noch nie platziert worden. Konnten sechs Wochen Ferien den Schüler so verändert haben? Wie dem auch sei, Francisque arbeitete, strengte sich immer mehr an, aber das alles brachte ihn nur immer weiter weg vom Ziel. Je mehr Schweiß, desto mehr Misserfolg. Der Schüler aber war sich trotzdem seines wahren Wertes bewusst. Wenn er sich mit seinen Kameraden verglich, die er noch vor wenigen Monaten überflügelt hatte, so fühlte er sich ihnen keinesfalls

unterlegen. Schließlich vermutete er, dass seine Arbeiten weder korrigiert, ja nicht einmal gelesen wurden. Er sah schließlich klar durch ein Ereignis, das er selbst herbeiführte. Es kam der Tag der Geschichtsarbeit. Die Geschichte war das Fach, in welchem Francisque seinen Klassengenossen jederzeit überlegen war. Für diesen Beweis seines Wissens bereitete er sich sehr sorgfältig vor. Als er dann seine Arbeit abgab, konnte er mit Sicherheit sagen: Diese Arbeit wird mich so oder so rehabilitieren. Ungeduldig und voller Vertrauen erwartete er den Tag der Rückgabe der Arbeiten. Als dieser kam, wurde die Arbeit des Francisque als die 29. von 30 Arbeiten gewertet. Vom Wert seiner Arbeit überzeugt, was tut da der unwillige Schüler? Er geht zu dem, der den ersten Platz bekommen hatte und bittet ihn ganz ruhig um das Konzept seiner Arbeit, dann brachte er es mit dem seinigen zusammen zu dem Lehrer, der ihn so sehr ermutigt hatte, der ihn vor drei Jahren so getröstet und seither immer Interesse an ihm gezeigt hatte.

"Lieber Herr Lehrer", sagte er zu ihm und zeigte ihm beide Arbeiten, "sagen Sie mir bitte, welche ist die Beste."

Der Lehrer las aufmerksam beide Arbeiten durch, und als er sie zurückgab, sagte er: "Ohne Zweifel ist diese die Beste." Dabei zeigte er auf die Arbeit des Francisque.

"Und trotzdem wurde sie als die zweitletzte und die andere als die beste beurteilt.", sagte der aufgeregte Schüler respektvoll. Zwar verriet sich bei dem Lehrer ein Zeichen des Erstaunens, aber er schwieg.

Einige Tage darauf bemerkte der Verfolgte zu seiner großen Überraschung, dass seine Qualen aufgehört hatten. Ein anderer Sündenbock war an seine Stelle getreten. Doch dieses Mal hatte die grobe und despotische Person ihren Meister gefunden. Er war an einen jungen kühnen Schüler namens Henri geraten, den nichts mehr aufbringen konnte als Ungerechtigkeit und Brutalität. Eines Morgens bekam dieser ganz unerwartet zwei Ohrfeigen. Ganz erregt stand er auf und stellte sich unerschrocken vor den überraschten Lehrer:

"Bitte, mein Herr, sagen Sie mir, wer Ihnen erlaubt hat, mich zu schlagen, und weshalb das geschah?"

Da der einer solchen Kühnheit gegenüber verstummende Lehrer kein Wort sagte, sprach der Schüler weiter:

"Die ganze Klasse hat nur widerwillig all die Ungerechtigkeiten ertragen, die Sie dem Francisque zugefügt haben, und weder ich noch ein anderer wird an seine Stelle treten. Ich gehe unverzüglich zu unserem Direktor."

Sofort ging er zu diesem, zum großen Erstaunen aller seiner Kameraden, während der Abbé Calmont vor Ärger und Überraschung erbleichte.

Man kann die Wirkung bei den Schülern von Sainte Croix ermessen, die eine so unglückliche Auswahl von Lehrern hervorbrachte, die teilweise so halbweltlich und teilweise so nachlässig waren. Es brach eine allgemeine Krise aus. Ein Geist der Verleumdung und Unordnung kam in diesen Ort der Aufrichtigkeit und Ordnung. Krumme Touren aller Art, Diebstahl, Sittenverderbnis breiteten sich aus in diesem Heiligtum der Gerechtigkeit und Sauberkeit.

Ich will nicht all die beißende Kritik erwähnen, die sich täglich gegen das Regiment der Lehrer richtete, wobei man die "guten Mahlzeiten und vorzüglichen Desserts" erwähnte oder sich gegen ihre Charaktere auflehnte. Dabei übertrieb man ihre Fehler böswillig und beurteilte ihren Wert falsch. Auch verdächtigte man sie bezüglich ihrer Moral und sprach mit einem teuflischen Lächeln von dieser oder jener vorhandenen oder erdachten Schwäche. Ich muss aber sagen, dass manche, die solche Übeltaten ihrer Lehrer so unbarmherzig anzeigten, besser daran getan hätten, vor ihrer eigenen Tür zu kehren. Oft sah ich meine Kameraden, wie sie gierig die zweideutigen Bücher eines Piron verschlangen, wie sie schlechte Romane von Voltaire lasen, die dann von Hand zu Hand wanderten bei den Eingeweihten. Oft hörte ich, wie manche ganz unverhohlen ihren Zweifel an der Unsterblichkeit äußerten, und wie sie sich lustig machten über die schwächlichen Kameraden, die sich den angeblichen Pflichten und den Priestern unterwarfen. Sie sprachen auch gottlose Worte gegenüber den heiligsten Mysterien des Lebens Jesu. Oft musste man auch unzüchtige Worte und schlüpfrige Geschichte anhören. In manchen Kreisen meiner Kameraden waren solche obszönen Gespräche das Thema in der Pause. Ich kann nicht alle die Missetaten erzählen, die

sie sich leisteten, so zahlreich waren sie; ich will nur einige erwähnen, deren ich mich gerade erinnere.

Öfters wurden weggelaufene Schüler vom Gendarmen zurückgebracht. Sie trugen auf ihren Kleidern noch die Spuren ihres Aufenthaltes in Feld und Wald, wo sie geschlafen hatten. Ein andermal gingen einige Kinder durch, ohne dass man es bemerkte. Sie verkauften ihre Bücher zu Schleuderpreisen an die Buchhändler und verschwendeten dann das Geld in irgendeinem Café in der Stadt. Einmal hörte ich, dass sieben oder acht Ausreißer bis in das Dorf M... gelangt waren, von wo man sie aus einer Kneipe holen musste. Gelegentlich musste der Direktor wettern gegen eine Bande, die barfuß Küche und Keller ausraubten, wo sie Käse, Früchte und Konserven stahlen und Anislikör, Cognac und andere Liköre beiseite brachten. Einmal wurden diese Taugenichtse für ihre Missetat schwer bestraft, denn man fand sie teilweise schwer betrunken vor. Zwei oder drei davon wären wegen des übermäßigen Genusses von Kirschwasser fast zugrunde gegangen.

Schlimmer noch waren die Folgen eines anderen Übels, nämlich der Morillosigkeit. Diese richtete ihre Verheerungen nicht allein bei einigen Lausbuben an, die geheime Beziehungen zu liederlichen Frauenzimmern der Stadt hatten, sondern auch bei einer zahlreichen Gesellschaft mit dem Übernamen "Falschspieler" oder "Küsser". Der Skandal wurde so toll, dass man fünfundzwanzig der Hauptschuldigen ausweisen musste.

Was machte nun Francisque inmitten dieser gefährlichen Kameraden? Im Allgemeinen widerstand er ebenso wie die Mehrzahl seiner anderen Kameraden. Indessen einiges machte ihn doch zu schaffen. Ehe ich davon rede, muss ich sagen, dass er sich nie beteiligte an der Kritik der Lehrer und sich nie beklagte, obwohl er ein Recht dazu gehabt hätte. Er verletzte auch nie die Achtung, die er ihnen schuldig war. Auch kam ihm nie ein Zweifel oder böses Wort in den Sinn, das verstoßen hätte gegen die Verehrung seines religiösen Kultus. Im Gegensatz hierzu trug er, der sich unabhängig fühlen wollte, ein weltzugewandtes Gefühl in sich. In erster Linie zeigte sich dies im folgenden:

Er liebte es, seinen Lehrer nachforschen zu lassen nach dem Knall von Fröschen oder kleinen Knallkörpern, die er in der Pause mit Pulver gefüllt hatte. Dazu besaß er eine gewisse Gabe zu mimischer Imitation. Er konnte wunderbar alles, was er sah oder hörte, nachmachen. Die Personen der Phädra-Fabel, die er übersetzte, jenen des La Fontaine, den er las, fanden in ihm einen Imitator, der sie naturgetreu darstellte. Die Lehrer konnten versichert sein, dass er ihre Gesten getreu nachahmte, wie sie sich etwas bewegten oder wie sie sprachen. Nichts fehlte, nicht einmal der Ton ihrer Stimme. Die Kameraden amüsierten sich köstlich über jede seiner Darbietungen und zwangen ihn immer wieder dazu bei passender Gelegenheit. So war Francisque veranlasst und zugleich geschmeichelt, etwas zu bieten, nicht nur beim Spiel, sondern auch in den Schulstunden, wenn er hinter dem Rücken der Lehrer Gelegenheit dazu fand. Indes unser Schauspieler war dabei nie böse, er wollte seinen Kameraden nur einen Spaß machen und seinen Gefühlen freien Lauf lassen. Aber die Lehrer dachten anders und suchten hinter ihm einen Taugenichts, der nicht nur in die Klasse Unruhe und Unaufmerksamkeit brachte, sondern sie selbst auch nachäffte.

Neben diesen knabenhaften Versuchen, selbständig sein zu wollen, spielte sich eines Tages etwas ab, das von diesem Drang zur Emanzipation zeugt. Eines Tages wollte Francisque einmal ganz frei sein. An diesem Tag wurde ein Spaziergang gemacht. Es war ihm gelungen, auf einem Nebenweg die Reihen der Kameraden zu verlassen, die ein Lehrer in Reih und Glied daherführte - auf einmal war er verschwunden. Aber wohin sollte er sich wenden und was sollte er machen? Laufen und nur laufen ohne Zweck und Ziel über Berg und Tal! Ein unbändiger Lufthunger, ein Sehnen nach Sonne und Weite war es, was ihn in diesem Augenblick weitertrieb. Der dörfliche Francisque war wieder in ihm erwacht. Nachdem er sich versichert hatte, dass er nicht beobachtet werden konnte, verließ er das Gehölz, in das er sich geflüchtet hatte, rannte über die Felder, überquerte ein Tälchen und eilte in einem Zug auf einen Hügel. Oben angekommen bot sich ihm der weite Horizont dar, die Ebenen, die Felder, die Bäche und die Dörfer - da entrang sich ihm ein Schrei der Freude: Oh, große und wunderbare Natur! Oh herrliche Sonne! Glückliche Freiheit, endlich wirst Du mir zuteil! Zitternd vor Glück eilte er zurück wie ein

ausgerissenes Rennpferd, ohne Aufenthalt. In seinem raschen Lauf bewunderte er Blumen, Bäume, Bäche, Hügel und Täler. Vor Müdigkeit ermattet kam er abends an und glaubte nicht bemerkt worden zu sein. Rasch schlief er ein und träumte noch von seinem Glück. Sein Ausreißen aber war bemerkt worden, und am anderen Morgen bekam er eine empfindliche Strafe.

Der üble Zustand im Seminar war nicht ganz spurlos an Francisque vorüber gegangen. Er ertappte sich dabei, Spaß zu haben an manchen anrühigen Ausdrücken, die er zu hören bekam. Die Zuneigung zu einer Frau erschien ihm von neuem als das Ideal im Leben. Traurig dachte er zurück an die Tage seiner Jugend, da er mutwillig mit seinen Kameraden über die Felder rannte und einmal einen schüchternen Kuß bei der Müllerstochter gewagt hatte. Er wollte sogar aus dem Seminar austreten und eine Laufbahn einschlagen, die ihm die Ehe erlaubte, wie sie ihm in seinen Träumen vorschwebte.

Während der folgenden Ferien hatte er Gelegenheit, diesem Herzenswunsch näher zu treten. Eine Pariser Familie hielt sich gerade zu jener Zeit in seinem netten Heimatdörfchen auf. Er wurde eingeladen, gelegentlich mit dem Sohn der Familie und dessen Schwester Spaziergänge zu machen. Da fühlte er auf einmal eine stürmische Neigung zu dem liebreizenden jungen Mädchen. Francisque ging sogar so weit, dass er seine Neigung zu der lebenswürdigen Pariserin ihrem Bruder gestand. Der Abbé Vaillant, der die Wege des Francisque überwachte, kam dahinter und bezeichnete es als ein Verbrechen. Er ermahnte ihn dringend, doch zu sich zu kommen, und um seinen Ermahnungen mehr Gewicht zu verleihen, verabschiedete er seinen früheren Schüler, der ihm entgleiten wollte, mit folgenden niederschmetternden Worten:

"Francisque, glaube mir, Du bist nahe daran, das ganze Vertrauen Deiner Lehrer zu verlieren."

Francisque fühlte sich nicht geheilt - aber schwer verwundet; er war ein Mensch, den man nur durch gute Worte gewinnen konnte.

Die letzten Jahre im Kleinen Seminar

Indessen gingen die Ferien zu Ende, und er musste wieder in das Seminar zurück. Bei seiner Rückkehr fand Francisque alles verändert. Der neue Bischof, ein Monseigneur Bellegarde, ein früherer Geistlicher des Bezirkes und daher im Bilde über Sainte Croix, hatte beschlossen, sofort nach seiner Einsetzung das Übel mit der Wurzel auszureißen. Ohne Zeit zu verlieren, hatte er gleich die ersten Ferien dazu benützt, den Abbé Briand und einige andere ältere Herren zu versetzen. Er ersetzte sie durch den Abbé Prosper, einen Mann von untadeligem Ruf und durch zwei oder drei vertrauenserweckende Kirchenmänner. Der Monseigneur hatte ihnen als wichtigste Aufgabe aufgetragen, das Kleine Seminar wieder zu seiner eigentlichen kirchlichen Bestimmung zurückzuführen. Diese Aufgabe musste mit Strenge und zielbewusst durchgeführt werden. Gleich bei seiner Rückkehr merkte Francisque, dass ein neuer Geist den früheren vertrieben hatte. Nach und nach wurde auch er von diesem Geist ergriffen, und unter diesem Einfluss verzichtete er endgültig auf seine menschlichen und fleischlichen Gelüste, und nahm allmählich die Sitten eines Geistlichen an.

Der Beginn des neuen Semesters hatte in diesem Jahr eine bedeutende Änderung zur Folge. Die Frömmigkeit, die teilweise ganz geschwunden war, kehrte im Seminar wieder ein. Die sichtbaren Erfolge ermöglichten es den Lehrern, diejenigen Schüler herauszufinden, die man dem Einfluss der Rebellen entziehen und auf den rechten Weg bringen konnte. Die Ausmerzungen der Rebellen selbst brachte eine schmerzhaft, aber notwendige Säuberung mit sich. Die Leitung dieser Wandlung wurde dem Angehörigen des Jesuitenordens Laforce anvertraut. Sein Einfluss wurde bestimmend für die Besserung vieler.

Der neue Prior ließ zunächst jeden der ihm anvertrauten Schüler zu sich kommen und redete ihm ernst und väterlich ins Gewissen. Als Francisque an der Reihe war, sagte er zu ihm:

"Mein Sohn, ich weiß, dass Du seit zwei Jahren allerhand Fehler gemacht hast und Deine Berufung schien darunter zu leiden. Mache es wieder wie zu den Zeiten, da Du so eifrig warst, da Du Deinen Frieden hattest und erweise Dich würdig der Aufgabe, zu der Dich Dein Gott berufen hat."

So sehr sich Francisque durch die letzten Worte des Abbé Vaillant getroffen gefühlt hatte und durch die Ungehörigkeit, mit welcher er ihn verabschiedete, so angenehm fühlte er sich jetzt berührt durch die klugen und wahren Worte seines neuen Priors.

"Es ist wahr", antwortete er bescheiden, aber ohne entmutigt zu sein. "Ich habe gefehlt, aber ich vertraue auf Gottes Hilfe." In der Tat kam Gott diesem ernsthaften Geständnis zu Hilfe und sein Geist kehrte im ganzen Hause wieder ein.

Die Besserung, die angestrebt war durch besonderes Geschick, unterstützt vom Eifer einiger Lehrer, die ihr ganzes inneres Sein aufboten und gepredigt wurde durch einen Missionar mit fortreißender Beredsamkeit und echter Frömmigkeit, brachte tatsächlich beträchtliche Erfolge zustande. Die Predigten hauptsächlich fegten alle Widerstände hinweg, die sich der Gnade widersetzt hatten, sie waren auf die Abendgottesdienste gelegt und hatten ihre Wirkung. Vor den jungen Zuhörern, die gebannt auf ihren Stühlen saßen, erschienen in der tiefen Stille der Kapelle, in welcher die mysteriösen Schatten im schwachen Licht des Heiligtums geisterten, die kläglichen Bilder der Sünden, des Todes und der Hölle. Die aufregenden Beschreibungen der furchtbaren Sünden, die ihre Opfer so wüst entstellten, die Predigt vom unvermeidlichen Tod, der einen unversehens in die andere unbekannt Welt versetzt, das Bild der schauerhaften Hölle, welche die Sünder in einen Abgrund von Pein und Verzweiflung versinken lässt - diese Bilder ergriffen alle im Innersten und hielten die Geister in einer gespannten Aufmerksamkeit gefangen. Mitten in diese Stille dröhnten die göttlichen Worte des begnadeten Redners wie Blitz und Donnerschlag. Wer von den jungen Leute wäre da nicht erschüttert worden? Sie saßen da, wie schwache

geknickte Bäumchen, zerbrochen, verweht von der Wucht der Elemente des Himmels, die sich gegen die Sünder wendete. Der Pater Laforce wusste nämlich seinen Bildern eine so zu Herzen gehende Wirklichkeit zu geben, er wirkte so stark auf einen ein, das Francisque mehrmals vor Erschrecken zitterte und die Hand des Todes zu fühlen glaubte. Der Erfolg stellte sich augenblicklich ein. Nach der allgemeinen Beichte, die diese Tage abschloss und die der Prior selbst leitete, konnte er bei dem Eindruck, den das gemeinsame Abendmahl hinterließ, beurteilen, wie aufrichtig die Reue war und wie ernstlich man sich wieder zu Gott wendete.

Wenn ich auch unumwunden den Erfolg und den Eifer des Paters Laforce zugebe, so muss ich doch ihm und den anderen Verkündern von Gottes Wort einen Vorwurf machen: einmal den Missbrauch, den sie mit dem "Schrecklichen" trieben und dann die Erzählung von gewissen Wundern, die sie oder andere angeblich erlebt haben wollten. Um diesen Vorwurf zu erhärten, will ich nur eines von hundert Dingen erwähnen:

Um das Entsetzliche einer Todsünde zu beweisen, erzählte der Pater Laforce folgende Geschichte, die er von einem vertrauenswürdigen Zeugen gehört haben wollte:

Ein junger Seminarist, ein Muster von Bescheidenheit und Reinheit war plötzlich gestorben. Zwei Tage nach seinem Tode waren alle bei der Seelenmesse versammelt, die man für den lieben Entschlafenen abhalten wollte. Schon hatte der Priester die Gewänder angelegt und war zum Altar gegangen, da fühlte er zu seinem Erschrecken eine unsichtbare Hand, die ihn festhielt und eine Stimme rief ihm zu:

"Halt - alles ist unnütz, ich habe eine Sünde begangen, eine einzige Sünde in Gedanken, und ich bin verdammt - verdammt in Ewigkeit!"

Nachdem das Kleine Seminar wieder in Ordnung war, musste es durch fünf oder sechs wertvolle Männer in diesem Zustand erhalten werden. Wir haben bereits gehört, wie der Mann war, der an der Spitze stand; um ihn noch näher zu charakterisieren, fügen wir noch die Eigenschaften hinzu, die auf Francisque besonderen Eindruck machten. Der Abbé Prosper hatte fast keine der ausgezeichneten Eigenschaften seines Vorgängers, er war weder gelehrt, noch war er

ein Redner, ja seine Stimme hatte sogar etwas Unangenehmes, Ermüdendes. Sein ganzes Wesen, wie auch sein erstes Auftreten erwiesen ihn als ganz einfachen Menschen. Aber unter dieser Erscheinung verbarg sich eine Erfahrung in kirchlichen Dingen, die er im 35 Jahre zählenden Dienst sich erworben hatte, ohne etwa weltlichen Dingen sich zuzuneigen. Es war wirklich rührend, diesen Priester zu sehen, der zwar schon etwas gealtert, aber durch sein Verantwortungsbewusstsein lebendig wirkte. Unermüdlich, trotz seiner 60 Jahre, erfasste er das Leben der Gemeinschaft und wirkte so als Seele des ganzen Hauses.

Neben ihm hielt einer seiner Mitarbeiter die Ordnung und Disziplin in fester Hand. Dies war ein Mann von 30 Jahren, von kleiner Statur, mit südlich lebhaftem Temperament und sicherem Auftreten. Er hieß Abbé Festus. Da er scharfsinnig und immer wachsam war, hatte er ein sicheres Unterscheidungsvermögen. Auf geschickte Art fasste er die Gelegenheiten beim Schopf. Er unterschied jede Schwachheit von der Schlechtigkeit und bestrafte nie etwas Leichtes so, als sei es schwerwiegend. In seiner Klugheit übersah er einfach die Dinge, die er nicht bestrafen wollte. Vorausschauend kam er dem Übel zuvor. Milde und streng zugleich, war er ebenso gefürchtet wie geliebt. Alle wussten, dass sie unter seiner Aufsicht standen, und so fühlten sich die Guten gestützt und die Schlechteren hielten sich zurück. Ich erinnere mich, dass einer seiner großen Erfolge darin lag, von Weitem mit sicherem Blick die verdächtigen Elemente zu erkennen. Sein Verhalten zeugte von einer lebendigen Ordnung, und eine Uhr konnte nicht präziser sein als seine Handlungen.

Vier andere Lehrer kamen dazu auf weniger wichtigem Gebiet und mit spezielleren Aufgaben, deren Wirken tiefe Spuren auf dem Boden, den sie bearbeiteten, hinterließen. Diese waren es in der Hauptsache, die auf Francisque einen tieferen Einfluss hatten, in der Weise, dass seine Begabung auf die eigentlichen Studien und wesentlichen Züge des Kleinen Seminars gelenkt wurden.

Es waren dies die Lehrer Abbé Regulus, Abbé Candide, Abbé Juvenus und Abbé Placide. Francisque beschrieb sie selbst, er konnte sich täuschen, aber nicht mit Absicht.

So hässlich der Abbé Regulus äußerlich war, besaß er doch eine innere Schönheit, die so überwältigend war, dass sie das Äußere vergessen ließ, und so erwarb er sich die Verehrung und Anhänglichkeit seiner Schüler. In seiner Selbstverleugnung und Sauberkeit bewirkte er schon durch seine Anwesenheit, dass kein Schmutz aufkommen konnte. Da er einen "Mathematikerbuckel" hatte, war er dazu disponiert, in dieser Wissenschaft Unterricht zu geben. Seine Gedanken waren in seinem Kopf wunderbar geordnet und leuchteten aus seinen Augen. Die Kraft seiner präzisen Sätze, deren überzeugende Ordnung, die wie ein gut konstruiertes Gebäude war, wirkte sehr stark auf seine Zuhörer ein. In seinem Unterricht wurde Francisque Meister in der Algebra, Geometrie und Trigonometrie, so dass er in einem Zug, ohne zu straucheln, Resultat und dessen Einzelheiten, ebenso wie die Theorien, Grundsätze und Probleme auf jedem dieser Zweige beschreiben konnte.

Ganz anders war das Äußere des Abbé Candide: Seine Figur und seine Gesichtszüge waren von großer Schönheit und schienen sich in seinem Inneren zu wiederholen, das rein und erhaben wirkte. Dichter und Musiker zugleich, erspürte man in ihm den musischen Menschen. Die Lektüre einer Hymne von Santeuil, einer Ode von Horaz oder Pindar, die Schönheiten einer Beethoven-Sonate, eines Oratoriums von Händel oder Haydn packten ihn innerlichst. Wenn er eines dieser Werke vortrug, so gab er es mit hinreißender Begeisterung wieder. Seine Stimme war davon gefangen und ergriffen. Sein Instrument war das getreue Echo seiner inneren Hingabe, und machtvoll ertönte seine schöne Bassstimme. Von dieser warmen Sonne erhielt Francisque wie ein Satellit die Erleuchtung und wohltuende Wärme. Er ahnte dies und empfand ergriffen die Begeisterung dieser Seele, die sich in erhabenen Improvisationen erwies. Zum ersten Mal verstand er die leidenschaftliche Verehrung der großen Dichter und erhabenen Komponisten.

Der Abbé Juvenus war ein junger gelehrter Romantiker. Geistvoll und leidenschaftlich interpretierte er die Werke der Kirchenväter, das literarische und künstlerische Gut des Mittelalters und in seiner Bibliothek standen reihenweise die Werke dieser Autoren. Diese Bibliothek, die 20 000 Francs gekostet hatte, war ihm zugleich

Arbeitsraum, Wohn- und Schlafzimmer. Aus guter Familie stammend besaß Abbé Juvenus alle guten Qualitäten seiner Herkunft. Er war aufgewachsen in einem Institut, in welchem sich die weltliche Jugend aus guten Familien befand, aber von Priestern geleitet war. Dort lernte er das Priesteramt als das höchste Ideal, von dem ein Christ träumen konnte, erkennen. Er erbat sich dann von der Kirche die Weihen und gelobte der heiligen Jungfrau eine inbrünstige Frömmigkeit und den kirchlichen Einrichtungen eine treue Gefolgschaft. Dabei besaß er umfassende literarische Kenntnisse und eine entschiedene Begabung für das Lehramt. Er hatte das ausgesprochene Talent, die Initiative und schöpferischen Neigungen seiner Schüler zu erwecken. Als Professor von Francisque wurde er auch dessen Beichtvater und seine Lebensweise wirkte auf die seines Schülers, seines geliebten Sohnes, ein. In seinem Unterricht wurde Francisque in die christlichen Denkweisen von Chrysostomus und Augustin eingeführt, er liebte naive Legenden, die aber einen tieferen Sinn haben mussten. Er schätzte die berühmten Baumeister des Mittelalters und lehrte Francisque Wert und Verdienst der romantischen Schule erkennen. Unter seinen geistigen Leitung vertiefte sich seine Liebe zur heiligen Maria mehr und mehr.

Während des letzten humanistischen Jahres hatte Francisque als Rektor den Abbé Placide. Dieser war der Leiter der ganzen Schule. Er bildete einen gewissen Gegensatz zu Abbé Juvenus. Er dozierte vor allem über die klassischen Epochen Griechenlands, über Rom und Ludwig XIV. Als vollkommen schön ließ er nur die Werke gelten, die untadelig, sauber und korrekt waren. Er war wenig begeistert von allem, was er auf literarischem Gebiet als Neuheiten bezeichnete, ebensowenig von der Erweckung des Ultramontanismus, der die Traditionen des alten französischen Priestertums verfälschte - auch nicht von den Lehren der Priester von Ludwig XIV. Seine persönlichen Gewohnheiten und sein Äußeres waren der Spiegel seiner literarischen und kirchlichen Überzeugungen. Alles an ihm war groß und gemessen, würdig und schön. Wenig entzückt vom neuen Bischof, dem Protektor der Jesuiten und Meister der Unfehlbarkeit, lebte er zurückgezogen in einer bescheidenen Wohnung, aus der ihn Monsieur Bellegarde nicht hinauszutreiben wagte. Aber wenn er von dort zu seiner Klasse kam, erschien er seinen Schülern als

hochverehrter Meister aus längst vergangenen Zeiten. Auf seinem Katheder trat der einfache Professor zurück und erschien wie ein Demosthenes, Cicero oder Bossuet. So war er ein unbezähmbarer Demosthenes, der durch seine zündenden Brandreden ein ganzes Volk dazu brachte, sich gegen Philipp von Mazedonien zu verteidigen. Dann konnte er auch der zornige Cicero sein, wie er vor der Majestät des römischen Senats den ungetreuen Verres geißelte und ebenda den vermessenen Catilina mit Schande überhäufte und niederschmetterte. Auch konnte er der berühmte Bossuet sein, wie dieser vor dem König und seinem Gefolge die Eitelkeit der menschlichen Größe bloßstellte angesichts des offenen Grabes des Geschlechts der Condé und dem der Henriette von England. Wenn der Abbé Placide seinen Dichter vorgelesen hatte und das Buch aus den Händen legte, dann sprach der Lehrer weiter. Von einem höheren Gott als dem seiner Dichter ergriffen, wiederholte er deren Werke und stellte großzügig den christlichen Geist neben die großen klassischen Gedanken, neben ihre wunderbaren Darlegungen und bedeutenden Ausführungen. So bildete er das Ganze neu vor den Zuhörern, die ganz verblüfft waren, wie eine christliche und neuzeitliche Abhandlung sich aufbaute aus den Elementen der Vergangenheit. Der antike Tempel wurde so in ein christliches Heiligtum verwandelt. Dann schwieg der Professor. Er hatte sein Werk vollendet durchgeführt, und nun begann die Arbeit der Schüler. Der Meister glich einem Adler, der zum Himmel flog und dabei seine Jungen antrieb, sich auch in die höheren Regionen zu erheben.

Der Abbé Placide war ein ausgezeichnete Lehrer der Rhetorik. Während des ganzen Jahres hielt er einen fortlaufenden Kurs über Beredsamkeit auf theologischem, praktischem und didaktischem Gebiet. Unter solcher Leitung machten die Schüler, die sich frisch ihrer Arbeit widmeten, ganz bedeutende und rasche Fortschritte. Francisque selbst hatte es zuwege gebracht, in kurzer Zeit und mühelos eine rednerische Leistung zu vollbringen, die gedankenreich den Geist interessierte - die logische Überzeugungskraft besaß und so lebendig war, dass sie an das Herz rühren konnte. Davon ein Beispiel:

Es kam der Tag der Preisverteilung des Jahres 1846. Seit vielen Jahren war es Sitte, dass ein Schüler der Rhetorik dabei eine öffentliche Rede

hielt. Dabei ereignete es sich, dass die Direktion in der Meinung, zu viele gleichartige Reden könnten ermüdend wirken, diesmal die Rede aus dem Gebiet der Rhetorik wegfallen lassen wollte. Dies war aber geschehen, ohne dass man mit dem Herrn Bischof gerechnet hatte. Da dieser die Feierlichkeit leiten sollte, traf er schon morgens um acht Uhr ein. Die Preisverteilung sollte um zwei Uhr nachmittags stattfinden. Als der Bischof, der auf die Ehre seines Kleinen Seminars sehr viel hielt, von dem Wegfallen erfuhr, schien er unzufrieden zu sein. Von Monsieur Bellegarde eilte der Abbé Prosper aufgeregt zum Professor der Rhetorik und legte ihm den Fall vor.

"Francisque wird uns aus der Verlegenheit helfen", sagte der Abbé Placide. Dann ging er zu seinem Schüler und erklärte ihm, er müsse sofort die übliche Rede vorbereiten. Francisque war bestürzt, er sah schon sein Ansehen verletzt durch eine so überstürzte Arbeit und rief deshalb:

"Aber mein Herr Abbé, verstehen Sie denn nicht, dass das unmöglich ist!"

"Es muss sein, Dein Prior befiehlt es Dir!" So lautete die Antwort.

"Dann werde ich gehorchen", sagte Francisque. Es wurde etwa neun Uhr, bis er seiner Erregung Herr geworden war. Um zwölf Uhr war die Rede fix und fertig. Voller Freude umarmte der Abbé Placide seinen Schüler, der durch Fleiß und Begabung seinen Lehrern aus der Verlegenheit geholfen hatte.

Der Leser kann sich so ein Bild machen vom wissenschaftlichen Stand der jungen Seminaristen. Der Schüler der Rhetorik, der unter den Besten seiner Klasse saß, beherrschte mühelos Homer und Plutarch und las leicht Virgil und Cicero. Kein wichtiges Kapitel der humanistischen Wissenschaft war ihm unbekannt, allerdings kannte er sie nur vom Standpunkt der Kirche aus. Kein Zweig der Mathematik machte ihm irgendwelche Schwierigkeiten, und auch in den Naturwissenschaften hatte er umfangreiche Kenntnisse. In wenigen Stunden brachte er zwanzig lateinische Distichen zu Papier, und wie wir bei Francisque sahen, war er imstande, eine französische Arbeit im besten Stil zu schreiben, in welcher sich Idee und Gefühl die Waage hielten.

Bleibt nun noch anzufügen, wie sich Francisque auf religiösem Gebiet entwickelte. Diese Entwicklung trug den priesterlichen Charakter seiner Vorgesetzten. Einige Monate nach seiner Bekehrung, die wir kennen, bemerkten seine Lehrer den starken Erfolg derselben und deren Stetigkeit, und sie schlossen ihn deshalb in ihr Herz. Sein Beichtvater, der Abbé Juvenus insbesondere, sah in ihm immer mehr seinen Sohn. Diese Männer, die blutmäßig ohne Familie waren, denen aber Gott sehr wertvolle Seelen anvertraute, bekamen öfters für die lieben jungen Menschen väterliche Gefühle. Francisque empfand diese vornehme geistige Zuneigung und sie machte ihn glücklich. Er erwiderte sie mit Dankbarkeit und war folgsam wie ein Sohn. Immer mehr wurden seine Lehrer wie wirkliche Eltern, die ihm schließlich unmerklich seine leiblichen Eltern ersetzten. Schließlich fühlte er, dass die Neigung seines Herzens sich immer mehr den Führern seiner Seele zuwandte. Die Ferien erwartete er nicht mehr mit Freuden. Wenn sie früher zu Ende gingen, hatte er noch das peinliche Gefühl der schweren Sünde, die man ihm anrechnete, aber jetzt zählte er ungeduldig die Tage, die ihn noch fern von jenem Haus hielten, und noch trennten von jenen Männern, die ihm eigentlich von Natur aus fremd waren. Sein ganzes Inneres war erfüllt von jenem gesegneten Haus mit der geheiligten Familie darin.

"In der Tat," sprach seine innere Stimme, "dort in diesem Kreis unter den Lehrern, die sich für Dich aufopfern, dort ist das Brot der Wahrheit für Deinen Intellekt, für Dein Herz die Liebe und für Dein Gewissen Vergebung und Gnade. Regiert dort nicht Gott, der Dir sein Gesetz vorschreibt und sich selbst Dir gibt? Wacht nicht dort an Deiner Seite die heilige Jungfrau?" Oh! Francisque, was sagst Du? Halte ein!

Ihr Väter und Mütter, die ihr unvergleichlich seid durch eure Opfer, ihr Kinder, die ihr durch den Gehorsam wert seid, Söhne und Töchter genannt zu werden - verzeiht ihm, den man nicht gelehrt hat, dass die Familie das heiligste Heiligtum ist, dass der häusliche Herd der älteste und heiligste ist, und dass die Opfer, die dort täglich dargebracht werden, die allerwertvollsten sind. Verzeiht es ihm, denn er hatte keine Mutter, die ihm sagen konnte, dass ihr Opfer das reinste gegenüber der Ewigkeit ist.

Francisque ist gewissermaßen in der Lage jenes muslimischen Janitscharen, der den Christen den Tod geschworen hatte und sie mit äußerster Gewalt in der Schlacht vernichtete. Sein Vater indes war ein Christ ebenso wie die Mutter, die ihn genährt hatte, er selbst war als Christ geboren. Ach, er hatte vielleicht nie etwas davon gewusst. Durch eine fanatische Erziehung wurde er in frühester Jugend Muslim. Da wurde Mohammed sein Gott, die Janitscharen seine Familie, und er lernte nur die Gräber der Seinen kennen. Francisque war noch nicht so weit, dass er die Familienbande geradezu hasste, und ich wiederhole, wenn er irrte, so tat er es in gutem Glauben, er wollte nur gerecht sein. Wie dem auch sei, wenn einmal seine natürliche Familie durch die kirchliche verdrängt würde, so kann man sich vorstellen, was wohl geschehen würde, da ihn doch so manches an die Erde gebunden hielt. Damals war für Francisque die Erde ein Exil, ihre Bewohner Opfer des Egoismus, der Besitz Illusion, das Vaterland nur ein Name, die Macht eine untergeordnete Sache, die der Kirche unterworfen war. In seinem praktischen Leben hatte er nur eine Autorität über sich, diejenige seines Beichtvaters und die seines Priors, darüber hinaus noch die seines Bischofs und noch höherstehend die absolute Souveränität des Papstes in Rom. Vor seinem Gewissen war dies eine bewundernswerte Macht, König der Geister einerseits, der aber andererseits auch geruhte herabzusteigen zu ihm, dem geringen jungen Mann, durch die Vermittlung seiner Lehrer.

Warum also sollte er das Priesteramt nicht lieben? Warum sollte er seine Lehrer nicht beneiden, da es ihnen nur Ehren eintrug? Und schließlich warum sollte man ihnen nicht ein Verlangen eingestehen, das ihnen Freude macht, da man sich doch geliebt sieht von ihnen? Und da diese das reine Vertrauen ihres Schützlings empfinden, wie könnten sie da nicht eine Vorliebe haben für solche Söhne, die bestrebt sind, durch ihre priesterlichen Gelübde und durch die Keuschheit ihr vollkommenes Ebenbild zu werden? Sollten sie da nicht dieser werdenden Berufung ihre zärtlichsten Sorgen zuwenden?

So verwandelte sich Francisque fast zwangsläufig und unmerklich in einen jungen Priester nach dem Beispiel seiner Lehrer, vor allem nach dem seines Beichtvaters, des Abbé Juvenal. Dieser sorgte bei allen für

eine edle Verehrung der Maria, als dem geistlichen Ideal von Mutter und Frau, und diese Verehrung zeitigte eine kindliche Frömmigkeit bei dem Beichtkind. Francisque fühlte sich dazu hingerissen, die Jungfrau als die verehrungswürdigste Mutter zu lieben. Was sage ich? Er war entschlossen, auch die Herzen seiner Studiengenossen für sie zu erobern.

Sein Evangelisationsbestreben war keineswegs isoliert. Es gab zu jener Zeit im Seminar ein Dutzend Mitschüler, die mit ihm eine kleine Gemeinschaft bildeten, die sich "Brüderschaft der Jungfrau" nannten. Ihr Zweck war: "Verehrung der unbefleckten Maria", ihre eigentliche Verpflichtung: "Reinheit der Sitten, Gehorsam den Vorschriften und Apostelamt gegenüber den Kameraden". Ein Lehrer leitete ihren Bekehrungseifer. Durch diese Gesellschaft, deren Mitglieder ausgewählt waren, konnte sich der Einfluss der Lehrer indirekt erstrecken auf die Gesamtheit - sei es zum Guten, sei es gegen das Böse. Dank seines konzilianten Charakters und seiner Rechtschaffenheit war Francisque bei seinen Kameraden zum Friedensrichter geworden, dem sich willig eine gewissen Anzahl seiner Kameraden anschlossen, die er in seinen Kreis gezogen hatte.

In diesem der Brüderlichkeit geweihten Kreis hatte Francisque eine Hilfe durch einen Freund, den er einmal durch ein Zeichen von Sympathie gewonnen hatte, das er ihm im rechten Augenblick erwiesen hatte. Seit einigen Monaten hatte Francisque bei einem Kameraden Zeichen von Traurigkeit bemerkt.

"Was hast Du denn, Henri?", sagte er liebevoll zu ihm. Du scheinst mir zu leiden und machst mir viel Kummer, ach, wenn ich Dich nur trösten könnte. Seit langer Zeit habe ich Dich so gern, Henri, seit dem Tag, da Du mich damals vom Zustand des Sündenbockes erlöst hast. Ich vergesse nie die Seufzer, die mir meine Befreiung auf Deine Kosten gezeigt haben."

Henri musste lachen.

"Also", meinte Francisque, "seien wir Freunde. Sag mir Deine Not und ich bin der Deinige."

"Gern", antwortete Henri und drückte ihm die Hand! Seit jenem Tag waren sie unzertrennlich. Sowohl in den Augen der Lehrer, als auch

bei den Schülern erinnerten sie zuweilen an das Beispiel von Gregor von Nazianz und Basilius von Caesarea, von denen erzählt wird, dass sie während ihrer Studien in Athen ein einziges Leben in zwei Körpern lebten. Francisques Leben war mit dem von Henri verbunden wie bei David und Jonathan. Ersterer, der ein Jahr älter war, nannte seinen Freund nur noch Jonathan. Während zwei Jahren hatten die Beiden immer nur einen Gedanken, einen Herzschlag in zwei Seelen und nur eine Börse in Händen. Während des letzten Studienjahres kam Henri weg nach Bethanien, als Novize bei den Jesuiten. Francisque zerriss es das Herz - seine Gesundheit wurde so schlecht, dass er bald nur noch ein Schatten seiner selbst war. Täglich wünschte er sich seinen Freund zurück an all die Orte, wo Henri gewesen war und bei allen Dingen, an die Henris Hand gerührt hatte. Nächtlich stellte er sich sein Gesicht vor und bei dieser Erinnerung weinte er in sein Kissen. Aber vergeblich rief er ihn zurück. Henri kam nicht. Sechs Monate dauerte der Kampf zwischen Verzweiflung und dem Leben! Endlich erholte er sich wieder und wurde wieder gesund. Seine befreite Seele weihte sich von da an mehr als jemals ganz allein der gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten.

Als Abschluss der harten humanistischen Arbeitsjahre kamen die letzten Examina, deren Ergebnis ausschlaggebend war für die Zulassung zum "Großen Seminar". Drei Professoren des Großen Seminars von Sion wurden zu diesem Zweck nach Sainte Croix geschickt. Das Examen bestand aus einer schriftlichen Arbeit und mündlicher Prüfung über die verschiedenen Zweige der klassischen Studien. Die schriftliche Arbeit musste in vier Stunden fertig sein. Das Thema war: "Der Bischof Augustinus kommt in Hippo an und tritt vor seine Gemeinde." Die schon etwas betagten Examinatoren fanden, dass vierzehn Kandidaten die erforderlichen Kenntnisse besaßen, die sie zu theologischen und philosophischen Studien befähigten, und in Anbetracht der Berichte, die die Lehrer des Kleinen Seminars über ihre Sitten und ihr Betragen gaben, erklärten sie sie als zugelassen zum Großen Seminar. Francisque bekam von einem der Examinatoren ein bemerkenswertes Wort gesagt: "Mein Freund, Sie haben das Gute, dass Sie mathematische Begabung mit Begeisterung für das Ideale vereinen." So wurde er glücklich über seinen Erfolg und begeistert von seinen Examinatoren, denen er unendlich dankbar war.

Allerdings sollte er erst zwei Jahre später in das Priesterseminar eintreten. Ein Entschluss, den er während der Ferien fasste, sollte vorerst seine Schritte anderswohin lenken. Er hatte nämlich in sich eine Unruhe, einen Schmerz und ein Verlangen. Die Beichte war ihm zu einer innerlichen Qual geworden, insbesondere, wenn er einen nach dem anderen seiner Fehler aufzählen musste, empfand er eine innere Unruhe in seiner nach Unfehlbarkeit hungrigen Seele. Diese Unfehlbarkeit, zur höchsten Entfaltung gebracht, war ihm im Priestertum dargestellt worden. Darüber hinaus waren ihm die Vorschriften der Jesuiten am bekanntesten. Einem Priester dieses Ordens, dem Pater La Force, verdankte er seine Bekehrung. Er glaubte in diesen religiösen Orden eintreten zu müssen, um seine Ängste loszuwerden und seine Begierden zu beruhigen. Dann erinnerte er sich an Henri. Er wollte sich wieder zu ihm gesellen, um mit ihm am Werk des Apostolats zu arbeiten unter allerhöchster Verzichtleistung. Er richtete daher sein Augenmerk auf die Gesellschaft Jesu. Sechs Wochen nach seinem Examen teilte er daher dem Prior des Großen Seminars in Sion seinen Entschluss mit und wandte sich dem Noviziat Bethaniens zu. Er bat um seine Zulassung und legte sein Geschick in dessen Hände. Francisque trat in seinem 21. Lebensjahr dort ein, drei Jahre nach seinem Entschluss, zur Kirche zu gehen. Mit Enthusiasmus und logisch geschultem Geist, heißen Herzens und aufrichtiger Gesinnung musste er höher streben bis zur letzten Konsequenz, wohin ihn die klerikale Erziehung geführt hatte, für welche er sein Leben umgewandelt hatte.

Aber war dies das wahre Ideal? Das Ideal, das sich gründete auf die echte und ewige Ordnung der Dinge? Wie dem auch sei, der Jüngling verschrieb sich diesem Weg und er verfolgte ihn mit unbeugsamer Geradheit und mit absolutem Zutrauen seinen Lehrern gegenüber.

Wohin wird ihn dieser Weg führen?

Im Schicksal allein ist dies Geheimnis verborgen!

Zweites Buch

Bethanien

oder

DAS NOVIZIAT BEI DEN JESUITEN

Eintritt Francisques in Bethanien

Von allen Orden unserer Zeit ist der Jesuitenorden der am meisten bekämpfte und zugleich verehrte. Er hat die erbittertsten Gegner auf den Plan gebracht und die blindeste Verehrung geerntet.

Francisque, bisher nur umgeben von Bewunderern dieses Ordens, kannte seine Geschichte nur von Anhängern desselben. Der Abbé Juvenus war im Besitz einer Geschichte der Jesuiten, geschrieben von ihrem Verteidiger Crétineau-Joly und hatte seiner Klasse viele Stellen daraus vorgelesen, die er dann anschließend mit viel Lob erklärte und durch seine Autorität bestätigte.

Durch diese Lektüre hatte Francisque gelernt, dass der Begründer Ignatius von Loyola im Jahre 1491 in der Provinz Guipúzcoa geboren war. Als Höfling bei Ferdinand II. aufgewachsen, wurde er später am Fuß verletzt bei der tapferen Verteidigung von Pamplona im Jahre 1521, demselben Jahr, in welchem Luther öffentlich die Fahne gegen Rom erhob. Die Lektüre, die er auf dem Krankenlager betrieben hatte über das Leben Jesu und der Heiligen, hatte seine Einbildungskraft erregt und zur Nacheiferung veranlasst. Er entschloss sich, eine geistliche Ritterschaft zu gründen, deren Zweck die Bekehrung der Ungläubigen sein sollte und deren Ruhm wäre, Gott zu dienen im Kampf für ihn durch Armut und Entsagung. Ein streng asketisches Leben im Kloster zu Montserrat und in der Grotte von Manresa bestärkte seinen Entschluss, hervorgerufen von Visionen und Exstasen. Während einer Pilgerfahrt nach Palästina begann er trotz seiner 34 Jahre seine Studien in Barcelona, da er erkannt hatte, dass er seinen Zweck nur durch ernstes Studium werde erreichen können. Er setzte sie fort in Alcalá und Salamanca, um sie dann in Paris zu beenden. In jener Zeit machte ihm die Inquisition zu schaffen, die in seinem Lande entstanden war. An der berühmten Universität zu Paris gewann er sechs Studiengenossen für seine Idee. Unter ihnen war Diego Laínez, der dann stellvertretender General und der eigentliche

Organisator des Ordens wurde; dann Franz Xaver, der berühmte Missionar der Inder, den Ignatius durch die immer wiederholten Worte gewonnen hatte:

"Xaver, Xaver, was hülfte es Dir, wenn Du die ganze Welt gewännest und nähmest doch Schaden an Deiner Seele!"

Am 15. August 1534 legten diese sechs Männer das Gelübde der Armut und Keuschheit ab. Ihre Vereinigung wurde 1540 als religiöser Orden von Paul III. anerkannt, und Ignatius wurde von seinen Brüdern zum General gewählt. Bei seinem Tod bestand der Orden bereits aus dreizehn Provinzen mit über 1 000 Mitgliedern.

Unter seinem Nachfolger vervollständigte die berühmte Gesellschaft ihre Einrichtungen und erweiterte ihre Zwecke. Letztere waren die Gewinnung der Ungläubigen für das Reich Christi, welches die Kirche darstellt und die Unterwerfung der Regierenden, der Bischöfe und des christlichen Volkes unter den Stellvertreter Christi, den Papst, dessen Autorität geschwächt worden war durch die Renaissance, durch die Reformation, durch die Abtrennung der Ostkirche und durch das Unabhängigkeitsbestreben der Bischöfe, die die Konzilien über den Papst gesetzt hatten. Um dies zu erreichen, wählte man als Mittel die Missionen, die Unterweisung der Jugend, die Beichte und die Beeinflussung der einflussreichen Männer. Jedes Glied der Gesellschaft musste ein Aktivist sein, dessen Wille sich infolge seines unbedingten Glaubens stumm und ohne Vorbehalt dem höheren Zweck des Ordens unterordnen musste. Die Mitglieder mussten sich blindlings der Gesellschaft verpflichten, durch ein Gelübde dem Papst oder ihrem General zu gehorchen, nachdem sie durch geistliche Exerzitien geschult waren, die Ignatius vorgeschrieben hatte.

Der Personenkreis, der sorgfältig zusammengestellt wurde, war wunderbar geordnet und gegliedert. In Wirklichkeit gab es sechs Grade oder Stände in der Gesellschaft:

Die Novizen oder Jesuiten im Anfangsstadium: die weltlichen Brüder, solche die der Gemeinschaft dienten; die Scholastiker, welche studierten; die geistlich gebildeten Helfer und diejenigen, die die drei Gelübde abgelegt hatten, diese wurden je nach ihrer Fähigkeit Schulleiter, Stützpunktleiter, Prediger, Lehrer, Missionare und Verwalter; diejenigen, die vier Gelübde abgelegt hatten, wurden die eigentliche Kerntruppe des Ordens. Diese allein konnten zum General gewählt werden, wurden Generalassistenten, Generalsekretäre oder

Provinzvorsteher. Diese allein beteiligten sich an den Versammlungen, in welchen die Generäle und deren Assistenten gewählt wurden. Der General war auf Lebzeiten gewählt. Er regierte unumschränkt in der Verwaltung, und seine moralische Autorität war unantastbar.

Eine Organisation, die aus solchen Männern sich zusammensetzt, ganz auf den Kampf ausgerichtet, unter dem Willen des Heiligen Ignatius, der sie eine Kampftruppe nannte, musste unfehlbar in der Welt Boden gewinnen, und ganz besondere Erfolge erzielen. Man sah sie auch nach und nach eindringen in alle Königreiche trotz mächtiger Gegner und Widerstände aller Art. Sie hatte vorwiegend Einfluss auf politischem Gebiet durch die Beeinflussung der Herrscher und Herrscherinnen, sie hielten die Reformation auf durch eine mächtige Gegenreformation, sie zügelten die Zivilisation durch ihre Weisen und Gelehrten, denen sie das Volk unterwürfig machte durch Prediger und Missionare, die den Volksgeist in katholischem Sinn durchsetzten. Sie formte die Jugend entgegen der Zivilisation, indem diese in ihrem zahlreichen Schulen erzog, die "niedere" oder "höhere" genannt wurden. Aber dieser Einfluss auf die Geister und in der Politik genügte ihnen nicht. Es bestand noch ein anderer Angriffspunkt auf das Volk, der Handel. Der Orden entfaltete auf diesem Gebiet eine sehr lebhafte Tätigkeit und gründete zahlreiche einflussreiche Kontore, die ihm bedeutende Einnahmen sicherten, die er für seine weitgespannten Pläne sehr gut brauchen konnte. Aber der Reichtum, die Macht und der Erfolg einer Gesellschaft, die überall alles "zusammenräuberte", immer im Namen des Herrn", ließen langsam einen Widerstand erwachsen, der zu einem für sie gefährlichen Sturm sich auswuchs.

Nachdem sie durch ihre Gegner gestürzt war, wurde der Jesuitenorden durch Clemens XIV. verboten und seine 22 000 Mitglieder, von den Gelübden entbunden, suchten in den verschiedenen europäischen Staaten Unterkunft. Eine Bulle des Papstes Pius VII. setzte sie im Jahre 1814 wieder ein. Von da an wuchs ihr politischer und religiöser Einfluss stetig, trotz manch widrigen Geschickes, und zur Stunde besteht die Gesellschaft aus ungefähr 8 000 Mann, die vortrefflich geleitet sind. Mit leichter Hand hält sie Fäden einer Organisation fest, mittels welcher sie in ungezählte Staaten in die verschiedensten Klassen und in Tausende von Familien eindringt. Und das mit Hilfe

der Beichte, hoher persönlicher Beziehungen, religiöser Vereine von Frauen und Männern, die von dem Jesuitenorden ihre Richtlinien bekommen, von Laienvereinen verschiedenster Art, durch das aufopfernde Zusammenwirken von Weltmenschen aller Art und Religionen.

Diese Darlegungen ließen den Jesuitenorden für Francisque als ein Werk der Vorsehung erscheinen und hatten ihn sehr für sie eingenommen. In der Folge waren seine Gedanken ganz auf sie eingestellt. Dies wurde bestärkt durch Beziehungen, die der Student in der Fastenzeit 1846 mit einem Mitglied der Gesellschaft, dem Pater Lejeune, anknüpfen konnte. Dieser war geschickt worden, um in der alten Kathedrale zu predigen und hatte während der sechs Wochen seiner Mission das Kleine Seminar Sainte Croix als Unterkunft gewählt. Der Missionar erschien dem Seminaristen zugleich stürmisch und zurückhaltend, und von einem tiefen Ernst, wenn er unter ihnen weilte. Er hatte eine stattliche Figur, einen gemessenen Gang und hielt sich gleichermaßen unberührt bei Schnee oder Regen, wie in den milden Tagen des Frühlings. Seine Disziplin zeugte von freiwilligen Opfern, auch war er bedeckt mit Narben, die von blutigen Geißelungen zeugten. Es gingen Gerüchte über seine rauen Tugenden um. Die Verehrung, die man ihm als dem Redner mit fabelhafter Beredsamkeit entgegenbrachte, all diese imponierenden Dinge und Erzählungen ließen ihn in den Augen der Studenten als einen zweiten Johannes den Täufer erscheinen. Die Neugierde, die durch das Wunderbare gereizt war, machten einige unserer Schüler Mut, den Einsiedler zu besuchen. Francisque war dabei. Dieser Gang hatte für ihn einen ernsthaften Charakter. Es ging ihm nicht nur darum, den Mann kennenzulernen, sondern er wollte dort ein für sein Leben wertvolles Wort vernehmen. Der Pater Lejeune empfing sie leutselig, was in gewissem Gegensatz stand zum imposanten Äußeren des Propheten. Diese Besuche wurden wiederholt, wobei sich das leutselige Wesen des Paters in wirkliche Freundschaft wandelte, so dass nach drei bis vier Wochen infolge des Respekts und der Aufrichtigkeit der einen Seite und durch die Güte der anderen Seite das Vertrauen immer größer wurde. Das ging so weit, dass der "Heilige" eines Tages, ergriffen von einem väterlichen Gefühl, Francisque an seine breite Brust drückte und ihn "seinen Sohn" nannte. Die einzigartige Frömmigkeit des Paters Lejeune war eines

kämpferischen Mannes würdig, sie bezog sich auf die Muttergottes der Schmerzen. Er wollte aber auch seinen Sohn zu dieser Liebe erziehen, zur Liebe der Gottesmutter, die durch das Leiden ihres sterbenden Sohnes auf Golgatha so sehr gepeinigt worden war. Deshalb schrieb er auf die Rückseite eines Bildes der Königin der Schmerzen folgende Worte, die der sterbende Christus an seiner Mutter gerichtet hatte:

"Francisque, das ist Deine Mutter" und "Maria, das ist Dein Sohn!"

Anderntags legte Pater Lejeune dieses Bild unter die heilige Hostie und segnete den neuen Schüler, indem er ihn mit dem Kreuz berührte. Francisque glaubte fest an die Wirklichkeit dieser Zeremonie und war tief davon beeindruckt. Von Stund an war er gebunden an diesen Vater, der ihn gewissermaßen gezeugt hatte unter gemeinsamen Schmerzen mit der Muttergottes. Als die Fastenzeit beendet war, ging der jesuitische Missionar wieder zu seinem Kloster zurück, aber beim Abschied sagte er zu seinem Schützling:

"Mein Sohn, wenn es Gott gefällt, wirst Du ein Jesuit werden."

"Ja, lieber Vater", antwortete Francisque.

Wir sahen bereits, dass auch andere Momente zur Verwirklichung dieses Planes des Pater Lejeune mitwirkten. Immerhin wollte der "Rhetoriker", ehe er sich verpflichtete, die Muße der Ferien abwarten, um sich eingehend zu prüfen. Diese Überlegungen endeten mit dem festen Entschluss, sich zu binden, allerdings nur, wenn es sein Beichtvater gut hieße.

"Mein Vater", sagte der frühere Schüler, als er ihn besuchte, "ich bin entschlossen, den Weg zu gehen, der mir sicheres Heil und Vollendung verspricht. Der Jesuitenorden, von dem Sie uns erzählt haben, scheint mir alle erstrebenswerten Garantien zu geben. Es ist daher mein Wunsch, eines ihrer Glieder zu werden, denn mein Streben geht nicht darauf aus, ein Weltgeistlicher zu werden, weil mich dabei zu viele Gefahren bedrohen würden."

"Wenn dem so ist, dann versuche es", gab der Beichtvater zur Antwort. "Ich stimme umso lieber zu, weil ich weiß, dass Du nie auf halbem Weg stehen bleibst! Oh! Francisque, Dein Los ist beneidenswert. Gehe dahin, meine Gedanken und Gebete werden Dich immer begleiten."

Zwei Jahre später folgte der Abbé Juvenus seinem Schüler zu den Jesuiten.

Indessen musste Francisque noch die Einwilligung seiner Eltern bekommen. Aber für den Seminaristen war das nur noch eine Formsache. Nach dem Besuch bei Abbé Juvenus teilte er seiner Familie das Resultat jener Besprechung mit und erheischte ihre Zustimmung mit folgenden Worten:

"Lieber Vater und Mutter, seit zehn Jahren schon habt Ihr mich dem kirchlichen Stande geweiht, erlaubt mir Gott näher zu kommen in dem Stand, den Ihr für mich ausersehen habt. Das Ideal scheint mir bei den Jesuiten zu sein. Gott ruft mich dahin. Seiner Stimme zu folgen soll fortan mein fester Entschluss sein."

Mit einigem Widerstreben mussten die Eltern die Folgerung aus ihrem damals gefassten Entschluss ziehen, den sie vor zehn Jahren mit Abbé Vaillant zusammen gefasst hatten. Der Sohn verließ sie zwar gerührt, aber unerschütterlich. Am Tag nach dem Gespräch mit seinen Eltern klopfte Francisque an die Pforte von Bethanien, der Vorschule der Jesuiten.

Bethanien liegt in der Nähe einer großen Industriestadt. Es war gegründet worden nach der Rückkehr der Bourbonen und umfasste bis 1829 oder 1830 eine berühmte Schule für Scholastik, eine Wohnung für die Patres und ein Noviziat. Seit der Monarchie vom Juli waren die Scholastiker und Schüler ausgewandert nach Brügge in Belgien, und nur die Novizen und einige predigende Patres waren in Bethanien verblieben. Ein schöner abwechslungsreicher fruchtbarer Garten war beim Kloster. Die Erde lieferte Gemüse und Obst für die gemeinsame Tafel, Futter für die Tiere, hauptsächlich für die Kühe, deren Anzahl sich nach den Bedürfnissen des Hauses richtete. Der übrige Garten mit seinen langen Lindenalleen erlaubte schöne Spaziergänge für die Patres und die Schüler.

Als Leiter des Hauses empfing der Pater Stanislas Francisque. Letzterer erzählte ihm den Zweck seines Entschlusses. "Der Abbé Juvenus, Dein früherer Lehrer, hat mir von Deinem Vorhaben geschrieben," antwortete wohlwollend Pater Stanislas, "doch nimm' bitte Platz und erzähle mir, was Du von unserem Orden kennengelernt hast."

Francisque sagte es ihm und beendete seine Mitteilung mit folgenden Worten:

"Alles, was ich von der Gesellschaft gehört habe, hat in mir die Überzeugung reifen lassen, dass sie eine Vereinigung von Aposteln

und frommen Menschen ist, die verfolgt werden von der Welt, aber getragen von Gott zum Heil der Menschheit. Und - verehrter Meister, diese Überzeugung brachte mich dazu, heute hierher zu kommen und um Aufnahme in Bethanien zu bitten."

"Gut gesprochen", sagte der Pater, "der Jesuitenorden war immer das Ziel von Verfolgungen in diesem Jahrhundert. Für die Außenwelt ist unser Name eine Schande und unser Leben verwerflich. Aber wir sind stolz darauf, und als Nachfolger Christi würden wir ob dem Lob der Welt erröten angesichts des Lebens unseres Herrn, dessen Leben eine Schmach war. Aber, junger Mann, fühlst Du in Dir den Mut, die Schwere der Verfolgung und des Hasses auszuhalten?"

"Mit Gottes Hilfe glaube ich das."

"Schließlich bekommst Du acht oder zehn Tage Ruhezeit", fuhr Pater Stanislas fort, "dabei wird Dich einer unserer Patres begleiten und Dich mit unserem Orden nach und nach bekannt machen, mit seinen Einrichtungen und seinen päpstlichen Vorschriften; zugleich aber wird er Dir auch helfen, gewisse Zweifel zu prüfen."

Diese Vorbereitung in der Stille bestärkte Francisque nur in seinem Entschluss für das Noviziat. Man darf indes nicht glauben, dass er dabei nur Annehmlichkeiten entdeckte. Es wurde immerhin ein schwerer Kampf. Es lief alles darauf hinaus, dass Francisque sich vollkommen versenkte in den Gedanken, dass die Gesellschaft nichts anderes war als eine Kompanie von Soldaten, deren ganzes Leben sich in den zwei Worten erschöpfte: Verzicht und unbedingter Gehorsam. Das erstere ließ den jungen Menschen immerhin erzittern. Jederzeit auf alles verzichten! Allem Glück entsagen, sich nicht einmal geistiger Güter erfreuen, wenn sie nicht vom Himmel gespendet wurden, war das wirklich ein Gewinn für den Novizen? Francisques menschliche Natur fühlte tief, dass diese Aufgabe etwas Vernichtendes in sich hatte, und wie eiskalt und empfindungslos diese Haltung war, besonders neben der zweifelhaften Forderung unbedingten Gehorsams.

Zu diesen an sich schon schmerzlichen Eindrücken kam noch ein unerwartetes Ereignis, das für Francisque sehr bedauerlich war. Er hatte nämlich in Bethanien seinen Freund Henri nicht mehr angetroffen. Dieser war in ein nördlich gelegenes Noviziat versetzt worden. Es entspann sich ein heftiger Kampf zwischen Wille und Gefühl, da sich die kommende Laufbahn als grausame Täuschung

erwies. Nach zweitägigem Kampf sah er als Aussicht nur noch Opfer und Tod. Der Ausgang des Kampfes blieb zweifelhaft und der Erfolg seines energischen Willens gegen das Gefühl, das sich sträubte, blieb ungewiss, bis am Ende des zweiten Tages voller schmerzlicher Auseinandersetzungen der Gedanke an seinen gekreuzigten Herrn Francisque mit Inbrunst ausrufen ließ:

"Im Namen Jesu und der Jungfrau der Schmerzen weihe ich mich der Entsagung, von Tag zu Tag und von Monat zu Monat mehr. Sollte mein Leben eine unendliche Kette von Erniedrigung und Leiden sein, so will ich, dass dieser Verzicht mir tägliches Lebensbrot sein soll!"

Dieser sieghafte Entschluss brachte Francisque dazu, Novize zu werden, und der Pater Stanislas sagte zu ihm:

"Mein Bruder, komme zu uns und prüfe alles, was Du siehst, selbst. Wenn Gott will, werden wir in zwei Jahren den unwiderruflichen Entschluss in Betracht ziehen."

Dann wurde Francisque von dem Pater Stanislas zu den Novizen gebracht. Ungefähr 25 waren in einem geräumigen Saal zum Abendessen versammelt. "Ich bringe euch einen neuen Bruder", sagte der Prior und stellte ihn seiner zahlreichen Familie vor. Er wurde von allen sehr sympathisch begrüßt und es war nicht die geringste Verlegenheit zu spüren bei so echter und brüderlicher Herzlichkeit. Francisque fühlte sich daher sofort wie zu Hause. Dabei befand er sich in Wirklichkeit in einer ganz internationalen Gesellschaft.

Aus der Schweiz war ein Freiburger da und aus Belgien der Sohn einer reichen Familie. Ein junger englischer Lord und ein Advokat aus Dublin vertraten die britischen Inseln. Die Grafen von Gerebskow und von Mentschiskow und ein Prinz Gagarin bildeten ein russisches Kontingent. Verschiedene französische Provinzen hatten etwa sechzehn Kandidaten geschickt, die aus Kleinen Seminaren oder aus landwirtschaftlichen Schulen kamen, ebenso aus Handels- und Industrieschulen. Schließlich befanden sich auch unter ihnen als Vertreter des französischen Adels der Marquis Rodolphe von R... und sein Bruder, der Vicomte Henri von R... Man hätte sagen können, in diesem Saal sei die ganze europäische katholische Jugend in brüderlichem Geist vereint.

Zu Francisques Ehren wurde an diesem Abend das Essen verlängert. Ein letztes gemeinsames Gebet beendete den Empfang, wobei noch das Thema der Meditation für den nächsten Tag bekannt gegeben

wurde. Dann begab sich Francisque mit seinen neuen Brüdern zum gemeinsamen Schlafsaal. In diesem standen zwei Reihen von je sechzehn Zellen, wovon sich die einen nach Norden und die anderen nach Süden öffneten. Der Neuankömmling wurde durch den Vorsteher der Novizen zu seiner Zelle geführt. Drei Schritt lang, zwei Schritt breit, hatte sie als Eingangstür einen grünen Vorhang. Die Möblierung bestand aus einem sehr einfachen Bett, einem Strohstuhl und einem kleinen viereckigen Tischlein. Auf diesem befand sich die Bibliothek, bestehend aus den Büchern der Evangelisten, einer Nachfolge Christi, des Schatzbüchleins des Jesuitenordens, einem kleinen Manual der Mitglieder der Gesellschaft und dem Leben der Heiligen. Dieser Tisch diente auch als Schreibtisch, und es lagen zu diesem Zweck auf ihm etwas Papier, ein Tintenfass und zwei Federhalter. Ich vergesse fast die Schublade, die eine Geißel oder Peitsche enthielt, ebenso wie einen Gürtel und zwei Armbänder aus Eisen, besetzt mit Stacheln, die dazu bestimmt waren, den Körper zu kasteien. So gering diese Zellen erschienen, so waren sie doch der Schauplatz vieler Dramen, die der Welt verborgen blieben.

Francisques Zelle war stummer Zeuge von Mut und zugleich Angst, und unter solchem Zwiespalt entstand der Gegenstand seines Vorhabens. Vor allem diese Enge, die die geheimen Vorgänge seines Lebens umschloss und deren Armseligkeit die Verwirklichung einer völligen Absonderung war, all diese erschienen ihm an diesem Abend nicht mehr die düsteren Schatten heraufzubeschwören, die den Ankömmling so bedrängt hatten. Hinter der dünnen Scheidewand klopfen die Herzen von fünfundzwanzig Waffengefährten, so fühlte sich Francisque nicht mehr allein, und seine Seele erhob sich in dem Gedanken an seine Berufung. Er dankte Gott, legte sich auf sein Bett und wartete am anderen Morgen ungeduldig darauf, in die Reihen der jungen Männer treten zu dürfen, die um ihn waren.

Die großen Exerzitien des Heiligen Ignatius

Die ganze Tatkraft eines Novizen und infolgedessen auch die des Francisque wie jeden Gliedes des Jesuitenordens konzentriert sich auf einen Punkt und dieser heißt: Exerzitien des Heiligen Ignatius.

Das Noviziat ist die Vorbereitung und erste Anwendung derselben. Das Leben jedes Jesuiten und überhaupt die ganze Geschichte des Ordens sind eine Folge der Exerzitien. Weder Gegner noch Anhänger könnten sich je ein Bild von diesen Vorschriften machen, niemand käme hinter das Geheimnis und könnte eine Beschreibung davon geben. Hierzu gibt der Eintritt Francisques ins Noviziat nunmehr dem Leser Gelegenheit. Die Exerzitien des Heiligen Ignatius sind eine lange geistliche Übung. Sie umfassen eine Reihe von hundertzwanzig Meditationen oder Gebete.

Zweck der Exerzitien

Der Zweck dieser Exerzitien ist, in dem Menschen Tatkraft und Edelmut zu wecken gegenüber der Schwachheit des natürlichen Menschen. Sie sollen ein geistiges Leben erzeugen, das ein getreues Ebenbild zum Leben Jesu darstellen soll; sie sollen Seelen gewinnen und ein allgemeines Gottesreich gründen. Daher stammt der Name "Jesuit", den man den Schülern des Loyola gegeben hat, die durch diese Exerzitien geschult worden sind. Der unmittelbare Zweck ist, die Einzelnen zu einem Kraftzentrum zusammenzufassen, das man Gesellschaft Jesu nennt. Nicht nur, weil die einzelnen Glieder nach dem göttlichen Meister geschult sind, sondern hauptsächlich, weil der Orden für den Papst, den Repräsentanten von Christus und Regenten seines Reiches auf Erden das sein soll, was die Apostel, die Gefährten Jesu für den Messias und für die Urkirche waren, für jenes geistige Reich, das Jesus gegründet hatte. Diese Elite, die unmittelbar dem

Oberhaupt der Kirche in Rom durch ein spezielles Gelübde unterstellt ist, soll ihm immer zur Verfügung stehen, bereit, auf das geringste Zeichen seines Willens wie eine fliegende Truppe sich überall hinzubegeben, wo es eine Gefahr zu bannen gilt, wo ein entscheidender Schlag nötig ist, wo eine Untersuchung zu machen ist oder wo es gilt, einen Angriff abzuwehren. Diese Meditationen, deren besonderer Zweck Ignatius veranlasst hat, ihnen ihre spezielle Form und Anordnung zu geben (wie es etwa einem kunstvoll gestalteten Stein aus Porphyry oder Marmor geschieht), werden sich in Zukunft harmonisch zusammenfügen und in der Seele des Novizen ein geistiges Gebäude erstehen lassen nach dem Plan seines berühmten Schöpfers.

Plan der Exerzitien

Der Plan der Exerzitien beruht auf dem religiösen Ideal, wie es dem Einsiedler in Manresa vorschwebte. Er scheint ein Abbild desselben zu sein. Ignatius sieht, wie Gottes Allmacht die Welten entstehen lässt. Dieses Universum muss wieder seinem Schöpfer dargebracht werden, denn Gott kann keinen anderen Zweck verfolgen, als seine eigene Ehre. Daraus folgt, dass die ganze Schöpfung nur eine einzige Hymne auf die Ehre Gottes sein soll. Aber das Universum ist ein zwar wunderbarer, aber stummer Tempel - ein ungeheurer Altar, aber ohne Priester - eine herrliche Leier, aber tonlos; das Universum ist seiner selbst nicht bewusst. Daher hat Gott inmitten seines Werkes den Menschen erschaffen - Bindeglied zwischen dem Universum, dessen bewusstes Echo er darstellt und dem Schöpfer, dessen Ebenbild und Diener er ist. Diesem erwählten Wesen hat Gott die Würde des Opferpriesters und die Begeisterung eines Dichters gegeben. Der Mensch soll Priester und Sänger sein durch den die Anbetung der Welten dem wunderbaren Schöpfer und Herrscher des Alls dargebracht werden soll. Dieses ist der Zweck der Erschaffung des Menschen. Darin sieht Ignatius, was er "Die Ehre Gottes" nennt!

Um diese große und heilige Aufgabe erfüllen zu können, wurde der Mensch über alle andere Kreatur gesetzt; als ihr König beherrscht er

sie und soll sie zu ihrer ewigen Quelle zurückbringen. Aber weit entfernt davon, seinem Schöpfer Ehre zu erweisen, hat der Mensch die Kreatur ihrem Zweck entfremdet, indem er sie sich unterwarf und sich selbst für sie zum Gott machte. So hat er die Kreatur ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet und Gott die Ehre versagt. Um diese wiederherzustellen, muss der Mensch, dieser falsche König und Priester, wieder auf den rechten Weg gebracht werden, denn er soll die Kreatur wieder Gott weihen. Dieses soll geschehen durch den eingeborenen Sohn Gottes und durch dessen Wort. Durch ihn hat Gott alles geschaffen, und durch ihn soll ihm wieder alles dargebracht werden. Von Gott begnadet nimmt er Menschengestalt an, um als der Menschen Sohn den Menschen zu veredeln, damit er als zweiter Adam eine neue Menschenrasse nach seinem Vorbild erschaffe - er will als Erstgeborener seine verirrtten Brüder sammeln, um mit ihnen zu dem zurückzukehren, der ihn gesandt hat. Sein ganzes Leben ist dieser Wiederbringung gewidmet. Sein Leben in Nazareth ist eine einzige Lobpreisung des Herrn, ein Opfer und zugleich ein Vorbild eines Gottesdienstes. Sein Leben in der Öffentlichkeit ist das Apostelamt, das die verirrtten Seelen wieder Gott zuführen sollte, um das Reich Gottes herzustellen, das durch den unglücklichen Adam verhindert wurde, sich auszubreiten. Sein leidvolles Leben stellt die Versöhnung der Kinder Gottes mit Gott dar, und durch seine Auferstehung erlangt die Menschheit das Heil. Der Sohn Gottes kehrt zu seinem Vater zurück und legt ihm die Früchte seines Sieges zu Füßen. Aber Christus ist nur unser Vorbild. Alle Kinder des Gottesreiches, das er auf Erden gegründet hat, sollen wie er zu Gott kommen, der sie erschaffen hat. Eines Tages sollen alle um ihren göttlichen Erlöser versammelt sein in Vollendung. Schöpfer, Erlöser und die Auserwählten werden sich in Liebe vereinen, und Gott wird über alle und alles regieren in unvergleichlicher Herrlichkeit. Aber vor seiner Himmelfahrt hat der Erlöser die Vollendung seines Werkes auf Erden in die Hände des Papstes gelegt. Er hat alles Recht und alle Macht über seine Kirche Petrus und jedem seiner Nachfolger anvertraut, und zwar unlöslich und immerdar.

So hat es sich Loyola ausgedacht! Aus diesen Erwägungen entspringt der "Plan der Exerzitien". Dieser spielt sich zunächst ab in einer Zurückziehung von etwa dreißig Tagen, die während des ersten

Novizienjahres stattfinden. Während vier Wochen bemüht sich der Novize, am Vorbild Jesu sich zu einem Mitkämpfer des Meisters zu machen.

Erste Woche: in der ersten Woche hat sich Francisque auf den Zweck seines Daseins zu konzentrieren. In der kleinen Zelle sah er sich zunächst aus einem Nichts erheben, aus dem ihn Gott wunderbar erhob und mit seinem Geist begabte, auf dass er erglühen sollte in Anerkennung, Liebe und Eifer. Er hörte da die Stimme Gottes zu ihm sagen:

"Alles, alles bekommst Du von mir", und Francisque antwortete: "Ich bin Dein Diener!"

Und Gott sprach weiter durch die Stimme der Exerzitien: "Du bist geschaffen zu loben, zu dienen und Gott den Herrn zu verehren."

Viermal am Tag und jedesmal fünf Stunden lang musste der Novize diese Worte wiederholen. Er versenkte dermaßen seinen Geist hinein, dass all seine Sinne mit voller Überzeugung und vollständiger Unterwerfung wiederholten:

"Loben, dienen und verehren - das ist alles, was der Mensch soll, sein einziges Ziel, und so wichtig, dass Leben oder Tod davon abhängig sind."

Nachdem der Novize davon überzeugt und entschlossen war, danach zu handeln, schritt von der Meditation vom "Schicksal des Menschen" zur weiteren von den "Mitteln" hierzu. Diese "Mittel" sind alle Kreaturen. Der Mensch ist gesetzt als König über alle Wesen. Freude und Schmerz, Reichtum und Armut, Größe und Erniedrigung, alle irdischen Dinge sind ihm zur Verfügung gestellt als Mittel, seine Vollendung zu erlangen. Er kann sie annehmen oder verweigern, je nach ihrem Endzweck. Nach Ignatius ist die Ehre Gottes das höchste Ziel des Menschen, und diese bestimmt den Wert der Mittel. Daher stammt der Spruch: "Der Zweck heiligt die Mittel"! Aber der Mensch empfindet instinktiv für gewisse Güter, zum Beispiel Ruhm und Glück, ein so starkes Begehren und für andere, wie Schmerz und Entsagung, eine so starke Abneigung, dass es ihm immer schwer sein wird, unparteiisch in der Wahl dieser Mittel zu bleiben. Francisque erreichte diese Unparteilichkeit durch die Meditation über die "Gleichgültigkeit" aller Kreatur. Er wurde davon überzeugt, dass keine einen eigenen Wert besitze und nur darin Geltung habe, wie

weit sie für das Unendliche taue. Daher blieb er gegenüber dem Ansehen der Kreatur völlig gleichgültig. Ein würdiger Kämpfer muss sowohl die Erholung als auch die Erschöpfung und sowohl die Mauer einer Festung als auch deren gefährliche Erstürmung gleichgültig betrachten, um allem gegenüber gefasst zu sein, bereit den geringsten Wunsch seines Generals zu erfüllen, der als Zweck aller Dinge die Verherrlichung Gottes betrachtet. Nachdem Francisque zur Erkenntnis des wirklichen Zieles der Menschheit gekommen war und verstanden hatte, wie gleichgültig die Bedeutung der Geschöpfe war, da erkannte er die Sonderbarkeit seines bisherigen Irrtums und wie wenig seine bisherige Stellungnahme getaugt hatte. Er fühlte, wie oft seine Bestrebungen und sein Eifer ihm wichtiger waren als Gottes Werk. Er hatte dieses erniedrigt, das war das Übel - die Sünde! Um die erstaunlichen Folgen dieser Erkenntnis beurteilen zu können, muss man sich vorstellen, Francisque sei in der Lage des revoltierenden Luzifer gewesen, wie er in den Abgrund geschmettert wurde. Er wurde vor seine eigene Leiche hingestellt, neben seinen Sarg, als Strafe für seine Sünde; er musste niedersteigen in den Abgrund der Hölle, wo die unglücklichen Verdammten hoffnungslos ihre Verfehlungen abbüßten. Er wurde vor das Kreuz gestellt, an welchem der sterbende Erlöser geschlagen und geschmäht wurde für unsere Missetaten. Schließlich bewunderte er die unermessliche Güte Gottes, denn er hatte bisher die heiligsten Pflichten vergessen und mit Füßen getreten. Eine schreckliche Angst wegen seiner Verfehlungen und ein grenzenloser Schmerz bedrückten seine Seele, und erst die Absolution bei der Beichte versöhnte ihn wieder mit seinem Schöpfer.

Die Hälfte der ersten Woche war vorbei. Von seinem Irrtum geheilt wollte der Novize seinen Weg nun weiter verfolgen. Er bat Gott um Beistand dazu mit den Worten des niedergebrochenen Paulus:

"Herr, was willst Du, das ich tun soll?"

Bei diesem Anruf erschien ihm Christus in der Meditation, die "vom Reich" genannt wird. Der Erlöser erschien ihm in der Gestalt eines kämpfenden Königs, der alle um sich aufruft, mit ihm gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Er sprach zu ihm: "Meine Aufgabe ist, ein Reich zu gründen inmitten dieser ungläubigen Welt, für mein Reich alle abtrünnigen Nationen zu erobern, um dann als Sieger das ganze Universum meinem Vater zu Füßen zu legen. Wer meine Stimme hört,

der wird erlöst, und sein Leben wird so wunderbar sein, wie seine Opfer und sein Bestreben, seinem General zu folgen."

Dieser himmlische Kämpfer versprach so reichen Lohn, und seine Person bot so große Gnaden an, so dass jede Seele, die in sich auch nur die geringste Spur von Dankbarkeit fühlte, nicht nur widerstehen konnte, sondern sich ganz dem Erlöser hingab:

"Ich schwöre Dir, dass Du mein einziger König und Herr sein sollst", so rief Francisque begeistert aus.

Von da an war er an seinen Herrn und Meister gekettet. Er verfolgte dann dessen Leben bis in die Mysterien seiner Kindheit und seines Auftretens in Nazareth, er bemühte sich, den Gedanken und Gefühlen der ersten dreißig Jahre seines Ideals nahezukommen.

Dieses Leben Jesu ist das Vorbild für jeden Christen und der beste Weg zu Gott für die ganze Menschheit. Aber Ignatius ging weiter. In einer Armee gibt es nicht nur gewöhnliche Soldaten und im Reich Gottes nicht nur einfache Gläubige. Der Gründer des Ordens stellt sein Ideal höher, und die zweite Woche beginnt folgendermaßen: sie ist dazu bestimmt, Vorläufer zu erzeugen und die Exerzitienschüler für das Apostolat zu werben.

Er geht von der Meditation "von den beiden Flaggen" aus. Francisque wurde zwischen zwei feindliche Lager versetzt. Links in der babylonischen Ebene entfaltete sich rauschend das Heer der Bösen, geführt von Satan, es waren die Weltmenschen und alle Verderbten. Stolz wehte ihre Flagge mit der verführerischen Aufschrift: "Vergnügen, Glück und Ehre" über ihren Häuptern. Inmitten seiner Truppen saß auf einem Thron aus Rauch und Feuer der düster wütende Satan. Gehässigkeit, trotziges Herrschsucht und unermesslicher Hochmut zeigten sich in seinen abscheulichen Zügen. Auf der anderen Seite sah man auf einem Hügel bei Jerusalem das Lager der Gerechten. Auf ihrer Fahne war zu lesen: "Armut und Verzicht". Ihr unbesiegbare Führer Jesus unterschied sich von seinen Soldaten nur durch seine Bescheidenheit, seinen Sanftmut und durch Ritterlichkeit. Ihm am nächsten standen Menschen, die gewohnt waren, Verzicht zu üben. Unter ihnen befanden sich die Apostel, die Märtyrer und Bekenner ihres Glaubens. Ihr göttlicher Führer schien

ihr Bruder zu sein, so sehr war er ihnen gleich in Kleidung und Nahrung, Gesinnung und Entbehrung. Vornehme Herablassung einerseits und Verehrung andererseits sorgten für gemeinsames Erleben aller Dinge bei dem Herrn und seinen Untergebenen. Ehe die schreckliche Schlacht gegen seine Feinde geschlagen wurde, forderte der Herr Francisque auf, nahe zu ihm zu treten und sich anzuschließen seinen erprobten Helden. Auf diesen Anruf wagte ein glühendes Herz alle um sich verdient zu machen bei seinem Herrn und dessen verdienten Mitkämpfern.

Das praktische Leben in der Nachfolge Christi spielte sich demgemäß ab wie bei einem jungen Athleten, der sich in die Arbeit stürzt und jede Gefahr und jeden Verzicht auf sich nimmt. Zur gleichen Zeit, noch während derselben Woche, machte er bei der Meditation "Unterscheidung der Geister" besondere Erfahrungen bezüglich der Charaktereigenschaften und der Hinterlist seiner Gegner. Dabei lernte er ihren Nachstellungen zu entgehen, um sie um so sicherer zu besiegen.

Es begann die dritte Woche. Vom Apostelamt ging man über zum Martyrium. Francisque bereitete sich darauf vor durch die Meditation über "die drei Grade der Demut". Diese Meditation hatte als Ziel, das Verständnis der Jesuiten dafür zu erwecken, dass es keineswegs genüge, beim zweiten Grad zu bleiben, d.h. sich von allen irdischen Dingen frei zu halten, sondern dass sich der Apostel auf den dritten Grad geradezu stürzen müsse, der darin besteht, unter den weltlichen Dingen diejenigen auszusuchen, die der menschlichen Natur am absurdesten vorkommen. Francisque musste sich davon überzeugen, dass für den Apostel Erniedrigung und Schmerzen diejenigen Mittel sind, womit man Gott am besten dienen konnte. Nachdem er sich also von allem Irdischen losgesagt hatte, wandte er sich von ganzem Herzen und mit heißen Begehren dem Weg des Martyriums zu nach dem Beispiel des Meisters, der ihn berufen hatte. Für Francisque betrat der Meister den Weg der Schande und Qualen, und er begleitet ihn Schritt für Schritt von Gethsemane bis zum Grab aufgelöst in bitteren Tränen, von Dornen und Geißeln verwundet und ging mit ihm bis zum Ende am Galgen. Nur noch den gekreuzigten Jesu kannte der

Novize und wollte keinen anderen Ruhm, als Leidensgenosse des Verdammten zu sein.

Um den dritten Grad der Demut zu erwerben und zu lernen, körperliche Schmerzen zu ertragen, bediente sich der Novize in der dritten Woche der Instrumente für die Kasteiung, die er bekommen hatte, um sich zu züchtigen. Mit heftigen Peitschenhieben schlug er auf sich ein, stach sich ins Fleisch und legte sich Ketten an, die mit Stacheln besetzt waren. So wollte er teilhaben am Schmerz seines Herrn und lernen, Leiden zu erdulden. Am Ende dieser Woche fühlte sich Francisque unlöslich verbunden mit dem Jesuitenorden; einerseits, weil nur dort diese Exerzitien geübt wurden, andererseits, weil er im Jesuitenorden eine Gesellschaft von Menschen sah, die mehr als andere dem weltlichen Leben entsagten.

Die dritte Woche war vorbei und nun kam die vierte. Sie sollte die Krönung des Ganzen bilden. Von jetzt ab war Francisque tot für die Außenwelt und begann das Leben der "Erleuchtung" durch die Meditation "Auferstehung des Herrn Christus". Über alles Irdische erhaben, stieg er mit seinem Herrn zum Himmel auf in der Meditation "von der Himmelfahrt Christi". In dieser Region erahnte der Novize das ewig Unsichtbare. Er wurde vorbereitet zur direkten Verbindung mit dem Absoluten, mit seinem Gott. Der Schöpfer und sein Werk waren das Thema der folgenden Meditationen. Der Novize spürte, wie Gott in seinem elenden Körper waltete - er spürte ihn in seinen Organen als belebendes Element, in seinen Muskeln als Kraft. Gott in ihm war es, der ihm die Arme erhob, der ihm die Lippen öffnete und seine Blicke lenkte. Er spürte ihn auch in seinem geistigen Leben, als Urgrund seines Verstandes und als ewige Quelle seiner Gedanken. In seinem Herzen, ahnte er ihn als den Brennpunkt, von dem aus seine Gefühle entflammt wurden, in seinem Willen, als dem Zentrum, das seine Taten lenkte. Gott war die Seele seiner eigenen Seele und die seines Körpers. Aber ebenso wie der Schöpfer in Francisque lebte, so lebte auch dessen schwaches Ebenbild in Liebe und heißem Verlangen zu Gott, dessen dauernde Gegenwart er fühlte. Sein Geist war durch dies Bewusstsein verwandelt, sein Verstand erleuchtet, sein Herz entflammt, sein Wille verändert in unwiderstehlicher Verehrung - sein ganzes Sein war in Ekstase und Entzückung. Mit einem Wort, der

Novize gehörte nicht mehr sich selbst, er lebte nicht mehr auf der Erde und gab sich ganz Gott hin mit den Worten:

"Herr, nimm mein ganzes Sein hin, nimm hin alles, was ich denke, will und kann, ich habe nichts, was nicht aus Deinen Händen quillt. Ich gebe Dir alles und mache mich frei davon ohne jeden Vorbehalt, damit ich Dir gefällig sei. Das Einzige, das mir Deine Gnade gewähren soll, ist die echte Liebe zu Dir; wenn ich die habe, bin ich reich und brauche nicht anderes mehr."

Die göttliche Gemeinschaft in Liebe, das ist die "Vollendung der Exerzitien". Durch sie hat der Mensch Gott ganz erfasst, schon auf dieser Erde. Am Ende der dreißig Tage erfolgte die Vision des himmlischen Jerusalem oder der triumphierenden Kirche im Himmel. Diese Meditation war das ergreifende Bild von der Ehre Gottes, Christus und der Heiligen, unter welchen Francisque den Heiligen Ignatius und die großen Männer des Jesuitenordens in einem großen Heiligenschein sitzen sah. Die ganze Schöpfung war zur Vollendung gelangt, so wie es Ignatius in seiner Manresaer Zeit schon in seinen religiösen Verzückungen geschaut hatte. Diesen Triumph empfand auch Francisque selbst. Mit hochgespannten Hoffnungen stieg er von der triumphierenden Kirche dann wieder hinab zum göttlichen Tabor, wo er einen Monat lang mit Christus, der heiligen Jungfrau und den Gerechten lebte, worauf er dann wieder in die kämpfende Kirche trat, deren Beherrscher der große Papst in Rom ist, um teilzunehmen an der Arbeit und dem Kampf in den Reihen der Gesellschaft Jesu. Von da an sollte er nie mehr in seinen Gedanken und Werken die himmlische Kirche von derjenigen trennen, die kämpft und leidet. Beide sind für ihn dieselbe und die einzige Braut Christi, beide dasselbe und einzige Reich Gottes. Er wird also von jetzt an auf der Erde arbeiten, aber sein Herz wird im Himmel sein.

Verlassen wir nun die Exerzitien, die eine schwere Arbeit bedeuteten, hart für den Körper, hart vor allem für den Geist. Tatsächlich muss versucht werden, in Geist und Verstand all die überirdischen Dinge aufzunehmen, all diese göttlichen Worte in sich einzupflanzen. Man muss sein Leben umgestalten in das eines anderen Apostels, eines Ignatius; man soll ein zweiter gekreuzigter Christus werden - das alles ist eine übergewaltige Aufgabe. Der Novize trägt von da an ein ganzes

Himmelsgewölbe auf seinen Schultern. Francisque, der sie mit Hingabe durchgemacht hatte, war zwar zuletzt ermüdet, aber entschlossen, mit demselben Mut die fünf anderen zusätzlichen Experimente der Exerzitien durchzuführen. Diese Experimente oder Prüfungen sind Übungen von je einem Monat Dauer, die als Ergänzungen zu den bisherigen betrachtet werden. Als Ziel haben sie, spezielle Tugenden zu erproben, wovon die Exerzitien den Keim in die Novizen gelegt haben. Das weitere Leben des Jesuiten sollte dann die praktische Ausübung derselben darstellen. Diese Experimente sind:

Die Katechese, bei welcher religiöser Unterricht für Kinder oder einfache Arbeiter gegeben wird. Im Novizen soll sich der künftige Lehrer des Volkes bilden.

Die Pilgerfahrt: Zu zweien ausgesandt mussten die Novizen einen Monat lang wandern, meist ohne Geld. Dadurch sollte der missionarische Geist geweckt werden.

Der Krankenhausdienst, der Besuch von Häftlingen und erniedrigende Arbeiten sollten hauptsächlich die Fähigkeit entwickeln, Kränkungen zu ertragen und verzichten zu lernen.

All dies sollte als Prüfung gelten für Entsagung und Gehorsam. Je nach Vorschrift des Novizenmeisters wurden diese Prüfungen in die zwei Novizenjahre eingestreut. Dieses selbst ist ein weites Feld geistlicher Bemühungen, in welchem die täglichen Pflichten so angeordnet sind, dass jede einzelne eine Anwendung und Wiederholung der Exerzitien darstellt. Die täglichen Pflichten des Novizenlebens sind neben der alltäglichen Meditation die Lektüre, die Versammlungen, wobei über die Verfassung des Ordens gesprochen wurde, die körperlichen Arbeiten und das sogenannte spezielle Examen. Die verschiedenen Tugendübungen, gelenkt durch die schweren Exerzitien und Meditationen, gruppieren sich in praktische Wissenschaft durch Lektüre, die zweimal täglich betrieben wurde und in Vorträgen über "christliche und religiöse Vervollkommnung" von Pater Rodriguez. Das "Leben der Heiligen" dieses Ordens, dessen Vorlesung sich jeden Mittag wiederholte, fügte zu diesem religiösen Leben, aus dem der Pater Rodriguez eine wahre Wissenschaft

gemacht hatte, eine familiäre Atmosphäre mit Zügen von Elternschaft, die alle zu Söhnen von Loyola machte. Die Verfassung des Ordens ist eine Übertragung der Exerzitien in feste Regeln. Dies Gesetz des Ordens wurde jeden Morgen vorgelesen, kommentiert und auswendig gelernt.

Folgendes machte auf Francisque einen ganz besonderen Eindruck bei den Erklärungen der Verfassung durch den Novizenmeister:

"Zur höheren Ehre Gottes", das ist die Devise des Ordens und bedeutet "Ausdehnung und Gedeihen von Gottes Reich auf Erden". Dieses Reich ist nur die römische Kirche allein! Die Gegner dieses Reiches sind vor allem die Reformatoren und die moderne Zivilisation. Der Orden ist dazu bestimmt, diese bis zum Äußersten zu bekämpfen. Könige sind nichts anderes als Verwalter oder Werkzeuge Gottes. Sie sind das Schwert der Kirche. Verstoßen sie durch Gesetz oder Taten gegen das Gedeihen der Kirche, schädigen sie die Gebräuche oder die Freiheit der Kirche, dann sind die Gesetze oder Taten völlig ungültig. Für die Jesuiten gibt es bei der Heiligkeit Gottes kein Ansehen der Person, auch kennt er keine Blutsbande. Der Jesuit kennt weder Familie, noch Vater und Mutter. Vaterland ist nur ein menschliches Wort, beschränkt und eine Mauer der Trennung. Man muss es streichen aus dem christlichen Wörterbuch und durch Katholizismus oder allgemeine Familie ersetzen, deren Vater im Himmel ist. Der einzige Repräsentant befindet sich in Rom. Als Soldat muss der Jesuit blinden Kadavergehorsam besitzen. Für das Mitglied des Jesuitenordens existiert kein Besitz weltlicher Dinge, nicht einmal der eigene Körper, auch sein Urteilsvermögen oder der eigene Wille gelten nichts. Alles ist abgestorben, so dass, wenn der Papst sagt: "Was Du als weiß siehst, das ist schwarz," so muss es der Jesuit glauben und sagen: "Ja, das stimmt!"

So ist also der Schüler Loyolas als Leidensgenosse von Jesus gleichgültig gegen Elend und Armut, stärker als seine Verfolger, er ist erhaben über jedes Missgeschick und Elend dieser Erde. Wenn die "Verfassung" allgemeines Gesetz der Gesellschaft bedeutet, so vervollständigen die sogenannten "Anweisungen" die Regeln für die Novizen. Sie geben die Art an, nach welcher der Novize jede seiner

Handlungen richten muss. Nichts ist hier vergessen: geistliche Dinge, körperliche Übungen, Anweisungen für die Kleidertracht, Weisungen für seelische Belange, Haltung und Stellung des Körpers, alles ist festgelegt. Die Konversation, die Aussprache, das Betragen, der Blick, mit einem Wort: nichts ist vergessen. Der Novize muss überzeugend reden, um dies zu erreichen, muss er zunächst die Gedanken seines Partners erforschen, wird ihn aber dann schließlich von den eigenen Gedanken überzeugen. Der Novizenmeister schilderte anschaulich, wie der Novize gleichsam durch die Türe des Anderen eintritt, aber dann dafür sorgte, dass dieser durch seine, des Novizen Türe, austritt. Betreffs der Augen und der anderen Organe war vorgeschrieben, dass der Novize sein Haupt nie unmotiviert bewegen darf, und dass er seinen Blick zur Erde wenden muss, ungefähr zwanzig Schritte nach vorne. Er wird nie einer Person, mit der er spricht, ins Gesicht sehen und wird seinen Blick nie über deren Schultern erheben. Bei Tisch zerschneidet er eine Birne oder schält ein Ei in der gleichen Art, wie er meditiert oder etwas vorliest. Zu diesem Zweck werden Übungen im Gehen, in der Aussprache, beim Essen, etc. abgehalten. Dabei beobachten alle Brüder und der Gehilfe des Novizenmeisters genau die Fehler und machen mehr oder weniger originelle, kritische, auch boshafte Bemerkungen. Sechs Mal im Jahre musste das Regelbuch durchgelesen werden, so dass der Novize dieses Vademecum auswendig lernte.

Schließlich muss ich noch sprechen von zwei täglichen Übungen, von den körperlichen Arbeiten und vom "speziellen Examen". Zunächst soll von letzterem geredet werden. Der Tageslauf des Novizen endete mit einem "allgemeinen" und einem "speziellen" Examen, nachdem er ausgefüllt war mit den erwähnten Beschäftigungen. Beim allgemeinen Examen handelte es sich um eine Bilanz des Tages. Das spezielle Examen behandelte immer einen besonderen Punkt. Dieses Examen ist die eigentliche Waffe des Ordens. Es bezweckt die Ausmerzung eines Fehlers oder einer schlechten Eigenschaft, und die Erziehung zur Tugend und Vervollkommnung. Wenn der Vorgesetzte oder ein Bruder eine Eigenschaft entdeckt hatten, zum Beispiel Hochmut, begannen sie diesen Fehler zu bekämpfen, jedesmal wenn er auftrat, bis er endlich ausgemerzt war. Jeden Mittag und Abend notierte Francisque auf zwei Linien durch Punkte seine Fehler oder Erfolge,

und zählte die Differenz; dann schämte oder freute er sich je nach dem Erfolg oder Misserfolg und ermutigte sich für den nächsten halben Tag. Jede Woche rechnete er die Summen und die Differenz aus und verfolgte diese Taktik aufs Äußerste. Bezüglich dieses Examens und zur Ermunterung der Novizen hierzu erzählte man ihnen von einem Pater, dessen Leben in fortwährender Traurigkeit sich abspielte:

Sein Hauptfehler war mangelndes Vertrauen zu Gott. Alle Ermahnungen schienen vollständig unwirksam. Aber auf seinem Totenbett rief der Pater in heller Freude: "Ich bin gerettet, ich habe gesiegt." Dann verschied er. Der Prior, der um sein ewiges Los besorgt war, fürchtete, dass ihm diese Worte nicht ernst gewesen waren, aber als er unter dem Kopfkissen des Sterbenden die Aufzeichnungen über sein spezielles Examen fand, musste er feststellen, dass schon seit Jahren der einzige Gegenstand seines Kampfes das Vertrauen zu Gott war. Der Prior las erregt alle Blätter durch und alle trugen Aussprüche folgender Art: "Hoffnung lässt sich nicht zuschanden werden", "Herr, gib mir Glauben", etc. Diese Zeilen zeugten davon, wie der Pater von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr mit heißer Ausdauer gekämpft hatte. Schließlich kam der Prior zur Rückseite dieses Buches. Da konnte er sich davon überzeugen, dass die Summen der Siege die der Fehler um 7 000 überstiegen hatte. Diese überwältigende Zahl ließ den Sterbenden ausrufen: "Ich habe gesiegt!"

Erprobung des Francisque in Bethanien und Austritt

Wir haben Francisque in dem Augenblick verlassen, in welchem nach Beendigung der Exerzitien die Erprobungen beginnen sollten.

Er war so eifrig, dass er die Schürze des Hilfskoches trug, ohne sich gedemütigt zu fühlen, denn er war fünf Wochen lang in blindem Gehorsam einem ziemlich hitzigen und bornierten Laienbruder unterstellt.

Er machte dreißig Tage lang seine Pilgerschaft zu Fuß und ohne Geld, oft ermüdet, zuweilen bei stürmischen Wetter. Dabei hatte er gelegentlich verdrießliche Erlebnisse mit den Dingen oder Menschen, an deren Türe er Nahrung oder ein Nachtlager begehrte.

Er besuchte Gefangene, pflegte monatelang Kranke ohne einen Augenblick die Geduld zu verlieren bei all den Klagen oder Beleidigungen, bei dem Schmutz in den Gefängnissen und beim Anblick der Leiden im Krankenhaus. Eines Tages besuchte er die Krankenstube des städtischen Gefängnisses und kam dabei an das Bett eines genesenden Typhuskranken. Aber - oh Schreck!... Beim Anblick des geistlichen Rockes, das der Besucher trug, richtete sich die Gestalt mit einem von Ungeziefer wimmelnden Kopf auf und verfluchte Gott als den Urheber seines Leidens. Als Vergeltung hierfür ließ sich Francisque eine Schüssel lauwarmen Wassers und eine Bürste bringen und mit Hilfe des Krankenpflegers reinigte er den unglücklichen Menschen. Als dieser sich so erleichtert fühlte, bedankte er sich noch nach einer Stunde bei seinen beiden Befreiern sehr herzlich.

In einem Krankenhaus derselben Stadt besuchte Francisque zweimal wöchentlich einen finsternen alten Mann, der bald sterben sollte. Verzweiflung und Hass hatten seine Seele schon vorher ertötet. Jeden

Tag verfluchte er einen gehassten Menschen, der ihm achtzehn Jahre zuvor seine einzige Tochter weggenommen hatte. Francisque versuchte das schier Unmögliche, den unglücklichen Mann zu trösten und dazu zu bringen, jenem zu verzeihen. Aber es war alles vergeblich. Da blieb dem Novizen nichts anderes mehr übrig, als für den Alten zu beten und den ersten Augenblick des Todes abzuwarten. Dieser Moment brachte den unglücklichen Alten zunächst zur Besinnung. Francisque neigte sich liebevoll zu ihm und sprach eindringlich zu ihm, dass durch die Güte und die Macht seines Schöpfers ihm jetzt seine Tochter wieder gegeben werde. Der Alte schien ergriffen und Francisque glaubte nun, dass der Augenblick gekommen sei, noch einmal von der Verzeihung zu sprechen. Er drückte dabei sehr herzlich die Hand des Sterbenden. Aber diese, schon fast erkaltet, entzog sich der Hand des Novizen und aus dem Mund des Sterbenden kamen als letzte Verdammung die Worte: "Niemals Verzeihung - er sei verflucht!" Wenige Augenblicke danach starb er, und ließ den bestürzten Francisque allein.

Gottes Wege erschienen ihm schrecklich, und er sah sein Unvermögen ein ohne zu murren. Anderntags musste er wieder mit neuer Kraft und Pflichtgefühl die täglichen Übungen der Exerzitien fortsetzen, die ihn weiter bringen sollten. Jedes dieser Exerzitien prägte von Tag zu Tag wie mit dem Meißel eines Künstlers immer mehr die geistigen Züge eines Jüngers Jesu in den harten Stein weltlicher Gewohnheiten. Pater Stanislas hielt in geschickter Hand den Meißel und führte harte Schläge mit Hilfe der Anweisungen jede Woche. Dazu kam jeden Monat das Examen zwischen Lehrer und Schüler bezüglich seiner Arbeiten und Vorhaben. Dabei beurteilte der Lehrer die Handlungen des Schülers sehr verständnisvoll.

Wenn der Novizenmeister in seinem Schützling den erleuchteten Geist wecken und pflegen wollte, so brauchte er sich nur nach den Vorbildern zu richten. Er hatte sie vor sich, sei es in den Anordnungen des Ordens, sei es in den Exerzitien des Heiligen Ignatius oder auch in seiner eigenen Person. Er musste nur dafür sorgen, dass seine Schüler ihm nachstrebten. Pater Stanislas war nämlich ein vortrefflicher Klosterbruder. Wäre seine Gesundheit nicht so angegriffen gewesen, hätte man ihn längst zum Provinzial oder Generalassistenten ernannt.

Bei diesem Mann erschien Francisque alles vollkommen; in seinen Augen war sein Äußeres ein Muster von Bescheidenheit und vornehmer Haltung, seine Denkart unübertrefflich und seine Worte untadelig. Jedes Wort, das aus seinem Munde kam, umfasste ein ganzes Leben. Sein Geist, der sich die Sinne unterworfen hatte, ruhte in sich selbst und zeigte sich bis in die Einzelheiten seiner Ausführungen beeinflusst von den erhabenen Lebensbeschreibungen eines Heiligen Bernhard, seines Patrons, oder eines anderen berühmten Mannes des Ordens. Man kann schwerlich sagen, seine eigene Tugend sei beherrschend gewesen, denn möge man es so oder so ansehen, er stellte einen jeden darin seiner besonderen Art. Exaktheit und Vollkommenheit in seinen Taten, Milde und Kraft im Charakter, Menschlichkeit und moralische Überlegenheit, Nachgiebigkeit einerseits, aber unbeugsamer Mut - so vereinigte er alle guten Eigenschaften und geistlichen Gaben. Vollkommen tot für die Welt und gewaltig durch stille Demut, stellte er für Francisque das Ideal eines Jesuiten dar.

Die Erziehung der Novizen musste unter solcher Leitung stetige Fortschritte machen. Nach siebzehn oder achtzehn Monaten zeigten sich bei Francisque bereits erfreuliche Zeichen. Er fühlte sich erfüllt und begeistert von einem höheren Leben. Er lebte nur noch mit seinen christlichen Vorbildern. Ihr Geist prägte seine Gedanken. Die Menschen existierten für ihn nur noch als Seelen, und alles Irdische sah er nur noch wie durch einen Schleier, hinter welchem er das Gute oder Schlechte erblickte. Die einfachsten Kreaturen redeten zu ihm von Gott und dem geistigen Leben. In der zarten Blüte, die sich eben öffnen wollte, erblickte er Gottes Finger. Ein Lamm am Weg war für ihn das Sinnbild von Anmut und Folgsamkeit. Ein hässliches Kriechtier erinnerte ihn an seine eigene sündige Seele. Die menschliche Seele war für ihn ein Tempel Gottes, die einen beschmutzt und zerstört, die man erwecken und bessern musste, die Tugend der anderen musste man verehren, alle waren Töchter und Bräute des Herrn, die man lieben und bewundern musste. Die Menschengeschichte war das Buch, das die Vorsehung geschrieben hatte zum Heil der Erwählten. Das ungeheure Universum barg in Harmonie die Weisheit, Macht und Güte des Weltenschöpfers. Jede seiner Kreaturen war eine Stimme, die Gottes Ehre weithin

verkündete, eine Dienerin, die seinen Willen erfüllte in allen Welten. Und diese Myriaden von gottgefälligen Stimmen vereinigten sich zu einer unendlichen Lobeshymne in grenzenlosem Gehorsam.

Auf solch geistiger Höhe sah Francisque das irdische Dasein nur schattenhaft, seine Hoffnungen und Befürchtungen nur als Kindereien, er kannte keine Furcht vor Menschen mehr. Zum Beispiel: während der stürmischen Zeiten um 1848 hatte ein Volksaufstand die Stadt aufgewiegelt und drohte sich gegen Bethanien zu wenden. Der Novizenmeister versammelte seine Schützlinge vor dem Schlafengehen und sagte zu ihnen: "Meine lieben Brüder, wir müssen uns auf einen nächtlichen Angriff gefasst machen, aber fürchtet nichts, unsere Haare auf dem Haupte sind alle gezählt, und nicht eines wird uns genommen werden ohne Gottes, unseres himmlischen Vaters, Willen." Francisque war furchtlos, er legte sein Geschick in Gottes Hand in der stillen Hoffnung, dass es dessen Wille sei, dass er aus dem Schlaf gerissen, gemartert, verspottet und geschlagen werde. Dann schlief er sofort ein, um erst beim Klang der Morgenglocke zu erwachen. Da bedauerte er tief, dass ihm Verspottung und Gefangenschaft nicht vergönnt waren und demütigte sich vor seinem Herrn, der ihn dessen nicht würdig befunden hatte.

Dies Gefühl der Demütigung bestärkte sich bei ihm immer mehr. Zudem billigte er sich immer nur den letzten Platz zu, wenn er in seinen Meditationen an seine vielen Schwächen dachte. Alle seine Mitbrüder dünkten ihm besser, und er fühlte sich unwürdig, die Knoten an ihren Schuhen zu lösen. Er ging sogar noch weiter, das geringste Insekt dünkte ihm besser zu sein als er selbst. Dies schwache Tier, sagte er sich, dieser kriecherische Wurm hat Gott nicht gelästert, es erfüllt treu das Gesetz seines Dasein. So tief es in der Rangordnung der Wesen steht, es ist doch nichts weniger als das Nichts. Ich aber bin es, denn ich bin undankbar und sündhaft.

Diese Demütigungen gingen so weit, dass sich Francisque an Stelle anderer schuldig bekannte. Er wurde in die Bibliothek geschickt, um dort die Bücher abzustauben, zu ordnen und auszugeben. Unser Novize besorgte das fleißig. Aber sein Vorgänger hatte vergessen, ihm mitzuteilen, dass eine Anzahl Bücher, die noch nicht eingeordnet

waren, sich in einem Raum befanden, von dem Francisque nichts wusste. Als Francisque sein Amt wieder abgab, entdeckte ein Vorgesetzter die vergessenen Bücher. Pater Stanislas machte Francisque Vorwürfe: "Bruder, Du hast drei Fehler begangen. Hunderte von Büchern hast Du nicht eingeordnet, hast sie in einem Schrank verborgen, und schließlich hast Du Deine Nachlässigkeit verheimlicht, statt sie beim Verlassen Deines Amtes einzugestehen." Francisque konnte sich nicht entschuldigen, wollte er nicht den vielleicht ungewollten Fehler seines Vorgängers aufdecken. Er schwieg und stellte es der Vorsehung anheim, ihm später nach ihrem Willen Genugtuung zu verschaffen.

Im Gefühl seiner Unwürdigkeit war er überzeugt, dass es ihm nicht zukomme, Herr sein zu wollen über seinen eigenen Körper, noch über seine Fähigkeiten, mit denen er so schlecht abgeschnitten hatte. Er glaubte, dass er als untreuer und unfähiger Lenker seiner Taten durch seinen Prior vor Gott gerechtfertigt werden müsse. In Wirklichkeit hatte Francisque auf alle eigene Energie und eigenen Willen verzichtet. Die Liebe zu seiner Familie, zu Henri und allen anderen hatte er aus seinem Herzen getilgt, auch die Achtung vor sich selbst. Der Novizenmeister war der eigentlich Verantwortliche für sein ganzes Wesen. Diese heißblütige Seele musste sich heftig auswirken, da sie immer in Atem gehalten wurde durch ein so erhabenes Ideal, da sie dazu noch angespornt wurde vom allgemeinen Geist des Hauses und fortwährend begeistert wurde von seinen edlen Mitgenossen. Nachdem er die Selbstverleugnung bis zur Aufgabe jeder persönlichen Neigung gesteigert hatte, blieb ihm als Antrieb nichts anderes übrig, als der Entschluss vollkommenen Gehorsames. So bewegten sich seine Initiativen in vollen Touren auf den Wegen des Heiligen Ignatius und der Kompanie Jesu, da sie allein geleitet waren von seinen Vorgesetzten und seinem inneren heftigen Antrieb.

Ein einziger Verstoß gegen die Folgsamkeit passierte ihm während der achtzehn Monate, aber er wurde sofort wieder ausgemerzt. Das war so: Francisque hatte wohlwollenderweise bei einem Besuch im Krankenhaus einem Kranken, der darum gebeten hatte, ein erbauliches Buch versprochen. Der Novize hätte zuerst im Kloster um Erlaubnis dazu bitten sollen, aber er hatte diese Formalität vergessen und dachte,

es genüge, wenn er nachher Pater Stanislas davon unterrichten und ihn um das Büchlein bitten würde. So tat er.

"Wer hat Dir erlaubt, das zu versprechen?", sagte strengen Tones der Pater.

Bestürzt über sein Vergessen verteidigte sich Francisque nicht und bat um Verzeihung.

"Dir wird erst verziehen, wenn Du im Krankenhaus bei dem Patienten Deinen Fehler eingestehst", sagte der Pater, "auch musste Du ihn um Verzeihung bitten. Das Buch aber wird er nicht bekommen."

Dies empfand Francisque als eine so große Schande, dass er lieber tausend Demütigungen vor der ganzen Klostersgemeinde auf sich genommen hätte. Indes, ohne Zögern entschuldigte er sich beim Patienten, der sich über ihn und seinen Novizenmeister lustig machte. Als Francisque zum Novizenmeister zurückkam, lächelte dieser zunächst, erteilte aber dann in strengem Ton die Warnung:

"Dies sei das erste und letzte Mal, mein Bruder!"

Außer diesem leichten Fehler ist von keinem anderen zu berichten.

Indes gingen die Prüfungen und Erprobungen fürs Noviziat zu Ende. Francisque war in den Augen seiner Mitbrüder ein frommer Novize und es schien, als sollten seine Anstrengungen gekrönt werden durch das Ablegen der Gelübde. Aber Gott oder das Naturgesetz wollten es anders.

Francisque sah eines Abends vor seiner Stirn etwas wie ein feuriges Band..., einen Augenblick danach stürzte er in der Kapelle zu Boden. Als ihn seine Brüder aufhoben und ins Krankenzimmer brachten, hatte er schon hohes Fieber. Bei ihm hatte der Dolch seine Scheide durchstoßen! Die Energie und Enthusiasmus seiner Seele hatten seine Organe überfordert.

Um diese Katastrophe zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, dass Francisque damals, als er Sainte Croix verließ, schon unter Gewissensqualen und der Angst vor der Vollkommenheit gelitten hatte. Diese moralische Schwachheit hatte schreckliche Formen angenommen, die ihn bis ins Tiefste erschütterten. Der Organismus reagierte mit einem furchtbaren Gegenschlag bei dem jungen Mann.

Hier zeigt sich eine Nachwirkung der Stimmung aus der Zeit, als Francisque in Bethanien eintrat.

Was aber war die Ursache des Übels?

Das Ideal, das er in den Exerzitien des Heiligen Ignaz erblickte, was sehr hoch, und Francisque gelobte seinem göttlichen Meister, es getreulich zu erfüllen. Aber er wurde von seiner Unfähigkeit überwältigt. In seiner Verwirrung glaubte er unwürdig zu sein, dort zu leben, wo er eingetreten war. Die hehren Personen, die dort walteten, Christus, die Heilige Jungfrau und die Heiligen schienen ihm so erhaben, seine Kräfte und sein Wirken dagegen so unwürdig, sein moralisches Elend so sündig, dass eine innere Stimme ihn sozusagen ausschloss von diesem göttlichen Tun und den himmlischen Tugenden, ja sogar vom gemeinsamen Leben mit seinen Lehrern und seinen Mitschülern. Die Beziehungen zu diesen wurden nach und nach durch eine innere Furcht getrübt, die nach außen unsichtbar, nach innen den Zwiespalt in seinen Zustand brachte. Das erhebende und stärkende Gebet hatte aufgehört, eine lebendige Quelle zu sein. Er wagte es auch nicht mehr, vor seinen Gott zu treten. Die Schwächen und Dürftigkeit seines Körpers, die groben Funktionen seiner Organe und der Schrecken, der ihn ob der Schlechtigkeit seiner moralischen Natur erfasste, dies alles entfernte ihn unaufhörlich von seinem Herrn, vom Edlen und Heiligen. Auch die Exerzitien und Meditationen, die ihn vor das Antlitz seines Schöpfers stellten, wurden für ihn zu einer entsetzlichen Arbeit, die er nur mit größter Willensanstrengung bewältigte, bei denen er aber ganze Wochen lang kein einziges Wort an seinen Erlöser richten konnte. Er fühlte nur noch die Vernichtung und musste sich vor dem Antlitz der Herrn verbergen. Solche Schande und Befürchtung gruben sich täglich mehr und mehr in ihn hinein, der furchtbare Zweifel an Gottes Güte begleitete dauernd seine Beziehungen zum Höchsten und vergiftete nach und nach seine Betätigungen, seine Überlegungen, seine Lektüre, ja sogar seine körperlichen Arbeiten. Einerseits erschien ihm alles vergiftet von seinem Atem und der unsauberen Berührung mit ihm, andererseits spürte er die Heiligkeit Gottes, die ihn durchdrang. Bei diesen Widersprüchen sagte er sich immer:

"Elender, bist Du dieser Liebe würdig?"

Der Gedanke, dass Gott ihn hassen könnte, war für ihn die Hölle. Der Glaube aber, dass Gott ihn liebe aber wäre für ihn der Himmel gewesen inmitten all der harten Prüfungen des Noviziats. Um diesen höllischen Zweifel los zu werden und sich der Liebe Gottes zu vergewissern, verdoppelte er seine Anstrengungen, aber sie waren nutzlos! Um für seine Befürchtungen Beruhigung zu erlangen, stürzte er sich geradezu in demütigende Arbeiten, die ihm widerstanden, aber auch da blieb er erfolglos. In seinem heißen Drang nach Sicherheit und der Liebe von Gott und Jesus zu ihm, die ihm das einzig Erstrebenswerte geworden war, erbat er unermüdlich Gottes Güte und das Erbarmen des Erlösers, wobei er diesen in flehendlichen Worten seine Verehrung darbrachte. Er schwor, ihnen zu Ehren alle Qualen auf sich nehmen zu wollen, dauerten sie auch Tausende von Jahren, ja er wolle sogar das höllische Feuer ertragen. Aber Gottes Güte und Jesu Erbarmen blieben stumm auf sein Schreien und erschienen ihm ohne Gnade. Der schwer auf ihm lastende Zweifel ließ ihn erstarren, setzte ihn in Schrecken, ja, er tötete ihn. Wenn er dann wieder zu sich selbst gefunden hatte, rief er aus:

"Ich bin wahrlich ein Sohn der schmerzreichen Maria! Ach, heilige Mutter, ich würde gern alle Übel auf mich nehmen, sie wären für mich nicht vorhanden, wenn dank Deines mütterlichen Erbarmens ich nur hoffen dürfte, dass ein Funke Deines Mitleides auf mich falle!"

Aber die heilige Jungfrau selbst blieb stumm.

Ein ganzes Jahr schon befand sich Francisque in diesem Zustand, ohne Hilfe zu finden, trotzdem beklagte er sich nicht und ließ in seinen Bestrebungen nicht nach. Der Novize klagte sein Leid dem Pater Stanislas. Aber sei es, dass dieser die Sache für unheilbar hielt oder sie als vorübergehend betrachtete, er gab seinem Schüler nur die Antwort:

"Alles was Du tust, ist gut, mein Bruder", oder: "Tue nur fleißig Deine Pflicht", oder auch "Es wird schon recht werden."

Das war alles vergeblich. Seine Zweifel und Ängste verfolgten ihn unerbittlich, wie Mörder, die nicht von ihm ließen. Bis zum achtzehnten Monat seines Noviziats blieb Francisque unerschütterlich. Als aber seine persönliche Meinung so betroffen wurde, dass er als schwarz ansehen sollte, was weiß war, da wurde jede eigene Initiative so unterdrückt, dass er kein Wort mehr hervorbrachte, ohne fürchten

zu müssen, dass das Menschliche dahinterstehe. Jedes eigene Erleben war völlig ausgelöscht, jede Regung unterdrückt, und so schreckliche Zweifel traten auf, dass schließlich der Körper des Unglücklichen angegriffen wurde. Er bekam ein schlimmes auszehrendes Fieber. Man fürchtete für sein Leben, und die letzte Ölung wurde ihm in Anwesenheit seiner Mitbrüder gereicht. Sein leiblicher Vater, den er schon verlassen zu müssen geglaubt hatte, kam, um beim Tode zugegen zu sein. Er weinte herzlich am Sterbelager seines sterbenden Sohnes. In einer Nacht, als schon der Tod bevorstand, hörte man jammerndes Hundegeheul. Die Novizen, die glaubten, Francisque sei gestorben, beteten in ihren Zellen zu Gott und baten um Gnade für seine Seele, die nun vor seinem Richterstuhl erscheinen würde. Aber zum Erstaunen aller rettete eine Krise, die in letzter Stunde eintrat, den schon Todgeweihten. Die Krankheit war besiegt!

Nach neun oder zehn Wochen ging der noch schwache Francisque in den Hof, um zum ersten Mal nach seinen Mitbrüdern zu sehen, und vier Monate nach dem Anfall war er so weit hergestellt, dass er zwar nicht weiter studieren, aber zu seiner Familie fahren konnte.

Als er wieder genesen war, fiel er wieder zurück in seine früheren Ängste, denn innerlich wollte er festhalten an seinem hohen Ideal, während dessen Größe ihn andererseits vernichtete. Die Zweifel wurden wieder so heftig, dass sie ihn eines Tages geradezu übermannten. Er fühlte sich vom Himmel verstoßen, verflucht, und heiße und kalte Schauer überfielen seinen Körper. Als er versuchte, sich dagegen zu wehren, fiel er plötzlich bewegungslos unter seinen Tisch. Seine Kraft war gebrochen. Einige Augenblicke blieb er in fast ohnmächtigen Schmerz liegen - plötzlich aber stieß er in seiner Herzensangst einen lauten Schrei aus - war das die Verzweiflung? Der Schrei, den jedes Wesen vor dem Tod ausstößt? Francisque wusste es nicht, er wusste nur, dass auf einmal aus seinem Inneren die Antwort kam:

"Oh nein! Jesu Barmherzigkeit lässt Dich nicht untergehen, er ist gnädig!"

Diese Worte, die vielleicht vom Selbsterhaltungstrieb eines Menschen zeugten in einem Augenblick, da die Seele so nah bei Gott war, retteten dem Francisque das Leben. Von diesem Tag an fühlte

Francisque ein Vertrauen zu Gott seinem Herrn, das ihm nichts auf der Welt rauben sollte.

Im Sommer 1848 wurde Francisque zu seinem Prior gerufen.

"Mein Bruder", sagte dieser zu ihm, "Du brauchst im Augenblick ein weiteres Feld, als es Dir das Kloster bieten kann, vielleicht führt Dich Gott eines Tages zu uns zurück."

Diese Erklärung ließ Francisque vor Schmerz verstummen. So also sollten seine Hoffnungen und Anstrengungen enden! Alles verschwand in einem dunklen Schatten. Tränen traten in seine Augen, aber standhaft hielt er sie zurück.

"Gut, mein Vater, ich gehe", sagte er. Nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: "Ich fühle mich in der Tat schwach."

Tatsächlich hat der Pater Stanislas nach sechs Jahren, als er hörte, dass Francisque die Seele eines Instituts geworden sei, das er aus dem Untergang gerettet hatte, ihn wieder aufgefordert, in den Orden zurückzukehren. Aber da war es zu spät.

Einen Tag nach der Entlassung verabschiedete sich Francisque von dem Manne, den er wie einen Vater verehrt und geliebt hatte. Als er ging, bekam er einen Brief mit an Monsignore Bellegarde, und die Entlassung wurde begleitet von folgenden aufmunternden Worten:

"Mein Freund, gib diesen Brief an Monsignore Bellegarde, und sei wegen Deiner Zukunft beruhigt, man wird Dich gütigst empfangen."

Francisque bat noch als ein Zeichen des Entgegenkommens die "Schätze des Jesuitenordens" mitnehmen zu dürfen, jenen kleinen Band, der die Exerzitien und die Verfassung enthielt, außerdem die Folterwerkzeuge, die Peitsche und Stachelketten. Sie bargen die Erinnerung an sein Noviziat, an jenes großes Ideal, das wie ein verzehrendes Feuer seine arme Natur dahin gerafft hatte und an die Schmerzen und Enttäuschungen, die ihm seinen Gott fast genommen hatten.

Eine Stunde darauf war Francisque schon im Zug und stieg nach sechs Stunden aus, um zu Fuß die zwei Meilen zurückzulegen, die ihn noch von seinem väterlichen Hause trennten. Als er freien Boden betrat und die frische Luft seiner Heimat atmete, als er die große Natur und die

Sonne von einst über sich sah, da fühlte er, wie sich sein armes Herz weitete, und ein Glücksgefühl kam über ihn, wie er es schon lange nicht mehr kannte. Seine Familie erwies sich freundlich und empfing ihn sehr herzlich:

"Gott sei Dank, dass Du wieder da bist, wir haben Dich in allem vermisst."

Zwei Tage danach ging er zu Monsignore Bellegarde und gab ihm den Brief des Paters Stanislas. Er bekam als Auskunft:

"Mein Sohn, Du verlässt einen Vater, aber Du wirst einen anderen bekommen."

Der Bischof schickte ihn zu den Lehrern des Seminars von Sion und bat, Francisque wieder unter die Schüler aufzunehmen.

Beurteilung der Noviziatszeit - Lehre und Ordnung der Jesuiten

Das große Seminar von Sion befand sich in der Nähe des bischöflichen Palastes. Francisque traf dort seine drei Examinatoren von Sainte Croix wieder. Sie kannten ihn noch, aber sie erschrakten bei seinem Anblick, so fremd kam er ihnen vor. Das war nicht mehr der junge aufgeweckte Rhetoriker, der damals so frisch und gesund aussah. Sein gemessenes und ernsthaftes Auftreten und sein Äußeres verrieten, dass eine schwere Hand auf ihm gelastet und ihn so verändert hatte. Seine Stirn war zerfurcht, seine Haut blass, seine übermüdeten Züge sprachen von außerordentlichen Schmerzen. Der feurige Blick allein ließ noch auf seine innere Tatkraft schließen, die seinen Körper fast zermürbt hatte. Die neuen Lehrer waren ihm gegenüber sehr wohlwollend.

Aber das Hauptinteresse an ihm hatte der Abbé Clemengès, ein Angehöriger der Gallikanischen Kirche. Dieser hatte damals nach dem Examen zu ihm gesagt: "Deine Begabung vereinigt mathematische Genauigkeit mit dem warmen Sinn für das Ideale." Er konnte es sich nicht versagen, in die Sympathie für den Gestrandeten etwas Kritik am Orden Loyolas zu mischen.

"Ich habe diesen unglücklichen Ausgang vorausgesehen", sagte er in bedauerndem Ton, "sobald ich erfuhr, dass Du nach Bethanien gehst. Die Patres hielten Dich für ganz außerordentlich begabt. Mit Deinem logischen Geist wolltest Du sie im praktischen Leben nicht enttäuschen und hast ihnen in dieser Absicht großherzig Dein ganzes Sein dargeboten, um ihr Ideal vollkommen darzustellen. Dazu haben dann Deine Vorgesetzten Deinen guten Willen angestachelt und haben das Feuer so geschürt, dass es zur Explosion kam. Nachdem sie Dir so

geschadet haben, schicken sie Dich fort, damit Du in anderen Händen wieder geheilt werdest."

So sprach der Lehrer zu Francisque, nahm ihn mit auf sein Zimmer und bat ihn, sich zu setzen. Er sagte zu ihm:

"Mein lieber Freund, ich will Dir ganz ehrlich meine Meinung über jene Männer sagen, die Dir in Deinem intellektuellen und physischen Leben so geschadet haben."

"Ich werde Ihnen mit Respekt zuhören", antwortete Francisque, "doch ich muss Ihnen vorher sagen, dass ich ganz allein mich verantwortlich mache für den Misserfolg in Bethanien. Das Ideal, das dort herrscht, ist so hoch über meine Kräfte erhaben, dass ich nicht hätte wagen sollen, ihm nachzustreben. In meiner Vermessenheit wollte ich es ganz in mich aufnehmen, aber es hat mich zerschmettert."

"Francisque, Du täuschst Dich, denn ein viel größeres Ideal, vor dem das Ideal der Jesuiten verblasst, ist Dir von Jesus Christus vorgelebt. Hat nicht Dein Erlöser zu Dir gesagt, Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist!"

"Der Fehler steckt woanders, nicht im Ehrgeiz, dessen Du Dich beschuldigst. Er beruht leider in der Auffassung der Jesuiten vom Reich Gottes. Diese Auffassung verwechselt nämlich das Reich Gottes mit der römischen Kurie, Christus mit dem Papst, um das Reich Gottes und den König Christus zugunsten des ultramontanen Rom auszuplündern, was sage ich - zugunsten der Jesuiten. Ultramontanismus, oder besser Jesuitismus, das ist Baal, dem sie Dich zum Schaden des HERRN geopfert haben, so wie man alles irdische Leben opfern will."

"Ich verstehe Sie überhaupt nicht, mein Herr", antwortete Francisque. "Stimmt es, ja oder nein", fuhr der Abbé mit besonderem Nachdruck in seiner Stimme fort, "dass man Dich im Noviziat angeleitet hat, Besitz, Familie, Freundschaften, Verstand, Herz, Freiheit, ja dein ganzes Sein zu opfern?"

"Ja."

"Nun, was hast Du für ein solches Opfer und Deine blutigen Leiden bekommen? Vielleicht den Seelenfrieden, die Gewissheit der Güte und Liebe Gottes?"

"Ich hoffe es."

"Nein, mein Sohn, Du hast im Gegenteil nur Enttäuschung erlebt, du hast alles hingegeben, nur um dann Herzensangst, Selbstvernichtung, ja das völlige Versagen zu ernten. Das ist die einzige Gegenleistung, die der Orden Dir gab."

"Erlauben Sie mir, dass ich widerspreche", antwortete Francisque, "und bezeuge, dass mich der Orden an die reinsten Quellen geführt hat, nämlich an die vom Leben des Erlösers."

"Deine Gefühle der Dankbarkeit und Reinheit ehren Dich, junger Mann, und deshalb fühle ich die ernste Aufgabe, nämlich Dich aufmerksam zu machen auf die besondere Art, die Deinen Aufenthalt in der Gesellschaft und Deine Exerzitien beherrscht hat, welche Du mit großem Ernst erfüllt hast. Ich gebe zu, dass alle Stationen des Leidens Christi Deine Meditationen beherrscht haben als ein Vorbild. Aber sie führten zum völligen Verzicht und zu blindem Gehorsam. Stimmt das, oder täusche ich mich?"

"Es ist wahr, der Schüler des heiligen Loyola kennt nur diese beiden Pflichten, und diese Hingabe an Gott scheint mir besonders wertvoll."

"Ich möchte hinzufügen, über alles wichtig!", fuhr der Lehrer fort, "Als Du Dich ganz seiner Führung unterworfen hattest, wolltest Du doch damit Deinem Schöpfer ein unwiderrufliches Geschenk machen. So war doch Deine Absicht und Dein Glaube. Aber merke gut auf! Gott hat wenig davon bekommen, denn wem hast Du all Deine Kräfte und Dein ganzes Sein geweiht, nachdem Du auf alles verzichtet hast?"

"Dem Herrn, mein Herr."

"Nein, mein Sohn, nicht Gott, nicht dem Heiligen Geist, nicht einmal seiner Kirche. Du hast alles in die Hände des Paters der Novizen gegeben!"

"Zweifellos, Herr Lehrer, aber unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass der Pater Stanislas alles verwaltet im Namen des Paters General oder eigentlich im Namen des Papstes, in dessen Auftrag er handelt. Und ist übrigens nicht der Papst auf der Erde der wirkliche Repräsentant Gottes? Er ist allein unfehlbar, er ist das Orakel der Wahrheit, er ist die Quelle des Rechts, das die Sünden erlassen kann oder anrechnet. Er allein ist der Verwalter des Rechts, der Macht und des Heils hienieden und im Jenseits."

"Mit dieser Lobeshymne auf Pius IX oder jeden anderen Papst hast Du meiner Kritik an den Jesuiten Recht gegeben, die Dich soeben so

erschüttert hat. Deine Worte, die vom Noviziat noch beeinflusst sind, stellen die Meinung des Ultramontanismus dar. Das will aber nichts bedeuten."

"Mir scheint der Ultramontanismus und der Jesuitismus die logische Folgerung des Katholizismus zu sein."

"Ich habe Dir ja schon gesagt, dass sie vielmehr der Kirche des Herrn das Recht geraubt haben zu ihren Gunsten, und dieser Raub fällt den Ultramontanen und den Jesuiten zur Last, und bei Dir persönlich ist es die Folge der Exerzitien des Heiligen Loyola. Ihre wunderbare Aufmachung, bei der den großen Evangelisten ritterliche und mystische Eigenschaften beigelegt werden, wobei das göttliche Element sich verbunden hat mit menschlicher Begeisterung, das alles hat Deine Bewunderung hervorgerufen. Die wunderbaren Darstellungen und die Tatsache, dass man den Papst als den Stellvertreter Christi ansah, das hat der Sache den Rest gegeben. Du warst bereits dabei, selbst ein romantischer Ritter zu werden wie etwa im 16. Jahrhundert und ein hervorragender Kämpfer einer intrigierenden Partei in der Kirche. Da kam aber die göttliche Vorsehung zuvor, und dafür sei sie gelobt!"

"Ach", antwortete Francisque, "vermehrten Sie doch nicht meinen Schmerz!"

"Ich bin weit davon entfernt, die Wunde zu vergrößern, aus der Du blutest," sagte der Lehrer mitleidig, "meine ehrliche Absicht geht dahin, und Gott sei mein Zeuge, Dir jene Gesundheit wieder zu geben, geistig und körperlich, die mich vor zwei Jahren so erfreut hat bei Dir. Francisque, ich bin traurig, wenn ich sehen muss, wie erschöpft Du bist, und in Gefahr, Deine besten Fähigkeiten zu verlieren. Oh, lass mich das Gift aussaugen, das Deine Wunde so gefährlich macht, und sie nicht heilen lässt, das Gift des Absolutismus, das man Dir eingegeben hat.

Der Absolutismus ist nämlich das Wesen des Ultramontanismus und hauptsächlich auch des Jesuitismus. Überall, wo dieser Absolutismus in der jesuitischen Form aufgetreten ist, hat er alles Eigenleben zerstört. Der Boden, den sein Fuß betreten hat, bleibt unfruchtbar, die Quelle, die seine Hand berührt hat, versiegt. Alles Leben, das von seinem Geist geatmet hat, erstarrt oder gerät in Verzweiflung. Vernimm daher, junger Mann:

Seit der Gründung des Ordens war dessen einziges Ziel, den geistigen Absolutismus auf den Thron zu heben. Um dies zu erreichen, mussten sie jede Stimme ersticken oder unwirksam machen, welche sich erheben wollte gegen diese Tyrannei über den Verstand. Man konnte beobachten, wie der Orden es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Absichten eines Gregor VII. wieder aufleben zu lassen und die falschen Dekrete wieder in Kraft zu setzen. Sie erhoben wieder die Fahne und die maßlosen Forderungen des Papsttums mit denselben Ausdrücken und derselben Kühnheit, wie es Leo III. und Bonifaz VIII. getan hatten, welche Regierungen und Völker, Universitäten und Konzilien gegen den Heiligen Stuhl empört hatten. Dazu hatten sie die Trennung von Ost- und Westkirche verursacht und die empörten Nationen gegen sich aufgebracht. Für die Jesuiten war der Papst der Inbegriff der Kirche und die Kirche mit dem Papst identisch. Für sie war das strengste ultramontane Programm des Mittelalters die einzige Richtschnur, nach welcher das moderne Europa gerichtet oder verdammt werden musste und nach welcher man es so oder so regieren wollte, gleich mit welchen Mitteln. Von diesem Programm fanatisiert, haben sie zunächst die Rechte der Konzilien und der nationalen Kirchen geleugnet. Dann haben sie die Absetzung der Bischöfe proklamiert. Sie wollten weiterhin dem Königtum und dem zivilen Recht den Todesstoß versetzen. Um die Macht dieser Instanzen zu vernichten, soweit sie gegen das verstieß, was sie Interesse der Kirche nannten, haben sie von ihren Kanzeln aus die Souveränität der Völker verdammt und es als revolutionär bezeichnet, wenn freie Völker ihr Recht forderten. So steht es mit den Völkern, unter denen sie leben! Um der Macht des Papstes die Nationen wieder zu unterwerfen, welche ihm durch die Bewegung des 16. Jahrhunderts entrissen waren, haben die Jesuiten alle Mittel eingesetzt, um die Herrscher aufzuwiegeln, zum Schwert zu greifen, die Gefängnisse zu füllen, Scheiterhaufen aufzurichten, um dadurch die verwirrte Menge zu bekehren, oder die Reformation im Blut ihrer eigenen Anhänger zu ersticken inmitten all der Ruinen und Brände, eben durch die Verwüstung und Schwächung des Vaterlandes.

Schließlich setzten sie an die Stelle der Wissenschaft die besondere Form derselben, die sie aus der ultramontanen Doktrin aus den schlechtesten Jahrhunderten entnahmen und beleidigten damit die Gesellschaft, deren Ära mit der Renaissance begonnen hatte. Sie

erklärten dem modernen Leben Krieg bis auf's Äußerste, nicht nur dem, was an Irrtümern und Schwächen dort zu finden war, wie sie bei jedem Christenmenschen vorkommen, sondern einfach Kampf in jeglicher Beziehung. Sie kämpften gegen alle Regungen, gegen die Neigung zu guter Quellen und gegen den Selbsterhaltungstrieb. Gegen die klassische Literatur, gegen die Kunst, Wissenschaft und Philosophie, auch gegen die Hinneigung zum Wahren und Echten. So wurden die Konzilien, nationale Kirchen, Bischöfe, Regierende, genau wie das individuelle und soziale Leben aus dem Bewusstsein gestrichen und der Vernichtung anheim gegeben, wenn sie nicht klein beigaben und sich Rom unterwarfen. Für die Jesuiten gibt es keine legitime Macht, keine andere Quelle der Wahrheit und Moral, kein Leben als den Papst allein. Außer diesem gibt es in der Welt nichts. So kommt es, dass kein Gras mehr wächst, wo der Fuß der Jesuiten den Boden betrat! Und so hat auch ihr giftiger Atem Dich selbst zerstört! Was diese Geißel noch fragwürdiger macht, ist die Tatsache, dass sie in der Überzeugung gegründet und ausgebreitet wurde, dass dies Werk zur "Höheren Ehre Gottes" da sei. Von dieser mörderischen Überzeugung besessen, werden die Jesuiten keine Ruhe haben, bis sie Pius IX oder einen seiner Nachfolger für unfehlbar erklärt haben, wodurch alles auf der Welt unterdrückt wird, bis auf einen alten Mann!"

"Sie werden aber doch den guten Glauben und die Überzeugung des Ordens anerkennen", unterbrach der Ex-Novize, dem der Ausgang dieses Gespräches sehr unangenehm war.

"Ja", antwortete Clemengès, "soweit man im Irrtum Glauben haben kann, zum Beispiel wie bei den Abgesandten jenes Alten vom Berg, die auf Befehl ihres Chefs die Christen erwürgten, in der Überzeugung, ein gutes Werk für Allah zu tun und daraufhin stracks in sein Paradies einziehen wollten.

"Trotz meiner Verehrung für Sie, mein Herr, kann ich diesen Vergleich nicht anerkennen."

"Ich vergleiche einen Schüler Loyolas nicht mit einem fanatischen Meuchelmörder, ich will Dich nur daran erinnern, dass man in gutem Glauben ein Mörder sein kann, ein ernsthaftes Werkzeug des Bösen

und auch ihres Irrtums nicht bewusste Lehrer, und dass diese Menschen die gefährlichsten sind, weil ihre Überzeugung ihnen gestattet, keine Gewissensbisse zu empfinden."

"Aber hat Europa den Vätern des Ordens nicht dauernd das Zeugnis ausgestellt, Führer der Völker, hauptsächlich der Jugend zu sein?"

"Genau darauf wollte ich hinauskommen, Francisque, und wenn Du mit mir nach meinen Worten einen neuen Gesichtspunkt ins Auge fassen willst, so wollen wir die Mitglieder der Gesellschaft als Erzieher betrachten. Du sagtest, auf ihrem Gebiet seien sie Meister ihres Faches. Aber diesbezüglich, dem wichtigsten Punkt nämlich, wollen wir ihnen kein gutes Zeugnis ausstellen, ohne sie genau geprüft zu haben. Hierzu wollen wir geradewegs an die Quellen ihrer Erziehung zurückgehen und von da aus die Sache ins rechte Licht setzen. Was einen seiner Berufung würdigen Lehrer ausmacht, das ist die Liebe und die tiefe Achtung für die Wissenschaft. Und die Patres besitzen davon weder das eine noch das andere, sie sind auch nicht imstande, sich diese Eigenschaften zuzulegen. Du hast ja durch die Exerzitien lernen müssen, dass ihr Gründer als Hauptbedingung für seine Schüler die vollständige Nichtachtung gegenüber dem Individuum und allen irdischen Dingen gefordert hat.

Und in diesem Punkt, Francisque, appelliere ich an Deine Ernsthaftigkeit. Zwei Jahre lang warst Du ein Schüler des Jesuitenordens, und in dieser Zeit hast Du schmerzhaft Proben ablegen müssen, ich ersehe das aus Deinem erschütternden Aussehen. Vor allem hat Dein Herz gelitten. Sage mir offen, hast Du Dich jemals dabei geliebt gefühlt, so geliebt, wie es Dir ein Bedürfnis war? Sicher ist Pater Stanislas als perfekter Novizenlehrer bekannt, aber wenn Du gut aufgemerkt hast, musstest Du spüren, dass seine Neigung gewissermaßen an Dir vorbeiging, Dich kaum streifte und auf etwas ganz anderes hinauswollte, etwas das über Dir erhaben war, und dass er es damit bewenden ließe. Während er im Gegenteil sich mit Deiner armen Seele hätte befassen müssen, Dich hätte trösten müssen, wie einen eine Mutter tröstet, wenn ein Kind krank ist. Aber so etwas war ganz unmöglich, denn alles, was an menschliches Empfinden erinnert, das kennt der Jesuit nicht, das ist eine Sünde wider den Herrn. Habe ich recht, mein Freund?"

Francisque senkte sein Haupt. Es war wahrlich der Mangel an Liebe, der ihm das Leben so schwer gemacht hatte.

"Die Patres haben eben Dich selbst nicht geliebt, sie lieben ebensowenig einen ihrer Schüler seiner Person wegen, sie betrachten sie nur vom Standpunkt der Brauchbarkeit für den Orden. Du weißt besser als ich, dass nämlich die Novizen nach einer Probezeit von etwa zwei Jahren ein Gelübde ablegen, das sie unwiderruflich an den Jesuitenorden bindet, während diese selbst in keiner Weise auf ihre Schüler Rücksicht nimmt.

Als Beispiel kenne ich einen verehrten Pater, der nach vierzehnjährigem gewissenhaften Dienst aus dem Orden ausgestoßen wurde, weil er den Oberen nicht gepasst hat. Dieser verabschiedete Pater ist ein ausgezeichneter Pfarrer geworden. Was beweist dies? Dass der Jesuitenorden gegenüber denjenigen, die ihm ihr ganzes Sein gewidmet haben, nicht die geringste Achtung besitzt und auch nicht gegenüber einem wechselseitigen Abkommen, welches doch die beiderseitigen Rechte berücksichtigen müsste. Ich habe diesen Punkt hervorgehoben, damit Du von vornherein das Interesse und die Achtung beurteilen kannst, welche die Gesellschaft gegenüber ihren Schülern hat, jene Gesellschaft, die so wunderbare Prinzipien von Billigkeit und Recht ihren Schüler predigt.

Nachdem Du innerlich überzeugt warst von der Notwendigkeit des Fortschrittes eines Volkes auf moralischem und intellektuellem Gebiet, glaubtest Du, wie auch andere, dass die würdigen Patres ihr Alles daran setzen würden, durch ihren Unterricht die Kenntnisse zu mehren, den guten Willen zu stärken, die männliche Weisheit zu pflegen, um so zu einem würdigen Leben zu führen. Siehe Deinen Irrtum ein, denn diese lebensverneinenden Meister haben keinen einzigen guten Lehrer hervorgebracht. Diese Eiferer sind die größten Gegner eines vernünftigen Unterrichts, und ihre Vorschriften verbieten, Schrifttum zu lesen oder mit ihren ahnungslosen Laienbrüdern zu korrespondieren. Aus dem Volk suchen sie sich die gehobenen Elemente heraus. Diese werden sorgfältig gepflegt, denn sie werden einst Führende und Regierende der Völker und politisch einflussreich. Der Orden wendet unendliche Sorgfalt an für ihre

Unterrichtung, der Apparat, den sie aufzieht, ist großartig und verführerisch. Aber blicken wir ins Innere: Da herrscht immer das gleiche Vorurteil!

Das Interesse der Kirche ist Richtschnur, daher kommt es, dass die Patres bei ihren Schülern nur die alleräußerlichsten Fähigkeiten entwickeln, untergeordnete Eigenschaften und die starken Elemente vernachlässigen, den Widerstand und die Kraft, deshalb pflegen sie hauptsächlich das Gedächtnis und die Beweisführung, Talente, die in die Augen stechen. Bei ihrem Unterricht wird gelehrt über Aristoteles diskutiert, man macht schöne Verse und führt geistreiche Gespräche, man rezitiert auswendig ganze Bücher der Äneis den halben Homer. Ich muss die geschliffenen Fähigkeiten bewundern, die korrekte, elegante Sprache und das Bewandert-Sein in den angenehmen Künsten. Daneben aber muss ich eine Leere feststellen, welche durch jene bedeutenden Künste nicht ausgefüllt werden kann. Man hat bei dieser Erziehung die Stärke des Charakters vergessen, die Unabhängigkeit des Geistes und der Forschung und die Unparteilichkeit des Rechts. Ich suche bei Lehrern und Schülern vergeblich nach solchen mit heißem Wahrheitsstreben, nach solchen, die sich für neue Entdeckungen interessieren, originelle und kühne Denker, scharfsinnige Kritiker, ernsthafte Wissenschaftler, mit einem Wort - wirklich große Menschen durch ihr Studium und in der Erziehung - ich finde sie nicht.

Weißt Du, wohin diese Erziehungsmethode auf religiösem und weltlichem Gebiet die Schüler und Novizen führt? In jedem Fall zur Unterwerfung aller geistigen Fähigkeiten, zur Aufgabe des eigenen Ichs, aus dem das wirkliche Wesen besteht und das man das wunderbare Ebenbild Gottes nennen kann. Geopfert wird der Mensch in der Familie und im Staat. Das Hauptziel ihres Unterrichts ist die Anhäufung von wertvollen aufgeopferten Menschen um den Altar des Papstes. Bist Du nicht selbst ein Beispiel dafür?

So wollen tatsächlich die ehrenwerten Patres ihre Schüler sehen!

Aber ist es nicht etwas ganz anderes mit der Wissenschaft? Sie betreiben sie eifrig und ernstlich. Wenn dem aber so ist, woher kommt es dann, dass sie gar nichts wissen wollen vom Grund aller Dinge, wobei sie nur auf äußere Formen achten. Warum ist es ihnen nur

wichtig, die Kunst des Aufbauens, die Argumente der Polemik und die Mittel des Erfolges zu beachten, statt dass sie vor allem die Frage nach der Wahrheit setzen? Sie sollten doch den wirklichen Gehalt der Dinge erforschen. Wenn sie sich ernsthaft der Wissenschaft hingeben, warum pflegen sie dann mit so viel Eifer die Zweige, die abseits liegen und vernachlässigen diejenigen, die wesentlich sind? In ihrem Programm nimmt die Grammatik einen breiten Raum ein, auch die Rhetorik, die Stilübungen, die Mathematik und Logik, während die Geschichte, die Naturwissenschaften, mit einem Wort, all die positiven Kenntnisse der Tatsachen, die nötig sind, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, völlig ausgeschlossen werden. Geologie, Kosmologie, Völkerkunde, Sprachwissenschaften, vergleichende Religionswissenschaft, gründliches Studium der philosophischen Schulen, die teils die Prinzipien der Schöpfung und das Schicksal des Menschen erklären, während die anderen so notwendig sind, um sich ein Bild zu machen vom geistigen Leben, die Lehren der Kirchen und der positiven Religionen zu vergleichen. All dies fehlt in ihrem Studienplan völlig. Sie führen das Volk hinters Licht, denn sie sind vorsätzlich nur bruchstückweise unterrichtet, dann kunstvoll zugerichtet, aber ohne wissenschaftlichen Wert und nur dazu da, das Wissen zu verfälschen.

So, vor allen Dingen ist die Geschichte auf allen Gebieten verfälscht und verstümmelt. Texte wurden unterdrückt und retuschiert, so dass der berühmte Leibnitz sagen musste: "Gebet nie einem Jesuiten eine Bibliothek oder ein Archiv in die Hand, ihr lauft Gefahr, Texte oder authentische Dokumente nicht wieder zu bekommen."

Ich will nicht sagen, dass die Patres das in schlechter Absicht tun, ich will eher glauben, dass ihre Gelehrten, in der Überzeugung, dass Rom unfehlbar sei, oder weil sie in dem oder jenem Werk Tatsachen oder Behauptung fanden, welche von der Kirche nicht anerkannt werden, oder gegen deren Interessen verstoßen, glaubten, das Buch lüge oder sei gefälscht worden, und so dachten sie, es sei ihre Pflicht, all dies richtigzustellen. Ich will gern zugeben, dass sie das in bester Absicht tun und es für ihre Pflicht halten, zu verbessern, richtigzustellen und zu kürzen. Aber dabei ist zu bedenken, dass sie für die Theologie Wissenschaft betreiben, und nicht, um die eigentlichen Resultate daraus zu ziehen. Ihr Kult erlaubt ihnen nicht, freiheitlich zu denken

und zu lehren, sondern verpflichtet sie genau nach ihren eigenen Lehren zu sprechen. Wenn ich kurz meine Gedanken zusammenfasse, so muss ich sagen, der Orden ist für die Wissenschaft ein neuer Prokrustes. Sie gibt ihr wohl Zugang, aber nur um sie zu verletzen, ihr Glieder auszurenken oder zu verkürzen, bis sie in ihr Dogma passen.

Um insbesondere auf die Geschichte zurückzukommen, so dürfen die Jesuiten sie nur aushilfsweise heranziehen bei Diskussionen, die scholastische Methode wird den Beweisen der Geschichte vorgezogen. In verschiedenen Unterrichtsanstalten wurde Geschichte verboten, indem behauptet wurde, sie führe den ins Verderben, der sich mit ihr beschäftige. Man ist sogar so weit gegangen, dass selbst Kirchengeschichte in ihren theologischen Fakultäten nicht gelehrt wird. Der Religionsunterricht ist in den Händen der Patres schlecht gediehen. Die Theologie ist da völlig verunglückt, ihre Dogmatik wurde begrenzt auf das Dogma von der Unfehlbarkeit, ihre Moral auf den Gehorsam. Es stimmt, dass immer dann, wenn Konkurrenz aufgetaucht, die jesuitischen Lehrer versuchten, sie zu unterdrücken und verhinderten, dass ihr Geist Einfluss gewönne. Sie haben allerdings dann einige nützliche Arbeiten hervorgebracht, aber kaum war die Konkurrenz verschwunden und die Jesuiten wieder selbst Herren des Unterrichts, so ließen sie die Quelle wieder versiegen oder leiteten sie in andere Wege. Der heilige Unterricht verfiel dabei auf ein unglaubliches Niveau von Kinderei und Dummheiten. Ja, die Jesuiten haben Wissenschaft und Religion verdorben, sie haben den wahren Geist und die innere Kraft weggenommen. Ich wiederhole, durch das Verfälschen religiöser Kultur und Wissenschaft wollen sie diese beiden dem römischen Despotismus unterwerfen. Habe ich da nicht das Recht zu sagen, der Jesuitismus trägt in sich einerseits den Despotismus, andererseits das Knechtische und die Unterwerfung des politischen, religiösen, nationalen und persönlichen Lebens!

Jetzt, junger Mann, kennst Du die Kompanie Jesu. Beurteile nun den Wert des Noviziats, das eine solche Gesellschaft erzieht!" Der Lehrer schwieg, er war tief bewegt.

Francisque konnte nichts erwidern, denn das Leben beim Noviziat in Bethanien erfüllte noch zutiefst seine Seele. Die Anerkennung und der Glaube, die er dem Orden gelobt hatte, verschlossen sich noch zu sehr

den Angriffen von außen, als dass die Worte des Gelehrten ihn hätten beeindrucken können. Andererseits kannte er die Kirchengeschichte noch zu wenig, als dass er als junger Mensch vernünftig einem in der Wissenschaft erfahrenen Lehrer hätte antworten können. Er fühlte aber, dass der verehrte Meister, der schon hochbetagt war, mit soviel Überzeugungskraft und Seelenadel zu ihm geredet hätte, dass doch ein großer Respekt und Bescheidenheit in ihm wach wurden. Daher sein bedeutsames Schweigen.

Der Lehrer, der ihn verstand und nach und nach zur Ruhe gekommen war, sagte dann mit würdiger Güte zu ihm:

"Ich dachte nicht daran, sofort aufs Wort Glauben zu finden bei Dir. Du hast vier Jahre vor Dir, um Erfahrungen zu sammeln. Ich wollte nur vorläufig in Dir Gedanken wecken, die bei Deinen theologischen Arbeiten und bei der Vorbereitung zum Priesteramt ein Gegengewicht bilden sollten, um das innere Gleichgewicht wieder herzustellen, welches durch die Jesuiten so gelitten hat. Ich bitte Gott, den Samen zu segnen, den meine Zuneigung zu Dir in Dich legen wollte.

Jetzt müssen wir uns trennen. Da unsere Ferien in acht Tagen beginnen, gehst Du bis zum 1. Oktober zu Deinen Eltern. Nach dieser vorläufigen Ruhezeit wirst Du gestärkt zu neuem edlen Werk zurückkehren."

"Sie sind sehr gütig, mein Herr", sagte Francisque gerührt, "vielen Dank, könnte ich doch besser meine Dankbarkeit zeigen!"

Die Natur und die Freiheit bewirkten bei ihm ein Wiederaufleben seiner Gesundheit und seines früheren geistigen Zustandes. So konnte Francisque zwei Monate später den Weg nach Sion vertrauensvoll unter die Füße nehmen und zu seinen Studien zurückkehren, die er vier Semester lang unterbrochen hatte.

* * *

Drittes Buch

Sion

oder

Das Priesterseminar

Eintritt in Sion - Die Katholische Lehre

Was das Noviziat der Jesuiten für den Orden des Heiligen Loyola bedeutet, das ist das Priesterseminar für die ganze katholische Geistlichkeit. Wie die Eichel für die Eiche, so ist das Seminar die Keimzelle für die Priesterschaft: Es prägt Substanz und Form. Wissenschaftliches Leben und geistliches Regiment empfangen hier ihr Wesen und die hauptsächlichsten Richtlinien für ihre weitere Entwicklung. Hier kann man in ihrer Schulung den großen Kult und die Autorität studieren, denen das Mittelalter unterworfen war. Zwar ist ihre Macht noch beträchtlich, aber von Tag zu Tag machen sich unsere modernen Zeiten unabhängiger davon.

Treten wir nun mit Francisque ins Seminar, nachdem wir ihn wieder einmal an einem Oktobermorgen 1848 auf der großen Staatsstraße verlassen haben, die von seinem Dorf zur Hauptstraße führt. Er ist in Begleitung eines Mitschülers aus der Umgebung, den er unterwegs traf und der mit ihm die dreizehn bis vierzehn Meilen zurücklegte, die sie vom Seminar noch trennten. Am Morgen waren sie aufgebrochen, machten auf halbem Wege Halt und kamen noch vor Einbruch der Nacht an ihrem Ziel (der Stadt H.) an. Dann läuteten sie an einer der Pforten der vielen Gebäude, die zusammen ein unregelmäßiges Viereck bildeten, zu welchem vier Straßen führten, die dem Gebäude den hervorragenden Platz im Zentrum der Stadt verliehen. Dies Gebäude war das Seminar von Sion. Ein alter Pfortner öffnete und meldete ihre Ankunft dem Prior.

"Erwarten Sie meine Rückkehr in dieser Kapelle", sagte er zu ihnen, "ich hole Sie dann nach kurzer Zeit dort ab, um Sie zum Direktor zu bringen."

Dann zeigte er ihnen mit einer Handbewegung die Kapelle. Die zwei Wanderer schritten dann durch einen weiten Garten, der durch breite Alleen unterteilt und durch Blumenbeete verschönert war. Dies war der Erholungsplatz. Um ihn standen alte Gebäude, alle einstöckig, mit

Fenstern, die sich nur nach dem Hof zu öffneten. Sie enthielten die einzelnen Wohnungen für die Lehrer und Seminaristen, ein allgemeines Refektorium, einen Saal für religiöse Übungen und schließlich die Kapelle. Zu ihr wendeten sich nun die Ankömmlinge. Ehe sie ihren irdischen Meister begrüßten, taten sie dies bei ihrem himmlischen. Während er am Altar kniete, weihte Francisque ihm die neue Periode seiner Existenz. Als der Pförtner wiederkam, führte er sie zu ihrem neuen Vorgesetzten. Dies war ein in jeder Beziehung verehrungswürdiger alter Herr, dessen scholastische Erziehung gesteigert war durch vollendete Tugend. Er hieß Abbé Martial. Nach der üblichen Begrüßung fragte er Francisque, was er im Priesterseminar suche.

"Gott und seine Liebe", sagte dieser.

"Das werden Sie hier finden", meinte der Prior.

Dies Wort erfüllte Francisque mit Freuden.

Inzwischen kam ein Seminarist des vierten Jahrgangs, den der Abbé Martial herbeigerufen hatte. Dem wurde Francisque als Zimmerkamerad beigegeben. Der ältere Schüler brachte seinen neuen Bruder in seine Zelle. Als Mobiliar hatte sie zwei Betten, zwei Tische, zwei Stühle, ein Christusbild und einen Ofen. Die nackten, altersgrauen Mauern waren seit fünfzehn bis zwanzig Jahren von keinem Pinselstrich berührt worden. Die öde Zelle für zwei Leute machte auf Francisque einen sehr schlechten Eindruck. Er verscheuchte aber sofort diesen peinlichen Gedanken und sagte sich:

"Nach all dem, was ich erlebt habe, ist das Äußere meiner Zelle nicht so wichtig. Arbeit und Gebet werden wichtiger sein."

Der Kamerad, den man Francisque gegeben hatte, war genau das Gegenteil von ihm. Er war ruhig, ja ungeheuer phlegmatisch. Der in Bethanien zerbrochene Francisque, der sich kaum erholt hatte, hätte bei dem Kameraden eigentlich ein offenes Herz finden sollen.

Nachdem er sich von der Reise etwas ausgeruht hatte, wurde Francisque zum Essen geführt. Dort versammelten sich alle alten und neuen Schüler mit ihren Lehrern in einem großen Saal. Francisque hatte noch nie, selbst nicht in Bethanien, eine so große Menge von Schülern beisammen gesehen. Es waren etwa 120 bis 130 Schüler und Lehrer. Unter ihren Uniformen war es unmöglich, auf ihre Herkunft

zu schließen. Nicht ganz leicht war es bei dem Stand der Erziehung, der die meisten schon unterworfen waren, Persönlichkeit oder Bildungsstand festzustellen. Nur nach und nach bemerkte Francisque, dass die meisten seiner Kameraden den unteren oder mittleren Gesellschaftsklassen angehörten und war von ihren sehr mittelmäßigen Empfindungen sehr bestürzt. Im Augenblick sah Francisque in seinen Mitschülern eben nur wohlwollende Freunde.

Die Leitenden begaben sich dann zu den ihnen zugeteilten Schülern und begrüßten sie. Aber in diesem Gruß lag nichts, was auf Zuneigung zu den Untergebenen hätte schließen lassen, man spürte nur Autorität, Herablassung, Gewogenheit eines Vorgesetzten gegenüber seinem Untergebenen, wie etwa bei der Obrigkeit ihren Beamteten gegenüber. Francisque wartete nicht, bis der Abbé Clemengès auf ihn zukam. Trotz des peinlichen Eindrucks, den er von dem Angriff auf die Jesuiten erhalten hatte, beeilte sich Francisque, zu ihm hinzukommen. Erstaunlich war, dass von den etwa zehn Lehrern, deren Amt es war, Priester für die Allgemeinheit und für die Gemeinden auszubilden, kein einziger bisher gelernt hatte, das Evangelium zu predigen. Allen fehlte es an pfarramtlicher Erfahrung. Das war ein großer Mangel. Ein anderer Fehler im Seminar, der aber ebenso schwerwiegend war, war der, dass etwa die Hälfte der Lehrer gleichaltrig mit ihren Schülern war. Nachdem sie ihre Studien abgeschlossen hatten, waren sie sofort zu Lehrern aufgerückt. Nicht ohne Absicht machte Monsignore Bellegarde solche Ausnahmen. Um sein Seminar ultramontaner zu gestalten, dessen alte Lehrer größtenteils vom Gallikanismus angesteckt waren, machte er kurzen Prozess. Er wählte unter den Studenten des dritten Jahrganges eine Anzahl aus, schickte sie ein Jahr lang nach Rom, um dort Theologie zu studieren, damit sie von dort als ultramontane Lehrer zurückkämen. So kam es, dass nur drei oder vier Lehrer dageblieben waren, die als Verteidiger der alten französischen Kirche galten, aber an welche sich der Monsignore Bellegarde nicht heranwagte. Doch bot er ihnen in einigen leichteren kirchlichen Ämtern einen ehrenvollen Rückzug. So verarmte jedoch der gesamte Unterricht des Seminars. Unter solchen Verhältnissen musste nun Francisque Wissenschaft, Leben und Vorschriften der katholischen Priesterschaft studieren.

Die katholische Lehre:

Die Wissenschaft, die im dem Priesterseminar gelehrt wird, ist entweder dogmatisch (spekulativ) oder praktisch.

Erstere, ganz Theorie, wird zusammengefasst unter dem Namen: "Spekulative Theologie". Die andere, die in den seelsorgerlichen Bereich des Dieners der Kirche gehört, nennt sich "Pastorale Theologie". Die erstere wendet sich hauptsächlich an Einsicht und Glauben des Kandidaten, die andere bestimmt seine Haltung nach außen. Bevor der Seminarist die theologischen Studien beginnt, macht er einen Kurs in Philosophie und Physik mit. Die Tendenz dieser Kurse ist kirchlich gerichtet, und so werden diese beiden Wissenschaftszweige der Theologie unterstellt. Das will sagen, es kommt ganz auf die letztere heraus.

Die katholische Theologie ist viel einfacher und so ausführlich wie die protestantische. Sie besteht lediglich in dem Beweis, dass die römische Kirche die unfehlbare Vertreterin der religiösen Wahrheit sei und in der systematischen Darstellung der kirchlichen Glaubensartikel.

Die Kunst des Auslegens, die Kunst, eine schriftliche Abhandlung oder ein heiliges Buch zu verstehen und auszulegen; Die Linguistik, unter welcher man die Fähigkeiten versteht, die Schriften in ihrer Ursprache zu lesen und durch die verschiedenen Mundart zu verfolgen, durch die sie gegangen sind; Die Archäologie, die aufdeckt, in welchem Ideenkreis des Glaubens, und unter welchen Verhältnissen und Gebräuchen sich die Schriftsteller der heiligen Bücher bewegten, woraus auf den Einfluss auf die Schriftsteller geschlossen werden kann; Die biblische Theologie; die Dogmengeschichte mit den Veränderungen der Dogmen; Die Kritik, welche die Regeln festlegt, nach welchen Ursprüngliches und Erdichtetes zu unterscheiden ist, und das Wahre und Falsche in der Geschichte und in den Dokumenten erkennen lässt; Schließlich die Kirchengeschichte;

All dieses ist keine Wissenschaft, die in ihrer ganzen Ausdehnung erfasst wird, trotz ihrer Bedeutung. Auch studiert man sie nicht mit

hohem Respekt vor der Wahrheit der vorliegenden Tatsachen, nein, sie ist vielmehr Hilfsmittel zur Entlehnung von Fragmenten, wenn es auch manchmal ärmliche Bruchstücke sind.

Das Hauptprinzip, das in der ganzen Theologie herrscht, ist der Beweis der Unfehlbarkeit. Seine Krönung ist die möglichst methodische Darlegung ihrer Glaubensartikel. Diese Unfehlbarkeit zu beweisen, die Glaubensartikel darzulegen, heißt, alles gelernt zu haben, sie zu glauben und zu behalten, heißt alles verstanden zu haben.

a) Die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche

Die Kirche erkennt als Urgrund und Quelle ihrer Unfehlbarkeit ihre göttliche Mission. Diese Mission und ihre Unfehlbarkeit stützen sich auf das Zeugnis der Geschichte. Die katholische Kirche sagt:

"Eine feststehende Tatsache, die auch durch die Geschichte bewiesen ist, ist die, dass Jesus Christus, Gott und Mensch, auferstanden ist, und bei der Himmelfahrt das Reich Gottes, das er gegründet hatte, dem Heiligen Petrus in die Hände legte, dann auch den Aposteln und schließlich dem Papst und den Bischöfen als rechtmäßigen Nachfolgern durch folgende Worte:

"Gehet hin in alle Welt und lehret die Völker, was ich Euch gesagt habe... Alle, die ihr binden werdet, werden auch im Himmel gebunden sein, und wen ihr verliert, der wird auch im Himmel verloren sein. Die Pforten der Hölle sollen Euch nicht überwinden, denn ich bin bei Euch bis an das Ende aller Tage!"

Auf diese Worte, die sie zu ihrer Mission zu berechtigen schienen und sie des Heiligen Geistes für immer versichern, gründet die Kirche die ausschließliche Macht über die Geister und das Geschenk der Unfehlbarkeit. Aber welches ist die Kirche, der diese Mission und die Unfehlbarkeit gegeben wurde? Offensichtlich jene, welcher die legitime apostolische Nachfolgerschaft anvertraut wurde, nämlich die römische Kirche. Die römisch-apostolische Kirche ist demnach die einzige, durch die man gerettet werden kann. Daraus entspringen zwei Folgerungen. Erstens, dass man um jeden Preis in die Kirche Christi

eintreten muss, oder einzutreten gezwungen werden muss, sei es durch Gewalt, Schwert oder Feuer (compelle intrare); zweitens, dass die anderen Kirchen, zum Beispiel die griechische oder die protestantische, nur tote Zweige sind, unfähig, das Heil zu erwerben, da sie verstoßen sind vom lebendigen Thron des Katholizismus, sie sind nur verderbliche Sekten, die verbannt werden müssen von der legitimen Braut des Retters, die allein die Verantwortung für die Seelen hat, die Schlüsselgewalt und das Recht zu lehren.

b) Darlegung der geoffenbarten Wahrheit

Diese Lehre umfasst drei besondere Gebiete:

- Das Dogma, das sich an den Verstand wendet und zum Glauben führen soll.
- Die Moral, die sich an das Gewissen wendet und das christliche Leben regeln soll.
- Die Sakramente sollen den Seelen das Heil vermitteln.

1. Das Dogma:

Dieser Unterricht war einem jungen Priester namens Varin anvertraut. Intelligenz und Wissen dieses Lehrers waren sehr mittelmäßig, in der Praxis fehlten ihm noch viele Erfahrungen, sein Charakter hatte etwas Feminines. Im Bewusstsein eines angenehmen Äußeren zeigte der Abbé Varin eine gewisse Geziertheit im Auftreten, in seinen Worten und in seinem ganzen Benehmen - das artete manchmal zur Affektiertheit aus. So bediente sich der junge Lehrer zum Beispiel mit sichtbarer Sorgfalt eines blütenweißen Taschentuches, mit welchem er während des Unterrichtes andauernd sein zartes und schönes Gesicht abwischte. Natürlich quittierten seine Zuhörer diese fortwährende Geste mit einem verdienten heimlichen Lachen. Seine Sitten galten als rein, obwohl er der Beichtvater mancher jungen Frau in der Stadt war.

Eines Morgens im Oktober 1849 begann Abbé Varin seinen Unterricht etwa mit folgenden Worten:

Der Mensch hat ein unbedingtes Bedürfnis nach Sicherheit, sein Gewissen fordert das, besonders auf dem Gebiet der Religion, weil dort seine wichtigsten Interessen und unsterblichen Hoffnungen liegen. Deshalb hat die katholische Kirche diesen besonderen Vorzug

gegenüber anderen Kirchen, weil sie direkt von Jesus Christus die Wahrheit übernommen hat und die Unfehlbarkeit, um sie den Gläubigen mitzuteilen. Da diese Wahrheit und die Unfehlbarkeit in die heiligen Schriften und in die Geschichte eingegangen ist, hat man das Recht, aus ihr heraus unfehlbar zu unterrichten. Denn wer kennt besser den Sinn seiner eigenen Worte und könnte sie besser erklären, als der Autor eines Buches selbst. Daraus folgt, dass die einfachste Darlegung einer religiösen Wahrheit durch die katholische Kirche genügt, um unseren Geist gefangen zu nehmen und unseren Glauben zu entfachen. So ist in jedem Falle die katholische Kirche nicht nur ein Meister, der allein und mit Recht blinden Glauben verlangen kann, sie ist auch eine Mutter, die geruht, ihren Kindern Glauben an sie zu vermitteln. Es stimmt, dass die Kirche die unbedingte Unterwerfung des Geistes unter jede geoffenbarte Wahrheit verlangt, doch beweist sie auch mit philosophischer Sicherheit, wie sehr diese Wahrheiten, die dem Gläubigen verkündet sind, auf die heiligen Schriften gegründet sind, mit der Tradition übereinstimmen, wie einleuchtend sie sind und wie sehr sie dem menschlichen und gesellschaftlichen Bedürfnis entsprechen.

Wir betrachten, meine Herren, die Methode eines der Gründer der Scholastik, des berühmten Anselm von Canterbury: *Fides preedit intellectum, credo ut intelligam*, das will heißen, zuerst kommt der Glaube, und durch ihn werden wir erst zur Einsicht dessen gelangen, was wir glauben. So wird jede katholische Wahrheit durch sich selbst gesichert sein und verlangt zunächst, geglaubt zu werden vom Gläubigen, und sie wird in ihrer Rechtmäßigkeit bewiesen durch die menschliche Wissenschaft. Diese Wissenschaft, welcher die Doktoren der Kirche ihre Gesetze in der aristokratischen Form gegeben haben, heißt: Scholastik!"

So sprach der Abbé Varin.

Nachdem einmal Francisque beherrscht war von der Sicherheit dieser Prinzipien, verflogen bei ihm alle Zweifel, die er etwas noch hegen konnte gegenüber den Dogmen. Er sagte zu sich: "Die Kirche sagt so, also hat Gott es ihr so eingegeben, infolgedessen ist es wahr - absolut wahr!"

Der Lehrer setzte seinen Kurs fort. Dieser hatte drei Jahre lang die Dogmen der katholischen Kirche als Thema. Es war eine systematische Darstellung der Symbole. Alle Gläubigen kannten sie.

2. Die Moral

Zugleich mit der Darstellung der dogmatischen Wahrheiten erfolgte eine solche der Moral. Sie wurde gegeben vom Abbé Prudentius. Das war ein sehr ehrenhafter Mann, der seiner Sache gewiss war. Sein Gewissen schien zartfühlend, fast übergewissenhaft. Er mochte wohl fünfzig Jahre alt sein und gehörte dem Gallikanismus an. Er lehrte und praktizierte bestimmt nicht die Theorie des "Meinungsglaubens" wie Escobar. Bei allem, was für ihn mit dem Seelenheil zu tun hatte, wählte er den sichersten Weg und nicht den bequemsten. Ich will seinen Kurs hier nicht wiederholen, ich kann nur die wichtigsten Momente erwähnen.

Die katholische Moral ist die Darlegung der Pflichten, von denen die Kirche annimmt, dass sie von Gott ihr eingegeben sind, ebenso wie das Dogma auf göttlichen Wahrheiten beruht. Diese Moral hat zwei Teile. Der erste Teil umfasst die Vorschriften, wie sie jedem Christen ohne Unterschied auferlegt sind. Sie sind in den zehn Geboten und den sechs Vorschriften der Kirche enthalten. Diese Vorschriften handeln von Gott, von der heiligen Jungfrau, von den Heiligen, von den Toten, dem Nächsten und von der eigenen Person. Man kann sie im Katechismus lesen. Der andere Teil enthält Ratschläge und bezieht sich nur auf Christen, die das Gelübde evangelischer Vollkommenheit abgelegt haben. Sie sind: Armut, Keuschheit und blinder Gehorsam.

Der erste Teil genügt, scheint mir, als allgemeine Gesichtspunkte für das katholische Dogma und die Moral. Ich schließe mit einer Beobachtung, die bei dieser Lehre charakteristisch ist. Wie wir festgestellt haben, ist der Ausgangspunkt und der Inhalt religiöser Kenntnisse außerhalb liegend für den Gläubigen. Sie gehört ins Gebiet der Offenbarung und der Kirche, jenes großen Körpers, den ihr da vor euch seht, der einem Riesen gleicht, der bestimmt, auferlegt und verdonnert. Alles Schicksal kommt von ihm, alles ist außerhalb von uns selbst, alles ist autoritäres Wissen. Ihr braucht diese

Glaubenstatsachen nicht mit dem Verstand aufnehmen, nicht zur Einsicht gelangen zu lassen, oder mit Menschenverstand ergründen zu wollen. Die Frage ist einzig und allein die: Der Herr hat es gesagt, die Kirche hat es gesagt, also glaube und tue!

Daher kommt es, dass Glaube und Moral beim klerikalen Unterricht vor allem Gegenstand des Gehorsams sind. Das Leben und die Glückseligkeit des Christen sind keineswegs identisch mit dem Besitz wahren Wissens, des Guten und Vollkommenen. Jene Güter beruhen nur auf der Anerkennung der Dogmen, verstanden oder nicht, in der Befolgung der gegebenen Vorschriften und in der Anerkennung, die ein anderer euch zollt. Das Schlechte, die Sünden sind keineswegs Verletzungen des Guten, des Vollkommenen, sondern Übertretungen des gegebenen Gesetzes. Die ewige Verdammnis, die Hölle ist nicht allein der Verlust oder die Übertretung des ewig Guten in uns selbst, ebenso wie die ewige Verzweiflung, die durch jenen Verlust hervorgebracht wird, ein äußeres Feuer ist, das die Kraft hat, Seelen und Körper mit schrecklichen Qualen zu belegen. Die Sünde ist tödlich oder erläßig. Die tödliche hat als Strafe die Hölle, die lässliche das Fegefeuer, d.h. vorübergehende Hölle.

Für die ernsthafte Seele des Francisque war es eine furchtbare Sache, die ihn bis ins Innerste erschütterte, wie leicht man eine Todsünde begehen kann. Ein Irrtum bei geschäftlichen Dingen im Wert von fünf Franc, ein Zuspätkommen beim sonntäglichen Gottesdienst, ein flüchtiger unkeuscher Gedanke bildeten Beispiele für Todsünden, die zur Hölle führten. So weiß ein Katholik fast nie, ob er Gnade erwarten darf, sollte daher ein zartes Gewissen ruhig sein können und nicht fürchten, ob nicht ein plötzlicher Tod es der ewigen Verdammnis ausliefern werde? Dieses Dogma und die Verlegenheit, in die es einen bringen kann, ist schrecklich. Francisque bekam unsägliche Angst. Nur durch gläubigen Empfang der Sakramente konnte diese Seele zeitweise beruhigt werden. Diese Sakrament sind in der Kirche Quellen der Gnade. Durch sie wird der Christ gereinigt, gestärkt und belebt.

3. Das Sakrament

Die Einrichtung der Sakramente wurde von Francisque durchaus anerkannt und bewundert und zwar in ihrer Gesamtheit, als auch im einzelnen, denn sie passten wunderbar in seine demütige Geisteshaltung, auch in Bezug auf religiöses Bedürfnis einzelner Menschen und der Gesellschaft. Kaum ist ein Kind auf der Welt, da steht schon die Kirche an seiner Wiege. Als göttliche Mutter beeilt sie sich, durch die Taufe das Neugeborene von der angeborenen Unreinheit zu säubern. Später dann, wenn der Lebenskampf beginnt, gibt die wachsame Mutter dem jungen Athleten durch die Konfirmation Waffen und Schild für den Kampf in die Hand. Der Kampf war vielleicht sehr blutig, die Jahre lang, und der Athlet sieht den Tod vor Augen. Die Stunde wird fürchterlich. Fürchte dich aber nicht, Bruder oder Schwester, dass du sterben sollst, denn deine treue Wächterin steht dir bei zur letzten Stunde, wie bei der ersten. Aufrecht steht sie an deinem Bett und hält in ihrer erlösenden Hand den Balsam der letzten Ölung. Durch sie werden die Schrecken des Todeskampfes gelindert, und die zum letzten Mal gereinigte Seele wird geläutert und gerettet in Gottes Hand gegeben. Das ist nicht alles. Diese drei Sakramente bezeichnen Anfang, Mitte und Ende des Lebens. Es gibt aber noch andere für gewöhnliche Umstände. Sie geben in jedem Falle die notwendige Hilfe im täglichen Lebenskampf. Diese sind: das Bad der Buße, die reinigt und wieder aufrichtet. Das heilige Abendmahl, das den Pilger von Zeit zu Zeit erfrischt und stärkt. Das sind die Hilfen für die Bedürfnisse des Einzelmenschen.

Nun kommen diejenigen, die für die Bedürfnisse der gesamten Christenheit vorhanden sind. Diese gibt es in zwei Arten, von denen die einen einen Gegensatz zur anderen darstellen. Solche für einfache Gläubige oder Laien und solche für die Hirten der Herde oder die Lehrer. Um für das Fortbestehen der Kinder Gottes zu sorgen, besitzt die Kirche das Sakrament der Ehe. Für die ständige Erneuerung der Geistlichen oder der Hirten seiner Herde hat sie das Sakrament der (Priester-)Weihe empfangen. So ist die zweckmäßige Einrichtung der sieben Sakramente der römischen Kirche.

Für den jungen Geistlichen lag darin Weisheit und Ordnung und Voraussicht. Er bewunderte und segnete diese Voraussicht, mit der den Sakramenten die Kraft verliehen wurde, die zwar nicht die Heiligkeit der Priester garantierte, die sie spendeten, auch nicht dem einfachen Volk Weisheit verliehen, welche aber in den Sakramenten die Möglichkeit gegeben hatte zu wirken, gewissermaßen lediglich durch ihre Anwendung: "ex opere operato". Francisque hätte gern in der heiligen Schrift Überlieferung und Einsetzung der sieben Sakramente durch Christus gefunden, und er bedauerte, dass die Heilige Schrift nur von der Taufe sprach und vom Heiligen Abendmahl, aber er hatte eben schon gelernt, dass der Herr die Heilige Schrift nicht als das einzige Mittel betrachtete, sein Reich zu gründen, sondern auch die Überlieferung. Weiterhin bemängelte er, dass in den überlieferten Schriften die Zahl der sieben Sakramente erst gegen das zwölfte Jahrhundert auftauchte in den Schriften des Bischofs Otto von Bamberg, und dass während der ersten Jahrhunderte keine Spuren zu finden waren von der Verwandlung des Brotes in den Leib Christi und vom heiligen Messopfer, weiterhin, dass die Ohrenbeichte erst 1215 offiziell eingeführt wurde durch ein Dekret des Laterankonzils, da man ihm aber beigebracht hatte, dass während der ersten Jahrhunderte die Christen gezwungen waren, ihre Mysterien vor den Heiden zu verbergen, und da überdies die unfehlbare Kirche nur die Wahrheit lehre, so genügte ihm das. Man darf nie das unerschütterliche Vertrauen zu dem katholischen Grundsatz vergessen: "Die Kirche ist unfehlbar". Dieser Grundsatz vertrieb bei Francisque jeden Zweifel und gab seinem Bewusstsein Ruhe und Zutrauen!

Darin liegt das Geheimnis, dass große Genies wie Augustin, Fénelon und viele andere auf ihre eigenen Überzeugungen verzichteten, ja sogar ihr ganzes Lebenswerk verleugneten, sobald die Kirche gegen sie sprach, oder anders, als sie selbst wollten. Das erklärt auch, dass in unseren Tagen Bischöfe wie Dupanloup in Frankreich, aber auch solche in Deutschland trotz ihrer historischen Kenntnisse und Überzeugung, die durch Glaubensartikel gestützt waren, nach dem Dekret des Konzils von 1870 noch am Vorabend die Unfehlbarkeit des Papstes als unannehmbar erklärt haben. Die Notwendigkeit, an dies grundlegende Hauptprinzip des Katholizismus zu glauben und die

Unfehlbarkeit der Kirche erklären die Sorgfalt, mit welcher man jedem Gläubigen vor allem anderen diesen Glauben eintrichtert und zwar jedem Kind, jedem Christen und vor allem jedem zukünftigen Priester. Das ist die Stärke des Katholizismus und war auch die Überzeugung des Francisque.

Das Dogma, die Moral und die Sakramente sind also die Hauptziele des Katholizismus. Sie bilden den Mittelpunkt dieser Lehre. Die anderen Wissenszweige, zum Beispiel die Liturgie und die Homiletik richten sich nach ihnen und sind gewissermaßen nur ihre Ausdrucksweisen. Da sie zum praktischen Gebiet gehören, wird im Kapitel vom "klerikalen Leben" davon gesprochen. Nach vierjährigem strengen Studium beherrschte Francisque die katholische Lehre in vollem Umfang und mit vollkommener Überzeugung. Die Angriffe seitens der modernen Wissenschaft konnten dies Gebäude nicht erschüttern. Dafür soll ein besonders deutliches Beispiel gezeigt werden.

Der Besuch einer Protestantischen Kirche

Während der letzten Ferien in Priesterseminar, die etwas sechs Monate vor seiner Ordination als Priester lagen, machte Francisque einen Ausflug ins Innere seines Departments und kam dabei in ein Dorf, wo er eine protestantische Kirche entdeckte. Die Neugier trieb ihn dazu, hineingehen zu wollen, um sich ein Bild zu machen von einer ketzerischen Kirche. Aber die Tür war geschlossen, deshalb klopfte er an die Tür des Pfarrhauses, um sich das Gotteshaus öffnen zu lassen. Der Pfarrer namens Bardot war im Augenblick mit Gartenarbeit beschäftigt und in sehr einfachem Kleidung. Der junge Priester fand die Beschäftigung und das Gewand sehr unpassend. Er dachte: "Dieser Mann empfindet nicht die Heiligkeit seines Amtes. Ich hätte allerdings am Baum die Früchte erkennen sollen. Eine würdelose Kirche kann nur würdelose Pfarrer haben!"

Francisque hatte sich schwer geirrt. Pfarrer Bardot war im Gegenteil ein sehr würdiger und gescheiter Mann, allerdings von bescheidenem Auftreten. Tapferer Missionar während langer Zeit bei südafrikanischen Schwarzen, war er mit fünfzig Jahren zurückgekommen, um den Rest seines Lebens voll Hingebung bei einer kleinen Gemeinde auf dem Lande zu verbringen, denen er die Früchte langer Erfahrung mitteilen konnte. Letzteres paarte sich bei ihm mit einem gründlichen Wissen, das er sich beim Universitätsstudium angeeignet hatte und das er weiterentwickelt hatte dank besonderer Geistesgaben. Er war von einer freisinnigen Weitsichtigkeit, die er sich angeeignet hatte auf weiten Reisen zu unzivilisierten Völkern, die er bekehren musste. Francisque war so befangen von dem Gedanken, dass ein Mensch nicht mehr taugen könne, als seine Überzeugung, so dass er glaubte, ein Pastor einer schlechten Religion könne kein ordentlicher Mensch sein und keinen aufgeklärten Geist besitzen. Während er also den Pfarrer mit kühler Höflichkeit begrüßte, wollte er ihn nur bitten, ihm die Kirchentüre zu öffnen.

Nachdem der Pfarrer den fremden Priester gebeten hatte, ihn einige Minuten zu entschuldigen, erschien er bald wieder in seinem einfachen Gewand und zeigte sich Francisque gegenüber mit zuvorkommender Würde und seltener Freimütigkeit, so dass der Seminarist sich dem Anerbieten, das ihm der Pfarrer machte, sich in ein Religionsgespräche einzulassen, nicht versagen konnte.

"Das will ich gern", antwortete Francisque, "aber unter der Bedingung, dass allein die Wahrheit siegen solle und dass derjenige, der sich von seinem Irrtum überzeugt habe, die Meinung des anderen anerkennen sollte." Indem er dies sagte, zweifelte der junge Priester nicht daran, dass er allein werde Recht haben.

"Von ganzem Herzen", antwortete der Pfarrer Bardot.

Der Seminarist, der hier eine Seele sah, die er für seinen Herrn zu erobern gedachte, betete rasch und inbrünstig zu diesem und zeigte dann plötzlich mit dem Finger auf eine alte Bibel, die auf dem kahlen Altar dieses kühlen Tempels lag, der jeglicher Ausschmückung entbehrte, und sagte zu ihm:

"Dies ist Euer Papst!"

"Ja, mein Herr Abbé", antwortete der Pfarrer, "die heilige Bibel ist unser Papst, wie Pius IX. der Eurige ist."

Francisque:

"Der unsere lebt, er redet begeistert inmitten der großen umfassenden Kirche, aber der Eure ist stumm, dies ist ein totes Blatt."

Pfarrer:

"Das ist ein Irrtum, junger Mann. Dieses Buch kommt von Gott, nach eurem und unseren Glauben. Sein Inhalt kommt von den Lippen eines sehr lebendigen Meisters, eines Meisters, größer als Pius IX., nämlich von unser aller Meister. Wenn ich mit meinen Händen die verehrten Blätter dieses heiligen Buches entfalte, erhebt sich mein Herz zu dem Geist, der sie eingegeben hat und bittet ihn, mir Sinn und Herz zu öffnen für die Stätte des Lichts und der Barmherzigkeit, die aus seinem göttlichen Busen übergeströmt ist in die Seelen der Propheten und Apostel, um in diesen Seiten zu ruhen, wie das heilige Feuer unter der Asche oder das heilige Licht in seiner Lampe. Wenn ich solchen Geist vor diesen Schriften erfasst habe, die er für die Seelen bestimmt hat, und wenn ich mich mit Glauben dieser heiligen Lampe nähere, und wenn ich mit Respekt die heilige Asche entferne, um darunter das Licht und die Barmherzigkeit Christi zu entdecken, oh, dann fühle ich

mich vereinigt mit dem Geist des Herrn meinen Geist sich erhellen und mein Herz besser werden. Ich fühle das Leben von oben in meine Seele kommen, glauben Sie es, junger Mann, nicht nur durch den Einfluss der Lektüre, sondern hauptsächlich durch den heiligen Geist, der nach meiner bescheidenen Anrufung in mich kommt und durch die sichtbare Hülle des Textes dieses geistige Leben in meine Seele senkt, in die der Christen und in die seiner ganzen Kirche. So ist meine Bibel weder stumm noch tot, wie Sie a priori denken mögen.

Aber ich merke, dass wir unser Gespräch begonnen haben wie an einem Glied inmitten einer Kette. Damit es keine Diskussion ohne Ergebnis sei, gehen wir doch wissenschaftlich vor und beginnen, wenn Sie erlauben, nach den von uns beiden zuerst angenommenen Regeln. Ich sage, wenn Sie wollen und keineswegs, wenn Sie können, denn sie scheinen mir bereits geschult für theologische Diskussionen und vielleicht schon weit vorgeschritten in geistlichen Studien."

Francisque:

"In der Tat, in sechs Monaten beende ich meine Seminarzeit."

Pfarrer:

"In diesem Falle vereinigen Sie in aller Frische Ihre Begriffe und Argumente, und Sie sind die geeignete Person, mich zu besiegen und zur Pflicht zu bekehren."

Diese letzten Worte wurden in einem Ton gutmütiger Herausforderung gesprochen, dann fügte der Pfarrer hinzu: "An Ihnen ist die Ehre anzufangen, Herr Abbé!"

"Ich will Ihren Wunsch erfüllen", antwortete Francisque mit einem Unterton, aus dem eine freudige Sicherheit sprach, aber auch eine Achtung für einen Gegner, der ihn mit Respekt für seine Person bekämpft. "Beginnen wir also mit einem Gegenstand, der das geistige Buch der Humanität eröffnet, mit dem Wort RELIGION. Was ist nach Ihrer Ansicht, mein Herr, die Religion?"

Pfarrer: Sie und sich sind einverstanden, mit diesem Namen die Ganzheit unserer Beziehungen zu Gott zu bezeichnen. Diese Definition ist, glaube ich, diejenige aller Kirchen der Welt."

Francisque: "Das ist unsere Definition, das stimmt. Mit ihr jedoch verbindet die katholische Kirche den ganz speziellen Begriff des Bindens, denn die Religion erneuert die vorher bestehenden Bindungen an Gott, die aber von Adam zerrissen wurden."

Pfarrer:

"Wir können auf diesen Einzelgedanken zurückkommen, warten wir damit und halten ihn vorläufig in Reserve, um den eigentlichen Grundgedanken der Definition von allem Beiwerk frei zu halten. Die Religion ist also die Ganzheit unserer Beziehungen zu Gott (eine einmal getrübe, oder nicht). Aber was daran ist der fundamentale Inhalt, ursprüngliche gewissermaßen?"

Francisque:

"Der Glaube ist der kindliche Gehorsam gegen Gott, den Schöpfer und Gebieter."

Pfarrer:

"Ohne Zweifel, diese Elemente gehören unbedingt zur Religion. Indes sie haben das ursprüngliche Element nicht genau bezeichnet, den Grundgedanken der Religion, wonach ich Sie gefragt habe. Erlauben Sie, dass ich es für Sie tue.

Wenn wir also zu den Wurzeln unserer Seele gehen, dort wo die Seele beginnt, Gefühl, Intelligenz und Wille erwachen zu fühlen, da erscheint sie mir im ersten ursprünglichen Zustand als religiösem Wesen. Dieses ICH im primitiven Untergrund ist bereits ein Bedürfnis, ein Streben zum Höheren und Erhabenen, zum Großem und Übergeordneten, zum Ewigen und Unbedingten, zu Gott. Diesen Gott sucht das menschliche Wesen mit all seinen instinktiven Kräften, es fordert ihn durch seinen Intellekt als Licht, es sucht ihn mit Gefühl und Herz als Güte und Liebe. Es folgt ihm nach aus freien Stücken, mit seinem Willen, und da es ihn erkannt hat in so viel schöpferischen Dingen, ergibt es sich ihm.

Dies ist also die Religion in ihrem Wesen und Entstehen. Sie ist also ein Zustand, ein Faktum, aber ein natürlich Gewordenes, wollen Sie das wohl bedenken. Denn der Mensch, nach Gottes Ebenbild geschaffen, aus seinem Odem, ewiges Leben aus ewigem Leben, strebt daher von Natur aus, dieses göttliche Leben zu erhalten, zu entwickeln und zu erneuern. Und so kommt er instinktiv und notwendigerweise zu dem Ursprung zurück, von dem er ausgegangen ist und der ihn ernährt. Aber bis hierher ist die Religion eine Tatsache, eine Beziehung rein innerlicher Art, sie wirkt aber auch nach außen. Wenn meine Seele ergriffen und ganz erfüllt von dem Gedanken an Gott, so wirkt sich wie jede andere Art inneren Erlebens unwiderstehlich nach außen aus: zum Beispiel im Aufschrei der Bewunderung, im demütigen Gebet, der Anbetung gesenkten Hauptes

im Kult, im Dogma, was alles aus dem Herzen, aus der Intelligenz und aus dem ganzen Wesen entspringt. So erweckt die innere Religion verschiedene sichtbare Formen. Soweit sie im Bereich der Sinnenwelt, im sozialen Sektor erscheint, nennt man sie Religion äußeren Kultus, für jedes Einzelwesen zunächst. Dann zeitigen diese individuellen Ausdrucksweisen des Glaubens, der Liebe, des Gebetes ein Ergebnis, das man Kultus der Gemeinsamkeit nennen kann, oder nationale Religion, etc. So ist die Religion, sie kommt aus dem Inneren des Menschen als eine sehnsuchtsvolle Erhebung zum Unendlichen, wie ein brennendes Verlangen der Vereinigung mit Gott."

Francisque: "Aber Sie unterschlagen, mein Herr, die eigentliche Quelle, den Grundfaktor: Gott. Die Religion ist eine direkte Offenbarung der Göttlichkeit an Adam, an Moses, an die Propheten und schließlich an Christus. Diese einzige Ursache der Religion haben Sie vergessen."

Pfarrer:

"In Ihrer Ungeduld, Herr Abbé, haben Sie mich unterbrochen in der Entwicklung meiner Gedanken; ich fahre also fort.

Die Religion ist nach meiner Ansicht der natürliche Zustand des Menschen, seine unwillkürliche Hinneigung zu Gott nach dem Wort Tertullians: "Die Seele des Menschen ist von Natur aus christlich", er hätte sagen sollen, religiös. Diese instinktive Neigung, die unsere Seele zu Gott erhebt und uns mit seinem Wesen durchtränkt, das ist die eigentliche Wirkung der Religion, die wirkliche Religion.

Aber beachten Sie, dass aufgrund dieser instinktiven Neigung, dieser angeborenen Sehnsucht, ich Gott selbst sozusagen in mir atmen spüre nach dem wunderbaren Ausspruch des Paulus: "Es ist der Geist, der in uns unaussprechlich webt.", und "In Gott haben wir das Werden, das Wesen, das Leben, nicht die materielle Existenz, die organische, sondern vor allem das geistige, moralische und religiöse Leben.

Ich gehe noch weiter und sage, dass Gott auch gegenwärtig ist in der äußeren allgemeinen Entwicklung der Religion. Der die Schöpfung, die Entwicklung und die Harmonie der Welten beherrscht, der ihre verschiedenen Erscheinungen regelt, wird der nicht auch ebenso der Lenker seines erst geborenen Kindes, seiner Lieblingsschöpfung, des Menschen? Unwichtig der Name, den Sie diesem waltenden Schöpfer geben, nennen Sie es natürliche Vorsehung oder Wunder, für mich steht vor allen Dingen fest: Gott wacht über das Geschick der

Menschheit, der Völker, der Stämme, über jedes Menschenkind, er beherrscht und lenkt ihr religiöses Leben, wie überhaupt alle Taten in den verschiedensten Bezirken ihres Tuns. Ja, Gott war mit Israel und Moses, mit Christus und mit den christlichen Völkern. Die Geschichte des jüdischen Volkes, die Offenbarung in Jesus und die organische Entwicklung der christlichen Kirche sind davon untrügliche Beweise. Aber er ist ebenso der Urheber der Religionen der anderen Völker, die außerhalb des Mosaismus und des Christentums stehen."

Francisque:

"HALT! Außer dem Judentum und dem Christentum sind die anderen Religionen menschliche Werke, verderbt wie ihr Ursprung."

Pfarrer:

"Wenn wir nicht unseren Begriff der Gerechtigkeit, Güte und göttlichen Macht von Grund auf verleugnen, muss ich bestimmt sagen, dass Gott weder die Völker, die der mosaischen Erweckung vorangingen, noch die ganze Welt, von der die jüdische Nation ja nur ein Pünktchen war, und in der die Christenheit nur der neunte Teil der vierzehn Millionen Menschen gewesen ist, der Verdammung ausgeliefert hat."

Francisque:

"Gott hat nicht den Menschen verlassen, aber die Menschheit ihren Schöpfer."

Pfarrer:

"Wieso?" F: "Durch die Sünde Adams, unseres Urvaters."

Pfarrer: "Das ist ein schrecklicher Sophismus, Herr Abbé. Sehen Sie denn nicht ein, dass Sie aus Gott dem Schöpfer einen ungerechten Richter machen, wenn er Tausende von menschlichen Generationen verantwortlich macht für einen Fehler ihres ersten Vorfahren, zu welchem sie gar keine moralische Beziehung haben; einen ungerechten Richter, der Tausende Millionen Kinder, Frauen, alte Leute, Menschen jeglicher Art bis in die entfernteste Abstammung der ewigen Verdammnis auslieferte, weil ihr erster Vater ohne ihr Wissen und Willen gefehlt hat. Was für ein Richter! Welche Grausamkeit! Und das ist das letzte Wort des katholischen Glaubens!"

Francisque:

"Aber jener Fehltritt hat das Kommen des Retters zur Folge gehabt, und ich segne das wegen seiner wunderbaren Erlösung nach den

Worten des großen Augustin: "Glückliche Schuld, die uns einen solchen Retter beschert hat."

Pfarrer:

"Verhängnisvoller Fehler, der so viel Blut kostete und eine solche Erlösung. Übrigens, da unsere eigenen Sünden allein genügen, um diesen Erlöser zu fordern, warum muss man dann als notwendigen Beweis das Dogma der Erbsünde erfinden?"

Francisque:

"Ich erkläre nicht, mein Herr, ich stelle nur die Tatsache fest. Der Fehler Adams ist ein Teil der Strafe und Verdammnis seines Geschlechtes. Im übrigen: Keine Macht der Welt kann eine Tatsache ändern. Da es so ist, ist es einmal so."

Pfarrer:

"Aber diese Tatsache, in dem Sinn, den Sie ihr geben, verneint sogar das Wesen des Schöpfers. Bitte, nach Ihnen hätte Gott, der Allwissende, Allmächtige, der Gute, eine Welt erschaffen, die beste auf dem Gebiet der Ordnung und Moral, die menschliche. Diese Menschheit müsste der Verkünder, der König und Priester sein, durch den die ganze Schöpfung ihren Urheber lobpreist. Und siehe da! Sobald der Mensch erscheint, da bricht der Schlussstein des Gewölbes zusammen und mit ihm erleidet das Universum einen furchtbaren und unwiederbringlichen Zusammenbruch! Bedenken Sie doch diese Folge dieser schrecklichen Katastrophe! Und diesem Sündenfall, der die Grundlage des katholischen Glaubens ist, wie Sie sagen, konnte die Weisheit und Güte der Vorsehung Gottes nicht zuvorkommen?"

Francisque:

"Gott hat den freien Willens Adams respektiert."

Pfarrer:

"Um diese ahnungslosen Tausende von Generationen ohne freiwillige Beteiligung schuldig zu machen vom Beginn ihres Lebens an?"

Francisque:

"Aber ich wiederhole, dass dies so war, um in Christus sein ungeheures Mitleid erscheinen zu lassen."

Pfarrer:

"Oh, das ist unbegrenzt, und ich segne und werde immerdar segnen meinen Schöpfer, aber das Mitleid hat nichts zu tun mit Euren seltsamen Meinungen über eine erste Katastrophe, die rückwirkend unschuldige Wesen sündig macht und bestraft. Diese Angaben und die

Erklärungen, die Ihr dafür habt, um sie zu rechtfertigen, belasten in jedermanns Augen, der auf den Grund geht, den unvergleichlichen Architekten mehr, als es ein verwegener dummer Streich täte. Ich bitte Sie, ohne Vorurteil zuzugestehen, dass Euer Dogma unmöglich ist, und bekennen Sie freimütig, dass es aus Gott einen Schöpfer macht, der ebenso böse als ungeschickt ist."

Francisque:

"Welch gottloser Irrtum! Sie sind ohne Glauben und ohne Respekt gegenüber dem Allerhöchsten, Sie, ein Pfarrer des Evangeliums?"

Pfarrer:

"Sie sind es, mein Abbé, der mir einen wenig verehrungswürdigen Gott zeigt, denn nicht nur sein eben geschaffenes Werk stürzt zusammen, sondern der wütende Schöpfer rächt sich, indem er sich für immer auf alle Abkommen Adams stürzt und sich schließlich genötigt sieht, diese entsetzliche Katastrophe wiedergutzumachen. Diese Wiedergutmachung misslingt wie die primitive Konstruktion des Gebäudes, denn trotz der Wunder der Aufopferung ist der Reparatteur selbst gezwungen zu sagen: "Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Die Hölle wird überquellen von Verdammten, die diesem Ewigen immerdar fluchen werden, ihrem Schöpfer und Retter, dessen Güte sie nur geschaffen hat, damit sie ihn loben und lieben im Zustand der Seligkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Stimmt es, Herr Abbé, dass dies Euer Glaube ist?"

Francisque:

"Sie wollen also den Menschen unfehlbar haben, oder dass Gott ihn zwingt zum Guten und zur Unfehlbarkeit?"

Pfarrer:

"Nein, mein Herr, aber Sie sollten so ernsthaft sein, eine der folgenden zwei Tatsachen zuzugeben:

Entweder hätte Gott das Meisterwerk seiner Schöpfung mit väterlicher Sorgfalt begaben wollen oder müssen, ohne gleich dem ersten Menschen, unserem Ebenbild, seine moralische Verantwortung zu nehmen. Seine große Gnade hätte so handeln müssen, dass Adam, der nach Ihrer Ansicht unfehlbar erschaffen wurde, mindestens ebenso treu seinem Schöpfer hätte sein müssen, wie es in der Folgezeit Tausende seiner Nachkommen waren, die schuldig und mit Fehlern geboren wurden.

Oder.: die Menschheit wurde unvollkommen geschaffen, wie es Wissenschaft und Erfahrung bezeugen, so wie es auch die anderen Wesen waren, die das Weltall bevölkern, damit die Menschheit sich vervollkomme wie alle Dinge, damit Gott, um seine Größe zu beweisen, die wachsende Vervollkommnung aus der angeborenen Unvollkommenheit entstehen zu lassen, die Größe aus dem Kleinen, den starken Baum aus dem schwachen Keim. Mit einem Wort, die starke und religiöse Moral Christi aus der Schwäche und angeborenen Unwissenheit unserer Rasse bei Adam. Diese Lehre, die die Harmonie im Werke Gottes beweist, zeigt sich gleichermaßen im Weltall und in allen Wesen. Sie bringt eine große Ehrfurcht gegenüber der göttlichen Unfehlbarkeit hervor. Sie erklärt und beleuchtet die Geschichte der Religionen, ohne auch nur einen Teil der Vorsehung auszunehmen, sie beweist auch die außerordentliche Überlegenheit der mosaischen und christlichen Offenbarungen. Sie ist übrigens bestätigt durch die Menschen- und Weltgeschichte."

Francisque:

"Ich protestiere und erkläre Sie als Ketzer!"

Pfarrer: "Das können Sie nicht, Herr Abbé. Ihr Wort ist voreingenommen. Hören Sie mich an, widerlegen Sie mich, und in diesem einzigen Falle, und nur in diesem habe ich Ihnen zugestanden, Ihrer Meinung zu sein. Ich habe gesagt, es sei eine allgemeine kosmische Tatsache, dass der Schöpfer durch den Fortschritt seine ewige Arbeit tut. Das All, zuerst Myriaden von Atomen, verdichtet sich zu Nebeln, diese formen sich zu festen Körpern und werden mineralische Erde. Auf dieser entsteht zuerst das Pflanzenreich, immer vollkommener und sich übersteigernd von der so einfachen primitiven fossilen Pflanze bis zur prächtigen vielfältigen Blüte der späteren Epochen. Dann erzeugt der große Ordner nach dem Pflanzenreich die Tierwelt, und ohne etwas von dem bisher geschaffenen zu verlieren, erwacht im Universum etwas Höheres, nämlich Gefühl und Verstand. In diesem Augenblick endlich schuf der Meister all dieser Dinge als den Herrscher derselben das menschliche Geschlecht. Mit diesem entsteht nicht nur Intelligenz, Gefühl, eigener Antrieb, sondern auch Überlegung und Einsicht, Freiheit und Bindung, Moral, Religion, Erhebung zum Ewigen und zur Vollkommenheit. Das ist der kosmische Beweis.

Nun kommt derjenige der Völkergeschichte. Diese Annalen lassen Schritt für Schritt den Fortschritt der Menschheit auf jedem Zweig erkennen, in der Kunst, in der Wissenschaft, auf sozialem Gebiet, in der Politik, in der Moral und Religion. Überall ist in der Geschichte Geburt und Kindheit zu beobachten, dann entwickelt sich die Kindheit zur Jugend und gelangt schließlich zum reifen Mannesalter.

Wenn ich mich auf den religiösen Bezirk beschränke, so sehe ich, wie sich die Menschheit zu einem immer reineren Kultus entwickelt, immer erhabener und unabhängiger von der Materie. Von der fast unbewussten Anbetung eines Fetisches und der rohen Naturkräfte gelangt, sie unbewusst zum Begriff einer weniger groben Gottesauffassung, - gütiger und gerechter - , sie gelangt schließlich zu einer geistigeren göttlichen Idee, bis sie endlich dazu kommt, Gottes Wesen als "Geist und Liebe" zu erfassen, den man im Geist und in der Wahrheit anbetet. So entwickelt sich die Religion von Stufe zu Stufe aufsteigend aus dem kindlichen Gestammel der ersten Zeiten schließlich zum wunderbaren Kultus der Christen, der die kindliche und vollkommene Vereinigung des Menschen mit seinem Schöpfer darstellt. Aber inmitten dieses allgemeinen und allmählichen Aufstrebens zu Gott sehen wir deutlich eine andere wichtige Tatsache sich abzeichnen, nämlich die Verschiedenheiten der Religionen und der Kulte. Diese Verschiedenheit ist ein Gesetz aller Dinge, - Gott ausgenommen - , denn er ist unveränderlich. Notwendige Abwandlungen und Verschiedenheiten, abhängig von der Natur der Wesen, Gegebenheiten und wechselvollen Ursachen, die wir beobachten, entsprungen aus der Verschiedenheit des Geistes, der Nationen, der Zeiten, der Zivilisation, die diese Dinge bedingt und selbst Gottes je nach der besonderen Form ihrer Fähigkeit ihrer Kultur und ihres Bewusstseins. Diese Verschiedenheiten der Religionen und ihr Fortschreiten stimmen überein mit dem großen Lebensgesetz unserer Erde, und als solche sind sie "Gottes Wille". Man muss also die äußere Form der Religion, ihre individuellen und sozialen Erscheinungen trennen von ihrem inneren Wesen und von dem, was sie im Grunde bedeutet. Diese letztere Eigentümlichkeit ist unveränderlich durch die Jahrhunderte und über alle Zonen weg und gipfelt im Weg zu Gott und der Vereinigung der Menschheit mit ihm durch Anbetung und Furcht, durch Liebe und Unterwerfung. Es gibt wohl verschiedene Grade auf diesem Weg und bei dieser Vereinigung,

aber die Grundsubstanz bleibt dieselbe, während ihre verschiedenartigen Erscheinungen, als da sind Ritus, Dogmen, Zeremonie Kultus sich verändern je nach Rassencharakter, Zeiten und ihrem Streben zum Ideal - zum Allerhöchsten."

Francisque:

"Mein Herr, das sind menschliche Spekulationen, die auf sehr unsicheren Hypothesen beruhen."

Pfarrer:

"Ich habe Ihnen aber bewiesen, dass das unbestreitbare Tatsachen sind. Bei Licht betrachtet erscheint und erklärt sich das religiöse Schicksal des Menschen in seiner Entwicklung harmonisch und echt. Adam und mit ihm seine Nachkommen wurden einigermaßen unvollkommen geschaffen und auf eine der unbedeutenden Welten gesetzt, die in der Reihe der physischen Welten im All kreisen, damit aus dieser Unvollkommenheit sich das unsterbliche und starke Wesen entwickle, dazu bestimmt, sich von Stufe zu Stufe zu erheben auf den Flügeln der Zeiten durch Erleuchtung und Tugend bis hin zu Gott. In den sterblichen Leib unseres Urvaters, so gut wie in jeden von uns wurde ein geistiger und bewusster Keim gelegt, damit er wachse und die Menschen zu hohem Geistesflug erleuchte.

Aber an die organischen Körper gebunden, die fleischliche Gesetze und Bedürfnisse haben, den Egoismus, ist dieses geistige Element, von dem wir sprachen, in seinen Anfängen schwach und der Schauplatz eines Kampfes gegen Instinkte des Fleisches, die immer dem Geist entgegengesetzt sind und unterliegt zuweilen dem Angriff der Sinne und Verführungen des Erdenlebens. Das war Adams Fehler! Ein Fehler, der zu erklären ist aus seiner angeborenen Unvollkommenheit und durch den Kampf, den sein niederes Selbst gegen das höhere auszufechten hatte, ein Fehler, der zur Erbsünde wurde in dem Sinne, nicht dass Adam schuldig wurde durch seine eigene Sünde, sondern dadurch, dass er uns seine unvollkommene Natur vererbte, die er von seinem Schöpfer bekommen hatte und dass er als erster das Beispiel eines moralischen Fehlers gab. Aber das unsichtbare geistige Element, das die Seele des Menschen darstellt, trotz ihrer Schwäche, stärkt sich selbst durch den Kampf und kommt selbst durch seine Fehler immer näher zu Gott, wie das Pflanzenreich sich unaufhaltsam zum Licht erhebt, um in seiner Wärme zu leben."

Francisque:

"Ihre Theorie hat alle rechtgläubigen Lehren gegen sich."

Pfarrer:

"Ohne Zweifel, aber sie hat als Verbündete die Mehrzahl derjenigen, die die Elite unserer Zivilisation darstellen, wovon sie die Leuchten und hervorragenden Beispiele sind. Darüber hinaus versöhnt sie das Bewusstsein mit der göttlichen Vollkommenheit. Sie stimmt überein, ich wiederhole es, mit den Resultaten der Naturwissenschaft und Geschichte, und vor allem tastet sie in keiner Weise das Erlöserwerk Jesu Christi an."

Francisque:

"Aber wozu dient dann dieser Retter? Und was bedeuten seine Worte: Es wird nur eine Herde und ein Hirte sein?"

Pfarrer:

"Wozu ein Retter dienen soll? Ich sagte es Ihnen ja schon: der Retter ist der Sohn, der sich dem Vater darbietet als Opfer für die Brüder, die aus freien Stücken verantwortlich sind. Er bleibt für immer das vollendete Muster für die Menschheit, er bleibt der unvergleichliche Beweis für die Menschen von der unglaublichen Liebe, die sein Schöpfer für ihn hat, damit der Mensch sein Herz bekämpfe. Christus ist gekommen, um seinen Geist der Stärke und Heiligkeit auf unserer ganzen Menschheit auszugießen, um die Offenbarung Gottes zu sein, Quelle alles vollkommenen und glücklichen Lebens auf dieser schlechten friedlosen Erde; endlich, mit einem Wort, um hier das wahre Gottesreich zu gründen. Ist das nicht genug, Herr Abbé? Aber beachten Sie, bitte, dieses Reich Gottes ist dem gleichen Gesetz der Verschiedenheit, wie auch dem Gesetz des Fortschrittes. Ebenso wie das Universum in seiner aufsteigenden Einheit verschiedenartige Weltsysteme bildet und wie die Menschheit, obwohl sie eine Einheit darstellt, in nationalen Gruppen sich entwickelt, die unabhängig voneinander und verschieden sind, genau so ist es mit dem Reich Gottes. Seine Kinder scharen sich in verschiedenen Kirchen zusammen, aber Gott sei Dank, all diese Verschiedenheiten, weit entfernt davon, die kosmischen, menschlichen und religiösen Einheiten zu zerstören, machen daraus eine Harmonie."

Francisque:

"Genug, Herr Pfarrer!", unterbrach der junge Abbé entsetzt über die für ihn unerhörte Sprache, "Sie sind ein vollendeter Meister der

Verführungskunst der Seelen, leben Sie wohl, ich fliehe eiligst, denn Sie sind mir ein Ärgernis."

Pfarrer:

"Aber, Herr Abbé, ich habe nur die Sprache der Wissenschaft und der Wahrheit gesprochen, ich habe nur wiedergegeben, was die ernsthaften und aufgeklärten Tatsachen und Männer unserer Geisteskultur sagen."

Francisque:

"Der Geist unserer modernen Kultur ist überhaupt der Feind Gottes und seiner heiligen Kirche. Nun aber kenne ich nur meinen geliebten Herrn, den Schoß meiner heiligen katholischen Kirche und unseren verehrten Priester, den seligen Pius IX. Ich weiß, dass die Welt und die Reformation diese nicht verstehen und sie schmähen, aber die einfachen Herzen und ich, als ihr Beispiel, wir unterwerfen uns ihren göttlichen Aussprüchen. Außerhalb der Einheit ihrer Lehre und ihrer Gerechtigkeit gibt es nur Verirrung. Ich werde für Sie zu Gott beten, leben Sie wohl, mein Herr!"

Pfarrer:

"Die Übertreibung der Wichtigkeit, die Sie auf die äußere Einheit legen, ist der Abgrund, der uns trennt, und ich bedauere ihn unendlich. Sie hören vor allem auf Rom und seinen Geist, und sehen alles als verloren an, was außer halb dieser besteht und sich abspielt, ich erachte es allein für nötig, auf den Geist Gottes zu hören, der aus der heiligen Schrift spricht, aus meinem Gewissen, aus jeder Kirche, aus der ganzen Christenheit; ich höre auf den Geist Christi, der in jeder Seele wirkt, die ihn anruft, in den großen Herzen jeder Epoche und in denen meines Jahrhunderts.

Mit diesem Geist, der nach dem Versprechen des Meisters ewig ist, wird sich die christliche Menschheit, ich sage besser, die religiöse Menschheit, nicht verirren, sie wird immer nach dem Umfang ihrer Bedürfnisse die ganze Wahrheit und Gnade für ihr Heil besitzen, immer ein untrügliches Gefühl haben und die nötige Kraft zur Vereinigung mit Gott, dieser Quelle ewigen Lebens."

Francisque antwortete nicht mehr. Ein tiefer Schmerz hielt sein Herz umfassen, denn er sah in dem Pfarrer nicht nur eine verlorene Seele, sondern auch einen desto halsstarrigeren Verführer, je überzeugter er erschien. Bardot, der ein feiner und mitleidiger Mensch war, wurde ergriffen von einer bitteren Traurigkeit, die ihn ganz durchdrang, und

trotz des Widerstandes Francisques begleitete er den jungen Reisenden eine halbe Stunde lang. Als er ihn dann verließ, sagte er aus väterlichem und ergriffenem Herzen folgende achtungsvollen Worte zu ihm:

"Lieber junger Mann, Sie haben eine ernsthafte Seele, ergreifen Sie Gottes Geist, ich hoffe, dass mit seiner Hilfe ein Augenblick kommt, da Sie die Kraft besitzen werden, das römische Loch abzuschütteln, dessen vernichtendes Gewicht Sie auf sich lasten fühlen. Denn wissen Sie, obwohl es mir schwer fällt, angesichts Ihres Schmerzes es zu sagen: der römische Geist ist unvereinbar mit dem individuellen Leben, so wie es Gott geschaffen hat und wie es sich in unserer Zeit entwickelt hat." Dann seinen Blick gen Himmel wendend, sagte er:

"Gott der Gnade, gib, dass dieser junge Mann, wenn er sich meiner Worte erinnert, die Du mir heute eingegeben hast, von Dir neue Erleuchtung erbittet und dass er eines Tages diese Begegnung segnen könne. Sie möge der Beginn einer späteren Befreiung sein."

Francisque: "Möge Sie der Himmel nicht erhören ! Mein Herr, leben Sie wohl!"

Nachdem die Seminar-Wissenschaft in dieser Weise dargestellt, widersprochen und verteidigt worden war, gehen wir dazu über, das Leben zu schildern, das man dort führte.

Leben im Priesterseminar von Sion

Der Priester ist zugleich Privatmann und Person der Öffentlichkeit. Zugleich muss er in sich ein Kind Gottes entwickeln und nach außen hin Kinder des Ewigen erziehen. Alle Priester nennen sich einfache treue Glieder des Reiches Gottes und seine Apostel. Aber, göttlicher Künstler, wie willst Du aufkommen gegen die Masse, jene lebendigen Elemente, die man die Christenheit nennt. Er muss aus seinem Innern das schon vorgeformte Vorbild schöpfen und es dann der Außenwelt anpassen. Er muss also aus seiner Person gewissermaßen einen Christus formen und dann zu seiner Herde sagen: "Folget mir nach, so wie ich Christus nachfolge." Das ist die doppelte Berufung des Priesteramtes, persönliches Leben und Leben für die anderen. Das Priesterseminar ist die Schule für dieses doppelte Leben, das man etwa so bezeichnen kann: "Individuelles und pastorales Leben."

1. Pastorales Leben im Priesterseminar zu Sion

Nachdem der Mensch dazu berufen, Seelen zu retten, durch seinen Bischof in eine Lebensgemeinde aufgenommen war, musste er als Mittel, nach außen zu wirken, folgendes beherrschen:

- Die Gabe des Wortes, eine Kunst, die Homiletik genannt wird. Sie unterteilt sich in Predigt und Katechese.
- Die Kenntnis der kultischen Zeremonien und Sakramente, welche in der Liturgie bestehen.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der Homiletik:

Das ist die Kunst, predigen zu können und die Katechese zu beherrschen.

Zunächst die Predigt:

Das heilige Wort ist die große Waffe der geistigen Kämpfer und der Samen, der Leben schafft. Durch das Wort entfacht der Pfarrer den Glauben ("Fides ex auditu"). Der Glaube entspringt aus dem Wort, das man hört.

Seit seinem Eintreffen in das Seminar bewegte sich Francisque in einer Atmosphäre von religiöser Rhetorik und Beredsamkeit. Allabendlich hörte er abwechselnd einen seiner Mitschüler während des Essens eine selbstverfasste Rede halten. Jeden Morgen bemühten sich beim Frühstück zwei Schüler, zwei christliche Formulierungen mit aller Genauigkeit zu übersetzen und wiederzugeben. Diese enthielten die verschiedenen rednerischen Möglichkeiten, wie sie eine ideale Diskussion mit sich bringt. Jeden Samstag Abend wurden drei Reden gehalten von einem Lehrer und zwei Schülern. Endlich führte man am Sonntag die ganze Gemeinschaft zur Kathedrale, um dort die gewöhnlichen und besonderen Redner zu hören. Ich erwähne noch die allgemeinen Lesungen, die täglich zweimal stattfanden seitens der jungen Schüler, um sie in der Aussprache zu bilden. Außerdem gab es noch deklamatorische Stunden, die alljährlich zwei Wochen lang abgehalten wurden durch einen Meister der Deklamation. Während Francisques Aufenthalt in Sion war das derselbe, der die ersten Entwicklungen der berühmten Tragödin Rachel geleitet hatte. Schließlich erwähne ich noch die theoretische und praktische Unterweisung in der Kunst des Predigens jeden Sonntag Abend von sechs bis sieben Uhr, die vom Lehrer der Beredsamkeit geleitet wurde.

Dieser Lehrer war der Abbé Regis. Eine imposante Figur, groß und stark, ungefähr dreißig Jahre alt, glich er einem Athleten. Seine Stimme entsprach diesem respektablen Äußeren, sie war mächtig und weittragend. Seine Aussprache war untadelig und deutlich bis hinein in die stummen Silben. Die Natur hatte den Lehrer mit einer besonderen Gabe beschenkt, die einem Redner besonders zustatten kommt, nämlich mit der unglaublichen Fähigkeit, jeden Lektor, Pfarrer oder Deklamator, den er gehört hatte, nachzuahmen. Hätte man den Abbé Regis nicht vor sich gehabt, so hätte man glauben können, einen ganz anderen zu hören. Das aber machte noch keinen Redner aus ihm. Dazu bedarf es noch eines guten Herzens, wie es ein antikes Sprichwort sagt: *Pectus quod dissertos facit*. Das ist es, das

den Redner macht. Aber dieses Herz mangelte dem Lehrer von Sion. Der Abbé Regis hatte nur eine simple Seele. Zudem glich sein Verstand einem seiner Augen, von dem man sagen musste, dass es die Gegenstände etwas schief betrachtete. Dagegen hatte der Lehrer getreulich alle Regeln der Rhetorik seinem Gedächtnis einverleibt. Er entwarf und rezitierte ausgezeichnet einen Diskurs. So war der Lehrer der Redeübungen.

Unter seiner zwar unvollständigen, aber nützlichen Leitung macht Francisque Fortschritte in der Art zu predigen und zu sprechen. Aber seine schriftlichen Arbeiten und seine Beredsamkeit waren überschattet von einer Voreingenommenheit, nämlich von dogmatischer Genauigkeit. Diese Fessel der Gedanken und Ausdrücke war in den Augen der Kirche ein heilsamer Zaun gegen jeden Ausbruch aus dem Glauben der Kirche und zugleich eine Schere, die dem Redner oft die Flügel stutzte und ihn gegenüber neuen Ideen und Gefühlen fesselte. Gehalten vom Dogma konnte er nicht ausbrechen. Es gibt keinen anderen Himmel, keine anderen Regionen als den Himmel der katholischen Religion. Man verbat das Eindringen in die Unendlichkeit in jedem anderen Sinne. Immer gehalten von dieser Voreingenommenheit konnte sich das Talent von Francisque nicht voll entwickeln gemäß seiner eigenen und originellen Natur. Seine Bemühungen gipfelten leider immer in korrekten und orthodoxen Arbeiten, in welchem man die Fesseln einer eingeengten Natur spürte, obschon sie überzeugten. Manchmal ließ er zwischen die Zeilen seiner Arbeiten diese oder jene neue Idee einfließen, vielleicht auch einen originellen Gesichtspunkt, aber missverstanden vom Lehrer, wurden diese Ideen rasch und vollständig unterdrückt. So ließ Francisque zu wünschen übrig, obwohl seine Lehrer erklärt hatten, dass er einer der Besten unter seinen Mitschülern sei. Aus seinem unter tausend Beispielen ist zu erklären, dass die katholische Kirche große Redner hervorbringen kann, dass sie durch ihre imposanten Zeremonien, durch ihre asketische und ernste Moral und durch ihr anspruchsvolles und strenges Dogma überzeugt und begeistert. Aber auch als vollkommene Rednerin in jeder Beziehung kennt sie nichts darüber hinaus und schafft auch nichts darüber hinaus, solange sie das ungeheure Leben, das außerhalb ihrer Mauern pulsiert, nämlich die moderne Zivilisation, ignoriert.

2. Das individuelle Geistliche Leben in Sion

Aber diese Übungen vom pastoralen Leben waren nicht die Hauptsache. Die Schule des geistlichen Lebens des Individuums war wichtiger. Der für das Priesteramt bestimmte Mensch musste vor allem sein inneres Leben formen. Es ist mir nicht möglich, alle Einzelheiten dieser intimen fortschreitenden Arbeit wiederzugeben, die aus Francisque einen guten Geistlichen machen sollte. Wir werden uns auf die großen Zusammenhänge beschränken und dann die charakteristischen Züge beschreiben, die das geistige Leben unseres Seminaristen ausfüllten. Wenn sich der Leser an das Noviziat bei den Jesuiten (Zweites Buch) erinnert und von dem geistigen so sehr ausgefüllten Leben dort einen Zeitraum abzieht, der für das theologische Studium nötig ist, so hat er ein fast genaues Bild vom Leben in Sion.

Dank der Treue, mit der Francisque alle Dinge betrieb, durchdrang das höhere Leben, das er täglich vor sich sah, allmählich alle seine Fähigkeiten. Vor allem erfüllte der Gedanke an Christus und seine Mutter seine Seele. Diesen beiden geliebten Wesen widmete er seine ganze Aktivität. Nach ihrem Beispiel und Vorbild richtete er sein ganzes Denken und Tun. Dadurch wurde er ein Vorbild für alle, und nach einigen Jahren konnte Monsignore Bellegarde ihm folgendes glänzende Zeugnis ausstellen: "Francisque war der Engel in meinem Seminar und in meiner Diözese!" Diese Worte sind authentisch.

Zwei Züge in diesem Leben waren für Francisque charakteristisch. Eine außerordentliche Selbstverleugnung und weitgehendes Mitleid.

a) Selbstverleugnung

Francisque meinte es äußerst ernst mit der Strenge gegen sich selbst. Er unterzog sich manchmal mit großem Eifer den schlimmsten Kasteiungen. So weit sie geistige waren, fielen sie ihm leicht, so sehr war er in Bethanien zerbrochen worden; aber die körperlichen widerstrebten oft seinen sensiblen Organen. Um auf diesem Weg

möglichst vorwärts zu kommen, wählte er als geistigen Führer den allerstrengsten seiner Lehrer, den Abbé Bernard. Dieser war kaum dreißig Jahre alt. Was bei ihm zunächst auffiel, war das imposante seiner äußeren Erscheinung und die strenge Schönheit seiner Gesichtszüge. Wenn man mit ihm zu tun hatte, so war man erstaunt über sein goldenes Herz, seine Reinheit, seine Intelligenz und die Spuren seiner Strenge. Er hatte die Seele eines Märtyrers, und er wurde später tatsächlich Missionar. Francisque hatte gleich seine begierdenlose Güte erkannt. Vor allem hatte ihn lebhaft sein leichtes Winterkleid erstaunt, sowie sein Verachten der Ofenwärme bei strengster Winterkälte, seine Zurückhaltung bei den Mahlzeiten, von denen er nur das Nötigste genoss und schließlich seine Studien zur Nachtzeit. Das Erstaunen des jungen Seminaristen wurde zur Bewunderung und regte ihn zur Nachahmung an. Er wählte ihn zu seinem Beichtvater. Diese Wahl war nicht gerade glücklich. Die Vorgänge beim früheren Noviziat zeigten das wohl. Er ging den Weg harter Strenge, auf welchem er schon einmal versagt hatte. Trotzdem verstanden sich Lehrer und Schüler sehr gut. Schließlich liebten sie sich herzlich. Immer, wenn der Schüler um die Erlaubnis bat, sich einen vernünftigen Verzicht aufzuerlegen, so wurde ihm das gerne gestattet, und wenn der geistige Vater zu einem solchen riet, so führte ihn der Schüler ohne Zögern freudig aus. Nach dem Beispiel seines Lehrers hielt er Kälte aus, er zog im Winter keinen Mantel an und machte kein Feuer in seinem Zimmer, wenn er allein war. Bei den Mahlzeiten aß er das Fleisch salzlos und verzichtete jedesmal auf den Nachtisch. Schließlich ging er so weit, die Bissen zu zählen, die er sich zu nehmen erlaubte. Er hätte sich gern kasteit, wie in den guten Zeiten in Bethanien, aber zu seinem Leid war das nicht erlaubt. Um die Kasteiung zu ersetzen, erfand er mehrere Mittel, von welchen ich nur eines erwähnen will. Er erbat sich vom Direktor das Amt des "Aufweckers". Das war der Seminarist, der allmorgendlich seine Kameraden aufwecken musste. Dies wurde ihm gern genehmigt. Er tat dies gern, glücklich darüber, Gelegenheit zu einem Dienst zu haben, aber auch deswegen, weil er dadurch auf eine ganze Stunde Schlaf verzichten musste. In aller Hast, manchmal barfuß, lief er über die kalten Steinplatten. Zuweilen musste Francisque selbst über solche unüberlegten und naiven Entbehungen lachen, aber man muss das

dem jugendlichen Feuer zugute halten, das damals in seiner Seele brannte. So war das mit den Kasteiungen.

Es war aber noch ein charakteristischer Zug in ihm. Dies war sein großes Mitleid.

b) Mitleid und große Güte

Mit dem Elend in der Welt empfand er großes Mitleid. Eines seiner ständigen Vorurteile war dies, dass Millionen von Menschen für die Ewigkeit verloren waren. Zitternd sprach er davon zu seinem Lehrer. Im Winter raubten ihm die Leiden der Armen seine Nachtruhe. Wenn ihn ein öffentlicher Notstand die wenigen Heller seines Beutels schon gekostet hatte, so verdoppelte er seine dringende Bitte zu Gott und den Menschen seiner Bekanntschaft zugunsten der Unglücklichen. Ich könnte nicht aufhören, wollte ich alle Beispiele seines Mitleidens anführen, für die er in der heiligen Schrift seinen Herrn als Vorbild fand. Einige jedoch will ich erzählen.

Während seiner Seminarjahre bekam ein Mitschüler einen furchtbaren Blutsturz. Er bat drei seiner Kameraden, ihm beizustehen und ihn während der qualvollen Nächte nicht zu verlassen, weil er fürchtete, sterben zu müssen. Einer der Kameraden, die diese schwierigen Nachtwachen übernehmen wollten, war Francisque. So gingen einige Wochen dahin ohne Hoffnung auf Heilung. Da bat der Kranke als letzte Wohltat, zum Sterben zu seinen Eltern gebracht zu werden. Nachdem man lange gezögert hatte, entschloss man sich endlich zu dieser Reise. Wer aber sollte ihn in diesem Zustand zu seinen Eltern begleiten, die sechzehn Wegstunden von Sion weg wohnten? Vielleicht seine Eltern selbst? Der Patient sträubte sich dagegen, seinen Eltern diesen Schmerz aufzubürden, er wollte absolut einen seiner drei Kameraden als Begleiter. Keiner aber wollte diese große Verantwortung auf sich nehmen. Schließlich wandte er sich an Francisque. Dieser zögerte keinen Augenblick, und nach einem fünfzehnstündigen angstvollen Transport hielt das Gefährt am Abend vor dem väterlichen Hause. Francisques Hauptsorge war das Zusammentreffen des Sohnes mit den Eltern. Mit Hilfe des Vaters und

des Kutschers trug man den Sterbenden dann auf das für ihn gerichtete Bett. Die betübte Mutter beugte sich über ihren Sohn und sagte zu ihm:

"Oh mein Sohn, ich, Deine Mutter, werde Dich retten." Dabei wollte sie ihn mit Küssen bedecken. Francisque, der einen Ausbruch von Zärtlichkeit fürchtete, lenkte die Frau, die sich ihrer Erregung hingab, ab und bat sie, mit ihm in die Knie zu sinken und mit ihm zu beten, denn:

"Es ist Gottes Sache, bitten wir ihn darum, meinen Kameraden zu retten." Nachdem er die Heilung des Kranken in Gottes Hand gelegt hatte, sprach er beruhigend und voller Hoffnung mit der ganzen Familie. Nach sechs Stunden brach er wieder nach Sion auf. Wir sagten schon, dass seine Vorliebe immer den Menschen galt, die am meisten verlassen und elend waren.

Es war im Jahre 1851, als er in die Ferien ging. Während er im Wartesaal mit einem Dutzend seiner Mitschüler saß, stellte ihnen ein Jesuit, der aus Indien gekommen war, zwei Eingeborene von dort vor, die er nach Europa gebracht hatte, damit sie Priester werden sollten. Später sollten sie dann in ihre Heimat als Missionare zurückgeschickt werden. Einer davon schien einer gehobenen Kaste anzugehören. Er war von charmantem Aussehen, der andere schien einfacher Natur zu sein und bot nichts Auffallendes. Die Seminaristen beschäftigten sich mit dem ersteren und schienen den anderen gar nicht zu bemerken. Dieser saß beschämt und traurig in einer Ecke des Wartesaals. Gerührt über diese Vernachlässigung ging Francisque auf diesen Armen zu und beschäftigte sich betont gerade mit diesem, nahm ihn auf seine Knie und tröstete ihn mit Worten, die dem Alter des Jungen angepasst waren. Das Kind schien zu verstehen und fasste Mut. Erst als das Abfahrtsignal ertönte, verließ ihn Francisque und gab ihm noch einen väterlichen Kuss. Im Wagen drin konnte Francisque es sich nicht versagen, seinen Kameraden Vorwürfe zu machen, dass sie den armen Kleinen so vernachlässigt hatten.

Ein anderes Mal erfuhr er, dass ein Arbeiter, Vater von vier Kindern, der mit deren Mutter zusammenlebte, weder konfirmiert, noch gesetzlich verheiratet war. Ein unwiderstehliches Bedürfnis, diesen Mann zu retten und seine familiären Beziehungen zu regeln, ergriff

Francisque. Er suchte den Mann auf, sprach eindringlich mit ihm von seinen Kindern und von der Frau, mit welcher er zusammenlebte. Er gewann sein Interesse und überzeugte ihn. Dann bemühte er sich um die Sache, bereitete den Mann auf seine erste Kommunion vor, auch auf das Sakrament der Ehe und auf die Taufe der kleinen Familie. Beim Verlassen der Kirche umarmte der brave Arbeiter Francisque herzlich und sagte: "Lieber guter Herr Abbé, ich bin heute so glücklich und fühle mich wie ein König. Ihnen allein verdanke ich dieses Glück."

Dieses Mitleid wirkte sich auch aus auf Geldopfer und Entbehrungen. Er betrachtete alles, was er besaß, als auch den Armen gehörig. Ein ins Unglück gekommener Exilpöbel wurde einen ganzen Winter von Francisque unterstützt. Er gab ihm zunächst nach und nach sein ganzes Geld, dann Strümpfe und Schuhe, sodass ihm schließlich nur noch verblieb, was er auf dem Leib hatte. Gern hätte er auch dies noch seinem Schützling gegeben. Man konnte versichert sein, dass Francisque alljährlich mit leerem Koffer und leeren Händen bei seinen Eltern eintraf in den Ferien. Dagegen war gar nichts zu machen. Einmal versuchte seine Stiefmutter, ihm Vorwürfe zu machen, aber seine Antwort war: "Liebe Mutter, solange ich zwei Dinge besitze und ein Armer, der keines besitzt, bittet mich im Namen Gottes um eines, so kann ich nicht widerstehen, ihm das zu geben." Ein andermal erfuhr er vom Gefängniswärter, dass ein 21-jähriger Mörder zum Tode verurteilt sei und in vierzehn Tagen hingerichtet werde. Der Gedanke an das Elend des Unglücklichen im dunklen Kerker ergriff Francisque auf das Äußerste. Er musste ihm zu Hilfe kommen! Und wenn er ihn auch nicht vom Tod erretten und aus seinem Gefängnis befreien konnte, so wollte er ihm doch wenigstens die letzten Stunden erleichtern. Und was tat er? Er sammelte einen Geldbetrag, sammelte auch die Desserts seiner Mahlzeiten, und nachdem er sich genügend verproviantiert hatte, erbat und erhielt er für sich und zwei Kameraden die Erlaubnis, den Übeltäter zu besuchen. Mit Karten versehen, kamen die drei zum Gefängniswärter, von dem sie erhielten, was sie für den Gefangenen brauchten, welchem Francisque eine Stunde des Vergessens verschaffen wollte. Dann richtete man im Zimmer des Wärters einen Tisch her mit einer respektablen Mahlzeit, daneben lag ein Geldstück. Dann wird der Gefangene herbeigebracht mit Ketten an den Füßen. Bei seinem Anblick erschauern die Seminaristen, und des

Gefangenen bemächtigt sich eine Rührung. Dieser Besuch in den letzten Tages seines Lebens machte einen so gewaltigen Eindruck auf den bisher verstockten Verbrecher, so dass er in Tränen ausbrach. Francisque umarmte ihn und sagte mitleidsvoll: "Habe Mut, und auf Wiedersehen im Himmel!"

Francisque trieb das Mitleid so weit, dass er fast sein Leben aufs Spiel setzte. Während der Ferien 1850 oder 1851 befiel die Cholera, die schon einige Wochen in der Diözese hauste, plötzlich auch sein eigenes Dorf. Am Morgen des anderen Tages verließen die bestürzten Einwohner ihre Behausungen. Francisque erfuhr, dass zwei Frauen, Mutter und Tochter, verlassen von der eigenen Familie, ohne Hilfe der tödlichen Krankheit preisgegeben waren. Er wandte sich sofort an seinen Vater:

"Lieber Vater, ich muss mich dieser armen verlassenen Menschen annehmen, es ist meine Pflicht, dieser angstvollen Bevölkerung ein gutes Beispiel zu geben." Dann ging er. Die beiden Unglücklichen lagen allein auf zwei elenden Lagerstätten. Der Tod hatte sie schon gezeichnet. Einen Tag und eine ganze Nacht kämpfte Francisque um ihr Leben und verließ sie erst, nachdem er ihre sterblichen Gebeine in ein Grab gelegt hatte. Von da ging er zu den ärmsten Familien, die schon von der unausweichlichen Krankheit befallen waren, munterte sie auf und diente ihnen durch mehrere Wochen. Sein Dorf hat getreu das Andenken an Francisque und sein Liebeswerk bewahrt. Mehrere Jahre danach besuchte ein alter Bekannter vom Seminar den Vater des Francisque. Sie sprachen von seinem Sohn, und der alte Mann erinnerte sich der schrecklichen Landplage von 1850. Dabei erzählte er seinem Besucher, dass viele Einwohner heute noch als Reliquie Stücke von Francisques Soutane bei sich tragen.

Aufs Ganze gesehen vereinigte Francisque in sich das Wissen, die Tugenden und all die Gaben, die einen würdigen Priester ausmachen. Und trotzdem war er nicht zufrieden mit sich. Was ging in ihm vor? Immer dieselbe innere Sorge, immer die Qual, die in St. Croix begann, in Bethanien weiterschwelte und in Sion nicht enden wollte.

c) **Seelenangst**

Das Übel wurde so schlimm, dass Francisque eines Tages, als er vom Schmerz überwältigt war, zu Abbé Prudentius eilte, den er als Seelenarzt und als neuen Beichtvater erwählt hatte. Er stürzte sich in seine Arme, warf sich an sein Herz und rief voller Angst: "Oh, mein Vater, rette mich... Gott macht mir Angst... Sein Joch ist mir fürchterlich! Rette mich, rette mich...!" Dieser Hilferuf ließ in die Tiefe der Seele des Francisque blicken und zeigte das Ungeheure, gegen das er sich so vergeblich zur Wehr setzte. Gott zeigte sich Francisque nur als "heilig" und "schrecklich", und seine priesterliche Berufung erblickte er nur in Erhabenheit und schrecklicher Verantwortung. Der Beichtvater verstand alles! Voller Mitleid mit so verzweifelterm Leiden und gerührt über soviel Vertrauen, nahm er sich vor, seinen Schützling zu retten. Sofort machte er sich einen Plan, wie er vorgehen wollte, um das Übel für Francisque erträglicher zu machen, wenn es auch nicht vollständig zu heilen war. Während der auf das Gespräch folgenden sechs Monate gab dieser verständnisvolle Mann immer dann, wenn der beunruhigte Francisque zu ihm kam, ihm als erste Antwort einen väterlichen Kuss auf die Wange dieses großen kranken Kindes und umarmte ihn. Dieser Kuss, der aus dem Herzen dieses heiligen Mannes kam und die gequälte Seele rührte, hatte immer den Erfolg, dass allsogleich das Übel schwand. Nach dieser ersten Antwort, die gar nicht den Gepflogenheiten im Kloster entsprach, gab der Beichtvater eine zweite, die sich je nach den Umständen richtete und immer den Zweck hatte, seinem Schützling Vertrauen einzuflößen und dem furchtsamen Kranken einen leichteren Weg zu zeigen. "Wie, mein Francisque", sagte er einmal zu ihm, "ist das alles, dessen Du Dich anklagst? Während ich, Dein Lehrer, noch viel mehr sündige als Du, und doch bin ich überzeugt, dass Gott mich innigst liebt!" Ein andermal rief er aus: "Ich schwöre Dir, dass Gott wollte, Du möchtest viel größere Fehler machen, damit er Dir wenigstens etwas zu vergeben hätte." Eines Tages sagte er lächelnd zu ihm: "Ich möchte Dich gern einmal ein bisschen teuflisch sehen!" Als sich der Seminarist einmal wegen einer Kleinigkeit anklagte, sagte er zu ihm: "Glaubst Du, dass der Retter sein Blut für Lappalien gegeben hat?" Bei anderer Gelegenheit hörte er ihn mehrere Tage lang gar

nicht an und zwang ihn, ohne Absolution zu beichten. Er handelte dabei wie ein Vater, der seinen Sohn von der Angst vor einem Phantom heilen will, indem er verlangt, diesem zu nahen und es zu befühlen. So flößte er Francisque nach und nach Vertrauen ein und beruhigte ihn einigermaßen. Um andererseits seine Gedanken von sich selbst abzulenken, begeisterte er ihn für religiöse Musik, die er selbst mit großer Fertigkeit betrieb. Er stellte ihm wissenschaftliche Aufgaben, für die er Begabung hatte, veranstaltete archäologische Exkursionen in die Umgebung, auch ließ er ihn Läufe, Spiele und turnerische Übungen machen. Dann hob er alle Entbehrungen auf, die der erste Beichtvater gestattet hatte, und ermahnte ihn, gut zu essen und zu trinken, und ließ ihn alle Erleichterungen zukommen, soweit sie sich mit dem Leben im Seminar vertrugen. Diese vernünftige Führung und die Folgsamkeit, die des Schülers große Tugend waren, brachten es zustande, dass Francisque wieder zu sich selbst fand und dass er unbehindert seine Studien fortsetzen und sich fürs heilige Amt vorbereiten konnte.

Die Heiligen Weihen und die katholische Hierarchie

(Erste Stufen bis zur Priesterweihe)

Die Einrichtung der jüdischen Priesterweihe, die in die christliche Kirche mit übernommen wurde, das Messopfer, Zentrum des Katholizismus, schließlich die Errichtung der Kirche als alleinige Heilbringerin brachten mit sich den Begriff und schließlich die Einrichtung einer Priesterschaft, die über dem Volk stand und zwischen Gott und den Menschen vermittelte. In ziemlich kurzer Zeit machte sich diese Priesterschaft zur alleinigen Beherrscherin der Lehre und der göttlichen Gnaden; sie wurde durch die Tonsur endgültig von der Allgemeinheit abgetrennt, auch durch die Tracht und das Zölibat, und bekam so durch die Weihe oder Ordination einen festen Charakter, der ihr erlaubte, zu begnadigen oder zu verdammen und die Pforten des Himmels zu öffnen.

Mit der Zeit stufte sich die Priesterschaft in verschiedene Ordnungsgrade ein, und die Gesamtheit der verschiedenen Grade bildeten die Stufenleiter der kirchlichen Hierarchie. Diese ist die organisierte Verkörperung der lehrenden Kirche, welcher allein die religiöse Herrschaft zusteht. Diese große Hierarchie hat als obersten Herrscher den Papst, dem allein die Vollmacht über die Christenheit zusteht. Die Person des Papstes ist umgeben von siebzig Kardinälen, die seine Ratgeber oder den Senat bilden. Sie gehören verschiedenen Nationen an und werden allein durch den Papst berufen. Ihnen allein ist die Wahl des Papstes anvertraut. Sie bilden die höchste Instanz der kirchlichen Verwaltung. Sie sind unterteilt in Gruppen, um die Ausschüsse zu bilden für die verschiedenen Zweige der Verwaltung, die sich über die ganze katholische Kirche erstreckt. Dem Papst und seinem Senat, der sich mit ihm einig weiß, sind unmittelbar unterstellt die Primas', die eine Nationalkirche beherrschen, die nationalen

Konzilien berufen und die Erzbischöfe in ihren Grenzen halten. Dann kommen die Erzbischöfe, welche über eine Provinz herrschen und über die Bischöfe und Weihbischöfe dieselbe Gewalt ausüben, wie ein Primas über seine Nation. Schließlich sind dann die Bischöfe da. Sie herrschen in kleinerem Kreise, den man Diözese nennt. Man betrachtet sie als direkte Nachfolger der Apostel. Daher erhalten sie neben der Priesterweihe noch eine besondere Weihe. Von ihnen geht die Berufung der einfachen Pfarrer, der Pfarrverweser und der Almosenpfleger aus. Diese sind nur in den Bezirken ihre Stellvertreter, die sie ihnen zuweisen. Der Pfarrer kann nur Stellvertreter des Bischofs durch die Ordination sein. Um diese Ordination zu bekommen, muss man sechs Weihestufen hinter sich gebracht haben. Diese Weihestufen sind vom Priester abwärts das Diakonat und das Subdiakonat, die man höhere Weihestufen nennt, dann abwärts Ostiarier, Lektor, Exorzist und Akolyth, letzteres sind die niederen Stufen. Die zahlreiche und verzweigte ist unter den bestehenden die älteste unserer Tage, man kann auch sagen die wunderbarste und stärkste. Die meisten religiösen Ordnungsstufen gelangen nicht in das Räderwerk und zur Ausübung ihrer Bestimmung, sie hängen ab vom Papst, um dann eine besondere Gruppe zu bilden. Im Netzwerk unter dieser Hierarchie lebt die katholische Christenheit in Zucht und Ordnung. Wie diese großartige Korporation ihre ersten Stufen während der Seminarzeit erreicht und wie dort alle ihre Glieder bis hinauf zum Papst selbst ihre sieben Weihestufen bekommen, das wollen wir am Beispiel von Francisque verfolgen bei seiner Arbeit und Erholung im Seminar zu Sion.

1. Die ersten Stufen der katholischen Hierarchie, die niederen Weihen

Das Priesteramt, das einen Menschen auf eine hohe Stufe erhebt, dass er, wie Moses auf dem Sinai, Mittler zwischen Gott und den Menschen wird dieses Priesteramt, das aus einem gewöhnlichen Sterblichen ein heiliges Wesen macht, groß und erhaben, indem es ihm das ewige Priesteramt verleiht nach der Ordnung etwa eines Melchisedek, dies Amt wurde das unvergleichliche Ideal, das

Francisque seit seinem zwanzigsten Lebensjahr nicht aus den Augen ließ. Von dieser Zeit an war all sein Streben und Tun auf diesen Zweck ausgerichtet, und seine Bemühungen gingen geradezu auf dies Ziel los. Schon bei dem bloßen Wort "Priester" erzitterte seine Seele vor Ehrfurcht und Angst. In seinen Augen verschwand die Welt der Vergnügungen, der Ehre und des Reichtums, wie der Rauch, den der Wind spurlos fortträgt. Als er daher im Oktober 1848 zum erstenmal seine Zelle in Sion betrat, legte er wieder die Soutane an, dieses Kleid der Schmerzen, und rief allen Ernstes aus: "Dieses Kleid sei das Symbol der Trennung von der Welt, von nun gehe ich einzig und allein nur den Weg zu Gott und seinem Altar." Allsogleich machte er sich daran, sich auf die niederen Weihen vorzubereiten. Das dauerte zwei Jahre. Da die ersten vier Weihen von geringerer Bedeutung sind, will ich darüber hinweggehen, um mich unmittelbar der wichtigeren Weihe des Subdiakonats zuzuwenden.

2. Das Subdiakonat

Seine Einrichtung begann zu Anfang des dritten Jahrhunderts und wurde allgemein ausgedehnt im vierten Jahrhundert. Die Weihe zu dieser Stufe verlangt vom Kandidaten die zweifache Verpflichtung zum Gebrauch des Breviers und zum Zölibat.

Das Gesetz des Zölibats:

Als das Christentum sich ausbreitete, war die Ehe als Ideal unbekannt. Der Zustand der fraulichen Erniedrigung und Knechtschaft einerseits, die Verderbtheit und Korruption auf der anderen Seite hatten die Wichtigkeit und den moralischen Wert der Ehe erschüttert. Daher die mangelnde Wertschätzung der Ehe und die Einschätzung, die das Zölibat bei einer Religion der Reinheit gefunden hatte. Diese Hochachtung führte zu seiner Einführung, und später machten die Interessen der Hierarchie daraus ein immer schärfer durchgeführtes Gesetz für die Priester. Aber dies Gesetz geht nicht auf die ersten Jahrhunderte der Christenheit zurück, obgleich tatsächlich das Zölibat später als ein höherer Zustand für die Priester verbindlich erachtet wurde. Obwohl Paulus dazu geraten hatte, waren die Vorschriften der

apostolischen Kirche dagegen, und das Konzil von Neocäsaräa im Jahre 304 verbot, daraus ein Gesetz zu machen. Es stimmt, dass einige Jahre später das Konzil zu Nicäa 325 das Zölibat einführte, aber es erlaubte dem verheirateten Priester, seine Frau zu behalten. Es verbot nur die Ehe mit einer Witwe, und ein verheirateter Priester konnte nicht Bischof werden. 692 hielt das Konzil zu Trullanum die Bestimmungen von Nicäa aufrecht. In der Ost-Kirche wurde die Ehe bei den untergeordneten Priestern erlaubt, und die griechisch-russische Kirche endlich schrieb die Ehe für die einfachen Priester vor.

Im Westen forderte die Kirche das Zölibat nach dem Spruch des Papstes Hildebrand (Gregor 7.): "Non liberari potest ecclesia a servitute laicorum nisi liberentur clerici ab uxoribus" = "Die Kirche kann nicht befreit werden von ihrer Knechtschaft gegenüber den Laien, solange die Priester nicht von ihren Frauen befreit werden". Seitdem (1074) wurde das Zölibat mit großer Strenge durchgesetzt.

Mancherorts lehnten sich die Priester dagegen auf, ihre Ehefrauen zu vertreiben, aber nach dem Erlass der päpstlichen Bulle 1074 (schreckliche Sache in jener Zeit), wonach die Exkommunikation gegen jeden Laien erfolgte, der die Sakramente von einem verheirateten Priester gespendet bekam, schlug sich das Volk auf die Seite der Hierarchie gegen die Widerspenstigen. Das Konzil zu Reims 1119 und das Laterankonzil annullierte und löste die Priesterehen auf.

Nach der Reformation erlaubte das Interim von neuem die Priesterehen, aber das Konzil von Trient kam auf das ursprüngliche Gesetz zurück, indem es für die höhere Weihestufen die Ehe verbot. Es gab zahlreiche Auflehnungen gegen diese Anordnung, sogar innerhalb der katholischen Kirche, und in letzter Zeit beobachtet man in Italien ein Wiederaufleben des Kampfes gegen das Zölibat. Diese Opposition aber stärkte nur die römische Kurie in ihren Prinzipien, und eine Enzyklika von 1832 bestärkte ihre Haltung. Wenn wir so die Geschichte der Enthaltbarkeit betrachten, so fragen wir uns, wie sich wohl Francisque dazu stellte.

Seit seiner Rückkehr zu Gott und der Abwendung von der Welt, die der Pastor La Force gepredigt hatte, hatte sich Francisque in keiner

Weise auf diesem Gebiet etwas vorzuwerfen. Kein unreiner Gedanke war ihm gekommen, und seine Beziehungen zu Frauen waren äußerst zurückhaltend. Sein Gewissen und sein Betragen waren untadelig. Immerhin gab es da eine verwundbare Stelle, bei welcher der junge Mann wachsam sein musste, um nicht zu fallen. Er musste sehr auf sich achten, um das Gebot der Keuschheit zu erfüllen. Die Gefahrenquelle war das Ideal, das Francisque von der Frau bekommen hatte. Die Priester, die Francisque erzogen hatten und der katholische Unterricht hatten sicherlich nichts zugunsten der Frau gesagt. Bei dem Bild, das die mittelalterliche Hierarchie von ihr machte, und in den Schriften so manchen Kirchendoktors erschien ihm die Frau als eine hässliche und verderbte Verführerin. Da wurde immer von der Eva gesprochen, aber von einer degenerierten. Diese Beeinflussung und diese Bilder hatten bei ihm immer eine lebhaft Abneigung erzeugt und eine starke Zurückhaltung. Aber während die Kirche einerseits das Gefühl der Abneigung nährte, propagierte sie andererseits das Gegenteil im Kult der Maria. In den Augen des Seminaristen erniedrigte sie die weltliche Frau, glorifizierte aber in Maria die Mutter Gottes, als die unbefleckte Jungfrau. Dieses unvergleichliche Wesen aber war immerhin eine Frau, eine Frau in ihrer eigentlichen Bedeutung. Die saubere und reine Seele des Leviten hatte sich ein ideales und schönes Bild dieser Tochter Evas gemacht, verwandelt und vergöttlicht, aufs höchste idealisiert, und so weihte er ihr seine ganze Verehrung und Liebe. Aber indem er die Jungfrau anbetete, übertrug er unbewusst einen Teil seines Ideals und seine Verehrung auf die wahrhaft christliche Frau und schließlich auch auf die Frau, die auf dem Weg zu diesem Ideal war. Das war die Gefahr. Von da an kamen die heftigsten Attacken seines Herzens, aber Gott sei Dank auch die herrlichsten Siege. Ich will hier das letztere dem Leser zur Beurteilung nicht vorenthalten.

An einem Montag um elf Uhr war Francisque mit vier Kameraden zur Kathedrale gegangen, um Kindergottesdienst abzuhalten. Der Gottesdienst fand in einer der Seitenkapellen statt. Bevor seine jungen Schüler kamen, musste Francisque die Stühle für die Kinder richten und dafür sorgen, dass die Kapelle frei war. Zwei schwarz gekleidete Damen knieten betend vor dem Altar. Sie schienen ganz versunken in ihre Unterhaltung mit Gott. Trotz der Ankunft der fünf Seminaristen

rührten sie sich nicht, und kümmerten sich keineswegs um das, was um sie vor sich ging. Die Trauer und Andacht erfüllten Francisque mit Respekt, und er fühlte unwillkürlich eine sympathische Neigung zu ihnen. Er wollte ungern diese beiden Damen in ihrer Andacht und intimen Gespräch mit Gott stören, doch musste er es tun. Nach kurzem Zögern näherte er sich vorsichtig den beiden und sagte ehrerbietig zu ihnen: "Entschuldigen Sie bitte, meine Damen, dass ich gezwungen bin, Ihnen zu sagen, dass unserer religiöser Unterricht hier beginnen soll." Die eine der Damen wendete sich zum Katecheten, sie war sehr schön, und ihr inbrünstiges Gebet zu Gott schien sie überdies noch verklärt zu haben. Dann schaute sie Francisque an und antwortete ihm mit entzückender Bescheidenheit: "Ganz recht, Herr Abbé, ich danke Ihnen..." Sie verbeugte sich vor ihm, und leicht errötend ging sie weg. Währenddessen traf ihr Blick den des Katecheten, und dieser Blick verriet unendliche Süße und Ergriffenheit. In der Bitte des Seminaristen und in der Antwort, die er bekam, scheint gar nichts Besonderes zu liegen, aber die ganze Erscheinung bohrte sich tief in Francisques Seele, und jener Blick traf ihn mitten ins Herz. Die Folge war einer der furchtbarsten Kämpfe. Vergeblich bemühte sich der verwirrte Francisque, aus seinem Geist jene Erscheinung und jenen Blick zu verbannen, zu seiner Bestürzung jedoch hatte er das Gesicht, die Augen und die ganze Seele der jugendlichen Christin dauernd vor Augen. Francisque kehrte zum Seminar zurück, begab sich sofort zur Kapelle, warf sich vor dem Altar zu Boden und beschwor Christus und seine Mutter, keinen Angriff auf seine Reinheit zuzulassen. Aber sein Gebet blieb unerhört. Er musste erkennen, dass in einem Moment der Entzückung der Gegenstand langwährender und unbewusster Sehnsucht seiner wahren Natur ihm begegnet war. Anmut und Süße, verkörpert in einer jungen Frau von himmlischer Süße. Nach dem Essen und am Abend vor dem Zubettgehen wiederholte er seine Bitten zum Himmel, aber es war vergeblich, die lästige und unbekämpfbare Vision wich nicht ihm. Tat für Tag wollte er sich durch die Ablenkung helfen, die die Studien mit sich brachten. Aber weder Studieren noch gedankliche Arbeit und ebensowenig andauernde Gebete brachten der blutenden Wunde irgendeine Erleichterung. Im Gegenteil, je mehr Francisque sich bemühte, die Vision auszulöschen, desto öfters erschien ihm die Gefürchtete und zugleich Angebetete. Dieser Kampf, der dreißig Tage

lang dauerte, endete mit einer sehr harten Krise. Es war am Karfreitag 1851. Die Seminaristen waren in der Kathedrale, wo sie einen berühmten Pfarrer von der Kreuzigung Christi reden hörten. Während dieser Predigt wurde Francisque dauernd geplagt von seiner hartnäckigen Versuchung und hatte das Gefühl, dass Hölle, Tod und Teufel sich gegen ihn verschworen hatten. Er saß etwas abgewendet vom Pfarrer auf einem Stuhl und hatte vor sich ein großes Kruzifix an der Mauer. Zunächst versuchte Francisque den einleitenden Worten der Predigt zu folgen, aber unmöglich! Sein inneres Drama hatte sich seiner bemächtigt und war an einem Punkt tödlicher Krise angekommen. Tieftraurig, mit dem Tod ringend, war Francisque ganz benommen und konnte sich nicht aus dieser unerträglichen Situation retten. Nach dem Beispiel seines Herren, von dessen Qualen auf Golgatha eben gepredigt wurde, brach er in den heißen Aufschrei zu Gott aus:

"Mein Gott, mein Gott, warum hast Du auch mich verlassen?" Kaum war dieser Verzweiflungsschrei ausgestoßen, da fühlte Francisque seine Kräfte sich wieder beleben. Dann wurde er plötzlich über seine Schmerzen und Herzensangst wieder Herr, und sein Gewissen stellte ihn ein letztes Mal klar und deutlich vor die Frage: "Willst Du, ja oder nein, das Gelübde der Keuschheit halten? Antworte endgültig, dass das unwiderruflich sei!" Bei einer so definitiven Fragestellung schien sich der Satan und die Welt mit ihren Verführungen zu vereinen, um in verwirrender Weise dem festen Willen des Seminaristen zu widerstehen und sein Herz mit einem letzten Ansturm zu gewinnen. Er sah vor sich alle die schwer zu überwindenden Hindernisse für ein dauerndes Zölibat, all die schrecklichen Kämpfe, die nur mit dem Tod enden würden. Die Unsicherheit bestehen zu können, mischte sich mit dem Ungeheuerlichen eines solchen Kampfes. Zugleich sah er vor sich die reinen Freuden eines Familienlebens! Die Vorstellung des jungen Mädchens kam ihm so unvergleichlich zum Bewusstsein, dass sein Herz lebhafter denn je davon durchdrungen wurde und gewaltsam seinen Willen erfasste. Aber der Blick des jungen Menschen fiel auf das große Kruzifix. Bei diesem Anblick hörte er eine innere Stimme zu sich sprechen, als käme sie vom Heiland: "Herz meines Francisque, möchtest Du lieber eine Frau als Deinen Gott haben?" Das Dilemma wurde in die neue Formel gekleidet: entweder der Heiland oder eine Tochter Evas. Für die letztere sich zu entscheiden hieß für ihn den

ersteren zu verleugnen. Francisque fühlte sich gepeinigt und vernichtet unter diesen Schlägen, er war zwischen zwei Möglichkeiten geraten, und von beiden wurde seine Seele gleichmäßig ergriffen. Er starb fast vor Schmerz und Scham. Zerrissen und vernichtet vergoss er blutige Tränen. Vergeblich bedeckte der junge Mann schamhaft sein Gesicht mit der Hand und dem Taschentuch, sogar mit dem Priesterrock, er will die Blicke nicht auf sich lenken, aber es war unmöglich. Um unbemerkt zu bleiben, versucht er sich Gewalt anzutun, aber dies verursachte ihm ein Schluchzen, und so musste er plötzlich die Kirche verlassen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Im Seminar angekommen, warf er sich auf sein Bett und ließ seinen Tränen freien Lauf, seinen Seufzern und Gebeten, es war ein heißer Kampf, bei dem er seine göttlichen Helfer, die heilige Maria und Jesus anrief. Der Heiland erbarmte sich solcher Qual seines Jüngers, der ihn um Gethsemane willen anrief und schickte ihm seinen rettenden Engel, vielmehr ist er selbst dieser Engel und kommt... Diesem Herzen, das vom kreatürlichen so ergriffen ist, zeigt er sich von der Leidensseite. Diesem Herzen, das von der weltlichen Liebe so gefangen genommen war, zeigte er seine heilenden Wunden. Er weist auf die Wundmale seiner Hände und Füße, er enthüllt ihm sein blutendes Haupt, sein im Tod verlöschendes Auge und seine halbgeöffnete Brust als eine Zuflucht für ihn. Es war das große Kruzifix an der Mauer, oder vielmehr das lebendige Kruzifix, das seine erhabene und zutiefst rührende Erscheinung jener betenden jungen Frau gegenüber stellte. Und diese liebende und sterbende Christuserscheinung löschte unmerklich die Erscheinung des Weltkindes aus, die Francisque so verhängnisvoll geworden war. Jetzt fühlte Francisque, als fielen Tropfen für Tropfen all die wohltuenden Gnaden dieses Königs auf seine Wunden, all jene Leiden bewiesen sein Güte. Um wieder zu sich selbst und zu seinem gnadenvollen Meister zu finden, stellte er sich vor, wie undankbar er war und wie unwürdig im Gegensatz zu der wunderbaren Vollkommenheit seines Herren. Schließlich rief er dessen Großmut an mit der Bitte: "Oh, mein Herz für Dich unwürdigen und schlechten Menschen hat Dein Heiland bis auf die Hefe alle Schmerzen und Verleumdungen erlitten. Oh! Opfere ihm also eine so sündige Person, wie Du selbst eine bist!" Francisque fühlte sich beruhigt, überwunden. Er war mehr als besiegt, er war endgültig seinem Meister wieder gewonnen. Er wendete sich

an ihn mit unaussprechlichem Vertrauen: "Oh, mein König, hier ist mein Herz, für immer, lass es immer nur für Dich schlagen!" Während der ganzen Seminarzeit kehrte diese Versuchung nicht wieder.

Von Abbé Martial erhielt Francisque im Sommer 1851 die Berufung zum Subdiakonat. Da sprach er zweimal mit seinem Direktor. Er erklärte ihm ganz offen ein letztes Mal, was er in seinem Leben für Schwierigkeiten habe und welche Kämpfe er durchstehen müsse. Er besprach mit ihm auch die Sorge, die er bezüglich des Keuschheitsgelübdes hatte. Die Meinung seines geistlichen Vaters war die, dass er trotzdem vorangehen müsse. Francisque fügte sich und legte sein Geschick in die Hände seines Heilandes und der Mutter Gottes, der jungfräulichen Königin. Von nun an hatte er nur noch den einzigen Wunsch, sich so sehr als möglich auf das Opfer weltlicher Freuden vorzubereiten. Die Zeit der Zurückgezogenheit, die der Ordination voranging, war dazu geschaffen, seine Bemühungen in diese Richtung auf das Höchste anzustrengen. Endlich kam der große Tag, an welchem die endgültige Entscheidung gefasst werden sollte. Ein Tag in seinem Leben, den er nie vergessen wird. Begleitet von seiner Umgebung spendete der Bischof das Opfer. Die Umgebung verschiedenster Grade umgaben den Altar in glänzender Versammlung. Die Kirche selbst war besetzt von den anderen Mitschülern und den Eltern. Alles war erfasst von tiefster Ergriffenheit. Der Bischof unterbrach von Zeit zu Zeit den Gang des Opfers und nahm in diesen Pausen jeweils eine Ordination vor, je nach dem Grad des der Kandidaten, die von den niedersten Weihen bis zur Priesterschaft vorgesehen waren. Die Ordination derjenigen, die für das Subdiakonat vorgesehen waren, erfolgte nach der Ordination für die vier niederen Grade. Beim Namensaufruf aller für das Subdiakonat bestimmten, erhoben sie sich und bildeten zwei parallele Reihen, die sich auf dem Vorplatz vor dem Altar gegenüberstanden. Beim Anblick dieser zwei Reihen junger Menschen, die nun die unwiderruflichen Gelübde ablegen sollten, ergriff alle ein Angstgefühl: "Oh Gott", sagten sie sich, "was wird, wenn einer dieser Kandidaten die Verpflichtungen nicht auf sich zu nehmen, wenn es nicht in voller Freiheit und nach ernstlicher Selbstprüfung geschehe. Er endete mit der Aufforderung an alle:

"Wenn Ihr gewillt seid, dies Gelübde für immer abzulegen, dann kommet her." Die in weiße Talare gekleideten zwei Reihen der Kandidaten machten gemeinsam einen Schritt nach vorne. Damit waren sie für immer gebunden. Sie fielen zu Boden und blieben wie tot liegen. In der Tat waren sie tot für immer für diese Welt, und der Bischof betete über die da so liegenden, die Gebete, die man für Gestorbene spricht und die von allen Anwesenden mit tiefem Ernst mit "Amen" beendet wurden. Nach den Gebeten sprach der Bischof zu ihnen, die nun für die Welt gestorben waren: "Erhebet Euch." Wie ein einziger Mensch erhoben sie sich, nun wieder lebendig, aber nur für ein anderes Vaterland lebend! Wie seine Kameraden erhielt nun Francisque als Zeichen seiner neuen Würde die Kelchuntersätze und den Kelch. Von da an war sein Leben gebunden. Sein Gelübde hatte ihn für immer aus der Familie herausgenommen und aus ihm ein Mitglied der katholischen Priesterschaft gemacht.

3. Das Diakonat

Die ersten vier Monate des vierten Jahres waren im Seminar der Vorbereitung auf das Diakonat gewidmet. Die Diakone waren in der Hauptsache Helfer des Pfarrers beim Abendmahl, sie hielten die Ordnung in der Kirche aufrecht und spendeten den Armen die Almosen. Dann erst stiegen sie auf zu den höheren Weihestufen. Von da an durften sie predigen. Diese Weihestufe war verknüpft mit dem Recht der Handauflegung und verlangte erneut die Verpflichtung zum Zölibat, das schon beim Subdiakonat gefordert worden war. Über Francisques Tätigkeit auf diesem Gebiet will ich nicht ins Einzelne gehen. Er widmete sich ihr mit demselben Eifer und tiefer Frömmigkeit, wie für die vorhergehenden Weihestufen.

Aber einen Punkt will ich erwähnen, der in Sion mit den Pflichten dieses Amtes verknüpft war. Es handelt sich um einen besonderen und geheimen Kurs, der "die Diakonalen" genannt wurde und nur für Diakone bestimmt war, die zwischen dem Diakonat und dem Priesteramt standen. Die Diakonalen sind für die Beichtväter, die geistliche Richter sein werden, bestimmt. Als Thema haben sie die

sexuellen Beziehungen zwischen Mann und Frau. Über die Notwendigkeit dieses Kurses sind die Urteile verschieden. Die einen bezeichnen ihn als absolut notwendig, da der Priester über alle Sünden zu richten habe, sowohl über solche, die die Reinheit verletzen, als über alle anderen, und dies könne er nur, wenn er über alles unterrichtet sei. Andere Stimmen dagegen bezeichnen diesen Kurs als ungeheuerlich und unnütz. Mir als getreuer Berichterstatter bleibt hier nur die Aufgabe, eine Tatsache festzustellen und diesen Kurs zu erwähnen, und ich überlasse dem Leser seine Meinung hierüber.

Der Diakonalenkurs ist also eine ausführliche und ins Einzelne gehende Abhandlung über alles, was die geschlechtlichen Beziehungen des Menschen betrifft, über die Keuschheit sowohl als über die Ausschweifungen, über Unreinheit und über Unzucht. Nichts ist dabei vergessen, nicht einmal die Unzucht, welche mit Tieren, Leichen oder auch Dämonen in Menschengestalt getrieben wird. So kurz ich darüber berichte, so erröte ich doch über das Wenige, das ich hier schreiben muss.

Die Vorlesungen, die für Francisque und seine Kameraden gehalten wurden, waren geleitet von Monsignore Bouvier, dem Bischof von Mans. Die Zusammenkünfte fanden zweimal wöchentlich statt, und Francisque verwandte auf die Vorbereitung und auf die Lektüre des betreffenden Buches dieselbe Aufmerksamkeit wie bei allen seinen Arbeiten. Er konnte eben nicht anders. Aber nur mit Scheu und Verlegenheit machte er sich an die Lektüre des Buches, nur im äußersten Fall nahm er es zur Hand und las darin. Musste es trotzdem sein, oder musste er seinen Lehrer um eine Erklärung bitten, so richtete er vorher an die heilige Jungfrau ein heißes Gebet, sie möchte sein Herz rein erhalten vor jedem schmutzigen Gedanken. Man konnte ihn während der Vorbereitung auf jene Stunden oft auf den Knien finden. Gott sei Dank und dank seiner eigenen Wachsamkeit konnten ihn die Diakonalen nichts anhaben. Doch resultierten daraus zwei Dinge. Zunächst die Isolierung im Internat und im Priesterseminar. Zweitens der Zweifel, der in ihm wach wurde: wenn ich diese Dinge gekannt hätte und die Gefahren, in die ein Priester in dieser Welt geraten kann, so hätte ich vielleicht nicht gewagt, die Verantwortung des Keuschheitsgelübdes auf mich zu nehmen. Lieber junger Mann, so

sprichst Du? Dabei hast Du nur theoretische Kenntnisse bekommen vom Grundprinzip Deiner eigenen Existenz. In der Folge hatte das Diakonat von Sion in ihm ein Vertrauen in seinen Lehrer erweckt, das ebenso groß war wie die Angst, diesem Lehrer zu missfallen.

4. Die Priesterweihe (1852)

Francisque sollte erst um den Juni 1852 zum Priester ordiniert werden. Besondere Umstände hatten die Einsegnung vorverlegen lassen. Sie wurde auf Ostern desselben Jahres festgesetzt.

Vier Anstalten für die Jugend, darunter eine für Jungen und eine für Mädchen unter der Leitung von Nonnen aus N. und zwei andere, geleitet von Mönchen, alle zusammen zur Diözese gehörend, hatten ihren Direktor, den Abbé Paterne verloren. Der schlimme Zustand, in welchen die Anstalten und ihre Schüler geraten waren, veranlassten Monsignore Bellegarde, der teilweise die Aufsicht führte, den Direktor zu versetzen, einen neuen zu berufen und ihm eine junge tatkräftige Hilfskraft zur Seite zu stellen. Monsignore Bellegarde dachte an Francisque und glaubte deswegen seine Ordination um drei Monate vorverlegen zu müssen. Sobald Francisque den Befehl bekam, sich darauf vorzubereiten, hatte er nur noch einen Gedanken: keinen Moment zu verlieren und sich ganz auf die Priesterweihe vorzubereiten.

Der Vorabend der Priesterweihe war gekommen. Es war Sitte, dass an diesem Abend ein Weihekandidat und ein anderer Kamerad niederer Weihestufe einen öffentlichen Vortrag hielten über die Weihe, die sie bekommen sollten. Francisque sprach da über die ungeheure Liebe des Heilandes gegenüber einem Menschen, den er zum Priesteramt berufen hatte. Er hatte den Paulinischen Text gewählt: "Er hat mich geliebt und sich für mich hingegeben = Dilexit me et tradidit semetipsum pro me." Er sprach mit eindringlichen Worten über die Liebe, mit welcher Jesus Christus einem armen Menschen das Priesteramt verlieh. "Nicht allein", sagte er, "ist dieser große Gott für uns alle in den Tod gegangen, er gibt auch täglich im Messopfer seine

eigene Person hin." Einige Jahre später sagte ein Mitschüler von Francisque:

"Ich werde nie die innere Erschütterung vergessen, die ich bei dem wunderbaren Klang seiner Stimme empfand und bei seiner Beredsamkeit, mit welcher er uns seine gewaltige Liebe schilderte. Seine Worte waren ein flammendes Bekenntnis. Sie werden mir auf ewig in Erinnerung bleiben. In ein Album habe ich folgende Worte geschrieben: Seine Liebe zu Dir, dem schwachen Menschen und überglücklichen Diener seines Herrn, ist so unerhört, dass er ein ganz besonderes Mittel anwenden muss, um sie zu beschreiben! Er scheint mir zu der begnadeten Seele, die er so liebt, zu sagen: "Was kann ich anfangen, um Dir noch mehr Liebe zu zeigen? Oh, mein Priester, sage mir, was kann ich noch mehr tun, als für Dich zu sterben? Sage es mir! Siehe da, der Heiland sucht! Er sucht immer noch und jeden Tag, bis sein Herz ausruft: ich habe gefunden." Glückstrahlend darüber, ein neues Wunder der Liebe zu sein, sprach er mit dem Ausdruck göttlicher Überschwänglichkeit:

"Siehe, was ich tun werde. Jeden Tag werde ich am Altar vor Dir erscheinen, so klein, wie meine Wiege mich nicht gesehen hat, und so arm und ohnmächtig! Dort sollst Du mich überwältigen, mich mit Füßen treten und mich quälend, mir den Judaskuss geben, mich in den tiefsten Schmutz werfen und mir alle Schmach antun. Oh, mein Priester, sage mir, könnte ich mehr tun! Siehe, wie ich mich Dir hingebe und mich erniedrige. Bis zur Auflösung will ich mich Dir opfern, wie zu Dir mein Lieblingsapostel gesagt hat: Jesu liebt die Seinen über alles."

Und Francisque antwortet seinem Heiland:

"Oh, mein Christus, ja, ich sehe und bedenke es. Aber ich sehe nur Wunder, vor denen mein Geist versagt. Wie, wäre es wirklich möglich, dass Du Dich so zu mir erniedrigen willst, zu meiner Nahrung, mir zum Opfer sein willst, Spielzeug meines verderbten Herzens? Hast Du vergessen, wer ich bin und wer Du bist? Ach, mir steht der Verstand still und will nicht verstehen, aber mein Herz, ja, das hat verstanden! Ja, mein Retter, es ist wirklich so, für mich hast Du Dich hingegeben. Oh, Deine Liebe ist wahrlich unermesslich! Sie ist erhaben über alles, und wärst Du, mein Gott, nicht so überaus weise, so würde ich sagen, sie sei vollkommen unverständlich. Oh, Du unsagbare Liebe, oh Wunder! Meine Seele ist verwirrt vor dem

unsagbaren Mitleid. Meine Lippen verstummen vor Rührung und Tränen kommen in meine Augen, ohne dass ich ein Wort hervorbrächte! Mein Herr und Gott, diese Tränen sind der Ausdruck meiner Worte und meines Glaubens. Nimm sie gnädig an Stelle meiner Worte. Von nun an werde ich auf dieser Erde nichts mehr lieben, als Dich allein. Nur Du sollst mein Alles sein. Je mehr Deine Barmherzigkeit sich zu mir neigt, um so mehr soll meine Anbetung Dich in den höchsten Himmel erheben. Je mehr Du Dich für mich opferst, umso mehr sei Dir mein Herz geweiht und meine unaussprechliche Liebe.

Und Du meine Seele und die meiner jungen Mitbrüder, die ich vor mir sehe, und Ihr Seelen unzähliger Welten, wir alle wollen uns vereinigen zum ewigen Lobpreis des geopferten Lammes: Wir wollen den gekreuzigten Christus preisen und vor allem den Christus, der sich für uns am Altar opfert.

Dies sei mein Loblied, dies sei mein Schwur. Und sollte ich Dich, Jesus, Gottes und der Maria Sohn, je vergessen, sollte ich Dir nur einen Tag untreu werden, Du mein Herzensfreund, so soll meine rechte Hand vertrocknen und meine Zunge am Gaumen festkleben!"

Bei diesen feurigen Worten spürte man, wie die ganze Seele des Francisque mitbrannte, eine Seele, entzückt bis zur Ekstase, entflammt durch zärtlichste Liebe. Das war kein Menschenkind, das so gesprochen hatte, das war der Heilige Geist, der sich in ihm und seiner Stimme geoffenbart hatte. In tiefster Stille saßen seine Zuhörer nach dieser Rede da, niemand rührte sich. Alle schienen gefangen von der Gewalt solch göttlicher Beredsamkeit, die aus diesem einfachen, aber liebenden Herzen kam. Wenige Minuten darauf sollte der andere Seminarist seine Rede halten, aber der Eindruck, den Francisques Rede erzeugt hatte, war so stark, dass sein Mitschüler verstummte. Am Saalausgang und noch während des ganzen Abends hörte man mehrere Seminaristen immer wieder sagen: "Könnten wir doch sein wie Francisque. Wollte uns Gott so wie ihn auf das Priesteramt vorbereiten!"

Am nächsten Tag erhielt der frühere Novize von Bethanien die endgültige Würde des Priesteramtes. Man kleidete ihn ein, legte ihm nochmals die Hand auf und salbte ihn dreimal mit dem heiligen Öl.

Dabei erhielt er das Recht zu segnen und zu vergeben. Ich will die Einzelheiten dieser Priesterweihe übergehen, ich will auch nicht reden von der Ergriffenheit der Helfer, nicht von Francisques Frömmigkeit, auch nicht von den Worten, die Monsignore Bellegarde bei der Weihe an ihn richtete. Ich will nur die letzten Sätze wiederholen: "Francisque, ich sende Dich wie einen Hirten zu einer Herde verirrter Schafe, sei ihnen ein guter Hirte. Ich sende Dich wie ein Schaf zu den Wölfen, sei bescheiden wie die Taube und klug, wie die Schlange." Monsignore hatte die Wahrheit gesagt, denn Francisque ging zu einer Herde, deren Hürden zerbrochen waren und von der die meisten Schafe sich verlaufen hatten. Zugleich zog er aus gegen eine Welt voll schlimmer Verführungen, er kam in eine Wüste, in welcher unter seinen bescheidenen und unschuldsvollen Schritten außerordentlich gefährliche Versuchungen lauerten. Die Seminarzeit war beendet. Francisque schied aus Sion aus als besonders erfolgreicher Schüler der klerikalen Erziehung.

Viertes Buch

Die Anstalten von Montretout

Die Anstalten von Montretout und Rossignol und deren Personal

Zwei Tage nach seiner Priesterweihe hielt Francisque seine erste Messe mit heiliger Andacht und verließ dann Sion nicht ohne Bedauern.

Mit Empfehlungsschreiben von Monsignore Bellegarde ausgestattet reiste er nach Montretout, seinem zukünftigen Tätigkeitsbereich als Priester. Er machte sich frühzeitig auf den Weg, begleitet von einigen Kameraden, die in derselben Richtung gingen. Man reiste zu Fuß, obwohl Montretout zwölf oder vierzehn Meilen weit von Sion weg lag. Trotz der Länge des Weges empfand Francisque keine Langeweile. Die Erinnerung an die Zurückgebliebenen, der Gedanke an die, die er wohl antreffen werde und die Gespräche mit seinen Weggenossen, die Montretout kannten, ließen auch keine Ermüdung aufkommen. Zudem fühlte sich Francisque recht wohl im Kreise von Freunden, mit denen er recht gut stand und die ihm an diesem Abschiedstag besonders gewogen waren. Lieber Francisque, wer sollte Dich an diesem Tag auch nicht schätzen, da Du, ein Bote des Heils und des Friedens, so hochgeachtet dahinzogst. Es schlug Dein Herz in reiner Hingabe, es glänzte Dein Antlitz in großen Erwartungen. Aber ach! Etwas Trauriges mischt sich in meine Bewunderung und Liebe, das ist Deine Unerfahrenheit. Unkenntnis der Welt, Unkenntnis Deiner eigenen Kräfte! Dass Gott Dich behüte und Dir hilfreich zur Seite stehe! Der Tag neigte sich. Die meisten, die mit ausgezogen waren, waren nacheinander in ihre Heimatorte abgezweigt, und schließlich hatte der nun doch ermüdete Francisque nur einen einzigen Weggenossen. Als auch dieser bei seiner Heimat angekommen war, hatte Francisque noch einen geraumen Weg vor sich. Sein Begleiter meinte, so spät könne er sich doch nicht in Montretout einfinden. Er machte ihm daher den Vorschlag, die Nacht bei seinen

Eltern zu bleiben. Am anderen Morgen werde er ihn dann nach Rossignol bringen, der nächstgelegenen Außenstelle von Montretout. Trotz des Wunsches, noch am selben Tag seine künftigen Beichtkinder anzutreffen, konnte er es sich nicht versagen, die Einladung anzunehmen.

Sehr früh am anderen Morgen begleitete ihn sein Gastfreund nach Rossignol. Nach ziemlich langem Marsch stiegen die beiden hinab in ein Tal, das von Osten nach Westen verlief, sie überschritten es und erstiegen auf der anderen Seite einen Hügel. Da erblickten sie eine Gebäudegruppe, die den Eindruck eines großen landwirtschaftlichen Anwesens machte. Das war Rossignol. Bei diesem Anblick fragte Francisque seinen Kameraden:

"Kannst Du mir sagen, was zu diesem Namen geführt hat?"

"Dieser Name kommt von den Gästen, die den Sommer über in dem Tal leben, in welchem das Anwesen liegt.¹"

Es schlug neun Uhr, als die beiden ankamen. Zwei Brüder und ein Zögling² empfingen sie. Francisque stellte sich vor und wurde respektvoll begrüßt. Er ließ sich zuerst zur Kapelle führen. Das war ein großer ebenerdiger Saal, in welchem sich als einzige Einrichtung ein einfacher Altar befand, darüber ein Kruzifix und davor einige Bankreihen. Hier befahl Francisque seine Arbeit in die Hände seines Herrn und der Maria und bat darum, die heilige Messe lesen zu dürfen. Danach führte sie der eine Bruder, der Rechnungsführer war, zum Refektorium, wo der andere, der Küchenmeister war, sie mit Milch und Eiern bewirtete. Dieses Frühstück war reichlich im Verhältnis zur dicken Suppe, die das tägliche Frühstück der Brüder und Zöglinge war. Das Haus war noch sehr arm und alles, was Francisque gesehen hatte, Kapelle, Refektorium, Bekleidung der beiden Brüder, alles dieses sprach von der Armut eines Waisenhauses. "Sie sind in einem Waisenhaus, das sich erst im Aufbau befindet." sagte der Bruder Rechnungsführer zu Francisque, da er bemerkte, dass dieser eine Erklärung erwartete, "Einige hochgestellte Persönlichkeiten hatten den Plan gefasst, Waisen vom zweiten bis

¹ Anmerkung zur Übersetzung: Rossignol = Nachtigall.

² Anmerkung zur Übersetzung: Das französische Wort "colon" bedeutet wörtlich "Kolonist/Ansiedler"

zum einundzwanzigsten Lebensjahr zusammenzufassen und bei landwirtschaftlichen Arbeiten zu erziehen. Diese Kinder werden in zwei Abteilungen eingeteilt. Die Kleinsten wachsen eine Meile von hier im Dorf Montretout unter der Leitung der barmherzigen Schwestern von N. auf, die Sie bei uns sehen werden. Die anderen Zöglinge, die zwischen dreizehn und einundzwanzig Jahren alt sind, kommen nach der ersten Kommunion zu uns."

Nach dem Frühstück schlug der Bruder Rechnungsführer den neu Angekommenen vor, das Gebäude zu besichtigen. Gerne folgten sie ihm. Zunächst besah man sich die Wohnung der männlichen Zöglinge. Ländliche Einfachheit herrschte überall vor. Kein Bild oder überflüssiges Möbelstück, auch nicht das einfachste, befand sich im ganzen Haus. Es schien, als wollte eine tadellose Sauberkeit die Bilder und Möbel ersetzen und die düstere Kahlheit ausgleichen. Alle diese Zimmer waren bewohnt und gepflegt von bäuerlichen Zöglingen, die zu allen Tageszeiten mit bestaubten und beschmutzten Kleidern vom Feld kamen, und so konnte man mit dieser Sauberkeit zufrieden sein. Dann besichtigte man die Nebengebäude und kam dabei durch die Werkstätten der Schuhmacher, der Schmiede, der Schreiner, der Wagner und andere Werkstätten, die für die Landwirtschaft nötig sind. Eine kleine Zahl von Zöglingen war hier beschäftigt. Der eigentliche Zweck des Waisenhauses war Arbeit, Feldbestellung, Aufzucht und Pflege der Tiere, das Fuhrwesen und das Dreschen des Getreides. Die dringenden Frühjahrsarbeiten verlangten in diesem Moment alle Kräfte, und deshalb waren die Werkstätten leer. Weiterhin besichtigte man die Schafställe, in denen drei- bis vierhundert Schafe und Hammel untergebracht waren, dann die Ställe mit dreißig bis vierzig Kühen und Kälbern, die Pferdeställe mit einem Dutzend Pferden, zuletzt die Schweineställe mit etwa einhundert Schweinen. Diese fast neuen Ställe waren in tadellosem Zustand, ebenso die Tiere, die sich darin befanden.

"Sie haben ein bedeutendes Anwesen," sagte Francisque zu dem sie führenden Bruder. "Wie groß ist die Anlage, die von Ihren Leuten bearbeitet wird und wer muss sie ernähren?"

Der Bruder antwortete:

"Wir brauchten etwa anderthalb Stunden, um das ganze Gelände zu umrunden, aber nur ein Viertel des Terrains ist guter Boden. Der Rest ist mageres Land. Immerhin haben wir dank eines Pariser

Sachverständigen in großem Umfang aus allen unseren Ländern Nutzen ziehen können. Wir säen da eine Sorte Roggen mit dünnem Halm, der dem italienischen Getreide ähnelt. Wenn dieses Stroh durch einen chemischen Prozess gelb wird, verkaufen wir es zur Herstellung von Hüten zu einem vorteilhaften Preis. Zudem wächst die Linse, die wir in die Getreidefurchen sähen, indem sie sich an die Halme anklammert. Sie bildet für uns ein wertvolles Nahrungsmittel, das mit den reichlich vorhandenen Kartoffeln gemischt, die die gewöhnliche Nahrung der Zöglinge bildet. Schließlich," fügte er hinzu, "wenn Sie nicht zu sehr ermüdet sind, können wir noch, wenn Sie wollen, unseren Bruder Verwalter (*frère régisseur*) besuchen. Er ist jetzt gerade etwa zwanzig Minuten von hier in der großen Wäscherei beschäftigt. Der Spaziergang wird Ihnen einen Überblick über unsere Ländereien geben."

Alle drei schlugen dann einen Pfad ein, der auf die Anhöhe neben dem Tal führte. Rechts lag eine blühende Ebene, in welcher man da und dort Gruppen von Zöglinge sah, die von einem Bruder beaufsichtigt wurden, dessen braune Kutte sich von der blauen Kutte der Zöglinge abhob. Auch links lag ein schönes Tal mit herrlich grünenden Wiesen und verschlungenen Wegen. Dann kamen sie zu einer Quelle, die breit aus dem Boden hervorsprudelte und als ein klarer Bach weiter floss. Nach achtzehn bis zwanzig Minuten bequemen Gehens kam man zu einem kleinen Gebäude mit vier Fenstern, das auf dem einen Bachufer stand. Das war die große Wäscherei. Der Bruder Verwalter war damit beschäftigt, mit zwei großen Zöglingen die Wäsche einzuweichen. Als er die Fremden sah, kam er zu dem Bruder Rechnungsführer, der ihm die beiden Fremden vorstellte.

"Seien Sie herzlich willkommen!" sagte der Bruder Verwalter. Nachdem er dann den beiden Zöglingen ihre Arbeit zugewiesen hatte, bemühte er sich auf das angelegentlichste um denjenigen, der später einer seiner Vorgesetzten werden sollte.

Auf dem Rückweg zu den Hofgebäuden erbat sich Francisque einige Erklärungen über die Wäscherei und die Arbeit, die damit zusammenhing. Der Bruder, der sie führte, berichtete:

"Die Schwestern von Montretout kommen allmonatlich zu diesem Bach mit zwanzig oder dreißig ihrer größten Waisenkinder, und

waschen hier die Wäsche der verschiedenen Abteilungen. Am Vorabend richten wir alles her, was nötig ist. Am Washtag fahren wir schon früh mit Wagen nach Montretout und holen die Leute und die Wäsche. Das werden wir morgen machen, und die Vorbereitungen dazu haben Sie heute gesehen."

Als Francisque zu den Hofgebäuden zurückkam, war es halb zwölf Uhr. Der Bruder Verwalter ließ dann das Zimmer für den neuen stellvertretenden Vorgesetzten (*französisch: "Sous-supérieur"*) herrichten.

"Für diesen ersten Besuch ist das noch nicht nötig," unterbrach ihn Francisque, "denn ich werde erst in vierzehn Tagen oder drei Wochen mein Amt antreten, aber erlauben Sie, dass ich die Rückkehr der Brüder und Zöglinge hier abwarte, um sie zu begrüßen, dann können wir zusammen zu Mittag essen, ohne dass Sie besondere Umstände machen müssen. Nachher gehe ich nach Montretout, um dort mein Geleitschreiben meinem Vorgesetzten, dem Domherrn Curtius, den Direktor der Anstalten, zu überreichen."

Indessen trafen die Zöglinge in kleinen Gruppen nach und nach ein, immer zwei und zwei gehend, an ihrer Spitze ein Mönch. Dann ging man zum Essen, zuvor ein Gebet, alles verlief in großer Stille. Die Aufmerksamkeit der Zöglinge richtete sich auf die Vorlesung einer der ihren über die Revolution von 1789. Lehrer und Schüler aßen eine schwarze Brotsuppe und nach Belieben Kartoffeln. Für Francisque und seinen Begleiter schlug man einige Eier zu appetitlichen Omelettes ein. Das Essen endete wieder mit einem Gebet.

In einem Kreuzgang ließ der Bruder Verwalter Mönche und Zöglinge in zwei parallelen Linien antreten und stellte ihnen ihren neuen Meister vor. Francisque hatte ein angenehmes und sympathisches Äußeres. Verbunden mit einer gehaltvollen und gütigen Redeweise machte er einen sehr günstigen Eindruck. Er wandte sich an die Einzelnen, fand dabei immer ein passendes Wort, das so am Platz war, dass er aller Herzen gewann. Zum Abschied:

"Ich bin Gott von Herzen dankbar, dass er mir heute Gelegenheit gab, acht neue Brüder kennenzulernen, die ich gern haben möchte. Und

Ihr", wandte er sich an die Zöglinge, "wollt mich als Euren Vater annehmen und Ihr sollt meine Kinder sein."

"Mit Freuden wollen wir das, Monsieur Abbé!" antworteten sie einstimmig.

"Also, so soll es sein, auf Wiedersehen in zwei oder drei Wochen."

Kaum hatte er dies gesagt, als ein Zögling zu ihm trat und sagte:

"Der Wagen ist bereit, Monsieur Abbé."

Warum einen Wagen?" fragte Francisque.

"Um Sie nach Montretout zu bringen." sagte der Bruder Verwalter.

Schon stand das Fahrzeug vor Francisque. Nachdem der Bruder Verwalter die zwei Reisenden hatte einsteigen lassen, setzte er sich auf den Bock und trieb das Pferd zum Galopp an, zum großen Vergnügen der Zöglinge, die schrieten:

"Es lebe Monsieur Abbé, auf Wiedersehen!"

Eine Stunde später stieg man beim Pfarrhaus von Montretout aus. Es war gegen drei Uhr. Man hatte, um hierher zu gelangen auf der großen Landstraße einen Umweg gemacht. Die Absicht des Bruder Verwalter war, den Begleiter des Francisque nahe zu seinem Dorf zu bringen. Dieser verabschiedete sich von Francisque auf einem Drittel des Weges. Zudem wollte er Francisque einen Überblick über die ganze Gegend vermitteln.

Der Domherr Curtius war von der Ankunft des Francisque in Kenntnis gesetzt worden. Er erschien bei der Annäherung des Wagens sofort an der Pforte. Als er das Geleitschreiben seines Vikars gelesen hatte, begrüßte er ihn freundlich. Danach führte er ihn zu der dem Pfarrhaus angegliederten Kirche.

"In dieser Kirche", sagte er, "werdet Ihr zweimal wöchentlich die heilige Messe lesen und jeden Monat die Heilige Schrift der Gemeinde verkünden, deren Vikar Ihr in Zukunft seid. Wir teilen uns diese Arbeit. Wenn ich in Rossignol bin, seid Ihr in Montretout, und wenn ich hier bin, bist Du in Rossignol." Dann verließen sie die Kirche, und während Francisque einige Fragen über die Bevölkerung der Pfarrei stellte, die etwa hundert Seelen zählte, führte ihn der Domherr Curtius in einen großen Hof, wobei er ihn durch eine Pforte eintreten ließ, die eine lange Mauer durchbrach. Nun waren sie in das

Gebiet des Monsieur Hardi gekommen. Es war das Zentrum der Anstalten von Montretout und gliederte sich in drei Abteilungen:

1. Die der jungen Waisenkinder
2. Ein Pensionat für junge Mädchen
3. eine Ackerbauschule

Diese Gebäude bildeten zusammen ein ganzes Dorf, dessen Einwohner 150 bis 200 Seelen zählte. Das Ganze, Menschen und Gebäude waren umschlossen von einer Mauer oder lebenden Hecke von einer halben Wegstunde Länge. Der Abbé Curtius brachte Francisque zuerst zur Vorsteherin der Waisenkinder. Diese war fünfzig Jahre alt, ihr Äußeres erschien einfach und angenehm. Dann wurde Francisque in einen Saal geführt, in welchem fünfzig bis sechzig Waisen im Alter von zwei bis zwölf Jahren beisammen waren. Der Abbé Curtius, den die Kinder mit 'Pater Curtius' ("*Révérénd Père Curtius*") anredeten, wandte sich an diese und sagte:

"Der Herr schickt Euch in Abbé Francisque einen zweiten Vater. Seid ihm so gehorsam wie mir." Dann sagte er zu dem jungen Priester:

"Hier seht Ihr arme Verlassene, die Gott uns anvertraut hat, lasset sie zu Euch kommen, wie Jesus es mit den Kindern in Judäa getan hat."

"Von ganzem Herzen, Hochwürden," antwortete Francisque, "denn darin habe ich ja nur Eurem Beispiel zu folgen." Nachdem er so gesprochen hatte, umarmte er auf das zärtlichste die Waisenkinder vom kleinsten bis zum größten. Dann entließ der Domherr Curtius die Schar der Kinder und gewährte ihnen eine halbe Stunde Pause.

"Jetzt erlaubt, Monsieur Abbé, dass ich Euch dem Monsieur Le Hardi vorstelle, dem Führer und Wohltäter unserer Waisenkolonie." Nach diesen Worten des Paters Curtius und der Verabschiedung von der Vorsteherin und den Schwestern ging man zum Hause des Eigentümers.

"Ich habe Sie erwartet, Monsieur Abbé." sagte dieser in herzlichem Ton. Es war ein Herr von respektablem Äußeren. "Ja, wir alle warten auf Sie," wiederholte er mit ausdrucksvoller Betonung, "denn wir alle brauchen Sie. Wenn Sie Initiative besitzen, so wird diese viel Gelegenheit haben, sich bei unserer Arbeit auszuwirken. Denn es ist nicht allein die Pfarrei und die beiden Waisenhäuser, die dem Domherr Curtius unterstehen, welche zu ihrem Arbeitsbereich

gehören, sondern auch mein eigenes Werk erfordert Ihre Aufmerksamkeit. Ich habe ungefähr vierzig landwirtschaftliche Schüler, von denen dreißig vom Staat geschickt sind und ein Dutzend Freiwillige, die aus reichen Familien stammen. Dazu habe ich etwa zwölf Kunstmalern, dazu mein landwirtschaftliches und industrielles Personal, etwa hundert Seelen. Ich hoffe, dass alle bei Ihnen Rat und Unterstützung finden werden, und dass Sie ihr väterlicher Freund sein wollen. In diesem Sinne wende ich mich an Ihre Barmherzigkeit."

"Ich werde Ihnen ganz zu Ihren Diensten stehen, mein Herr," antwortete Francisque, "soweit meine Kräfte Ihren Ansprüchen genügen werden."

Inzwischen hatte man Erfrischungen gereicht, von denen Francisque in seiner Erregung nur wenig nehmen konnte. Nach dem Imbiss zeigte man dem jungen Abbé das Anwesen des Monsieur Le Hardi. Das war eine Menge landwirtschaftlicher, industrieller und wissenschaftlicher Betriebe, die alle zusammen ein merkwürdiges Durcheinander bildeten. Francisque konnte sich kaum zurechtfinden. Es läutete acht Uhr und die Besichtigung war kaum fertig. Francisque kehrte ermüdet zum Pfarrhaus zurück. Am nächsten Tag verabschiedete er sich von Monsieur Le Hardi und seinem Vorgesetzten (dem Domherrn Curtius), der ihn bat, am ersten Mai-Sonntag seinen Dienst anzutreten.

Nach dem Abschied reiste Francisque zu seinen Eltern, um dort inmitten seiner Familie seine erste Messe feierlich zu zelebrieren. Es gab ein wahres Fest, als Francisque dann am Sonntag seine erste Messe las, denn das Andenken an seine Hingabe bei der Cholera 1850 war im Dorf noch sehr wach. Nachdem die Ferien zu Ende waren und er seine Pflichten gegenüber seiner Familie erfüllt hatte, reiste er wieder in sein geliebtes Montretout, dem er sich nunmehr gewidmet hatte und wo ihn viele Aufgaben erwarteten.

Bei seiner Ankunft in Montretout wurde Francisque vom Domherrn Curtius begrüßt, außerdem von Monsieur Le Hardi und dem Vertreter der Gesellschaft, die das Waisenhaus Rossignol und Montretout gegründet hatte. Es war ein Advokat aus Paris, dem wir den Namen Monsieur Mandais geben wollen. Dieser biedere Herr hatte die bezahlte Funktion, sich jeden Monat zwei Tage in Rossignol aufzuhalten, um den Zustand der Kolonie (Landsiedlung) zu

beurteilen und dann einen Bericht an die Gründungsgesellschaft zu senden. Letztere bestand nur noch aus ein oder zwei Personen, die regen Anteil an dem Werk nahmen. Die Seele des Ganzen war ein Herr aus der Umgebung des Kaisers (*Napoleon III ?*) namens Ricard, der früher Direktor der Krankenhäuser von Paris gewesen war. Er kannte das Elend der öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten, und in seiner Vorliebe für die armen Waisen hatte er sich vorgenommen, landwirtschaftliche Kolonien zu gründen inmitten gesunder Landluft. Er wollte dann, wenn die Waisen etwas taugten, sie in den Klosterkrankenhäusern der großen Städte verwenden. Zu diesem Zweck hatte er sich an namhafte reiche Persönlichkeiten gewendet, von denen er Unterstützung mit Beiträgen bekam, so dass Rossignol und Montretout gegründet werden konnte.

Als Francisque eintrat, bestanden beide etwa fünfzehn bis achtzehn Jahre. Durch allerhand Widerwärtigkeiten hatte die Gründung nur sehr mittelmäßige Erfolge, weil abgesehen vom Gründer selbst und dem oben erwähnten bezahlten Agenten bei den übrigen Wohltätern der Eifer langsam nachließ. Aber der eingreifende Wechsel im Personal von Montretout, verbunden mit der Entfernung von ungeeigneten Elementen und die Ernennung eines neuen Direktors, sowie die Entsendung von Francisque ließen bei den Mitgliedern der Direktion neue Hoffnungen aufkommen. Der Verwaltungsrat begann wieder mit regelmäßigen Sitzungen und versuchte der Sache neuen Aufschwung zu geben.

Monsieur Mandais war nach Montretout gekommen, um im Namen der Gesellschaft Francisque zu begrüßen.

"Die Gesellschaft der Gründer", sagte er, "setzt auf Sie große Hoffnungen und bittet Sie, den Domherrn Curtius und Monsieur Le Hardi zu unterstützen, unseren Wohltäter." War dieses letztere Wort nicht eine Ironie? Vielleicht nicht seitens Monsieur Mandais, wohl aber in Wirklichkeit. Denn leider versuchte Monsieur Le Hardi bei all seinen Unternehmungen, die Menschen auszubeuten, und missbrauchte seine gehobene Stellung zu seinen Gunsten. Größtenteils war es sein Egoismus, der das Werk der Ackerbauer in Gefahr brachte. Hatte er doch alle unabhängigen Männer, die nicht nach seinem Sinn waren, ausgeschieden und Monsignore Bellegarde, der sich von ihm hatte täuschen lassen und ihm nachgegeben hatte, entließ

den ersten Direktor des Waisenhauses, den Abbé Paterne. Der neue Direktor überließ ihm alles, und so konnte Monsieur Le Hardi die Zöglinge vollständig zu seinem Vorteil ausnützen. Francisque sollte in seinem Interesse nur Handlanger unter der Leitung von Domherr Curtius sein. Aber, so nachgiebig Francisque war, so befand er sich mit seinem Direktor in eine Situation verquickt, die so zweideutig war, dass ein längeres Einvernehmen mit ihm unmöglich wurde. Vor allem war der junge Priester rechtlich gesinnt und von einer selbstverständlichen ehrenhaften Haltung. Er ging geradewegs auf sein Ziel los, denn er konnte nicht lang in einem Zustand einseitiger Interessen oder krummen Wegen leben. Auch waren die Absichten und Charaktere der beiden Abbés sehr verschieden voneinander. Der Domherr Curtius war bisher Anstaltsgeistlicher in einem Nonnenkloster gewesen und hatte von dort eine gemächliche, geregelte, fast zurückhaltende Lebensart mitgebracht und auf das raue Landleben übertragen, während Francisque, mitten in das Leben gestellt, hier seine eigentliche Natur wiederfand, die zwar lange unterdrückt, aber doch nicht ganz im Seminarbetrieb untergegangen war. Hier in der freien Luft wollte er seinen Tatendrang in seiner neuen Stellung auf die Menschen und Umstände, die ihn umgaben, auswirken lassen.

Das musste er, denn was waren das für andere Dinge als früher, und was für eine Fülle von Charakteren! Was vor allem waren das für Menschen! Zeichnen wir einmal ihr Bild!

In Montretout befand sich Francisque in einer Pfarrei, in welcher die Menschen, mehr praktisch eingestellt, von der Religion nicht viel wissen wollten und sich geradezu auszeichneten durch Gleichgültigkeit gegenüber ihrem Pfarrer. Und daneben... sah er sich der Ausnutzung eines Le Hardi gegenüber. Hier legte das untere Personal religiöse Tendenzen an den Tag, um seinem Herrn zu gefallen. Aber unter dieser religiösen Decke war nur sehr spärlich Gutes zu entdecken, vielmehr aber Böses. Auf dem linken Flügel befand sich das künstlerische Atelier, der Leiter war ein junger Mann, sehr talentiert, aber abgezehrt durch seine Ausschweifungen. Bei den übrigen Künstlern waren zwei oder drei moralisch einwandfrei, die anderen verdorben. Zwischendurch gab es auch Mittelmäßige. Auf

dem rechten Flügel waren etwa ein Dutzend freie Ackerbau-Studenten aus guten Familien, die zu Hause keine Beschäftigung hatten. Die Schüler der Ackerbauschule, die im gleichen Flügel wohnten, waren meist stramme aufgeweckte Burschen, aber äußerst materialistisch eingestellt. Sie lernten die Landwirtschaft, um später ein kleineres oder größeres Gut zu leiten. Das war aber nur ein Teil der Beichtkinder von Montretout.

Wenden wir uns nun ab von der Stätte der Ausbeutung des Le Hardi und sprechen von den Häusern der Schwestern. Hier befand sich ein Asyl voll lauter kleinen Kindern. Dann ein Pensionat von zwölf bis fünfzehn jungen Mädchen und daneben die fünfzig bis sechzig kleinen Waisenkinder, die das Entzücken von Francisque waren. Ihre Betätigung spielte sich teilweise in der Schule ab, oder beim Nähen, auch bei der Wäsche oder bei der Feldarbeit für Monsieur Le Hardi. Man sieht, das war eine kleine Welt von Kindern neben Halberwachsenen. Diese Verschiedenheit stellte Francisque vor verschiedene Aufgaben und Probleme. Ich darf die Erzieherinnen dieser jungen Gruppe nicht vergessen, es mögen etwa zwölf gewesen sein. Ihre Obliegenheiten waren recht zahlreich. Außer der Unterrichtung und Erziehung all dieser Kinder hatten sie die Verpflegung aller Anstalten in Montretout unter sich und mussten die Wäsche von Montretout und Rossignol besorgen. Dazu kam die Anfertigung der Bekleidung für alle Zöglinge.

So viel von Montretout. Aber wir dürfen Rossignol nicht vergessen, umso mehr, als dies das eigentliche Arbeitsfeld für Francisque war. Acht Mönche, darunter sehr arbeitsfähige, waren hier den Zöglingen vorgesetzt. Von diesen acht Männern standen zwei bereits mit einem Fuß im Grabe. Sie starben einige Monate später. Die sechs anderen waren gewissermaßen heimatlos in dem neuen Unternehmen, das so gestört und zerrissen war durch den Orkan, der über Rossignol hinweggebraust war beim Abschied von Abbé Paterne. Von den sechs Männern, die Francisque noch vorfand, waren vier geblieben, weil sie sich woanders nicht hätten zurechtfinden können. Einen Fünften hatte seine Ergebenheit hier gehalten. Nach der Entlassung ihres Vorgesetzten hatte man ihnen einen sechsten Kameraden beigegeben, einen Bruder Martin. Er war von Monsieur Le Hardi angestellt als

Leiter der landwirtschaftlichen Arbeiten und der Ackerbauschule. Die Männer dieser kleinen Gruppe verdienten Achtung ob ihrer Uneigennützigkeit. Sie waren einem strengen Regime unterworfen, aber verachtet von den Zöglingen, die sie als Verräter ansahen, nachdem sie geblieben waren, schienen sie die Sache des guten Abbé Paterne verlassen zu haben. Diese Mönche beklagten sich nie über ihr Los. Unter dem Personal der Lehrer und bei den Schülern waren einige bezahlte Arbeitskräfte, von denen zwei oder drei unehrlich und verderbt waren. Sie machten das Gute zunichte, das die Vorgesetzten und Mönche einpflanzen wollten, und schienen geradezu mit der satanischen Aufgabe betraut, die armen Waisen zu verderben. Das Vorwärtskommen der Kinder und Jugendlichen beruhte ja nur auf Ehrlichkeit und Arbeit.

Als Francisque zu dieser großen Kolonie (Landgut) kam, war wohl kaum einer von den dreizehn- bis einundzwanzigjährigen Jugendlichen (Buben und Jünglingen) der Versuchung entronnen, und kaum einer konnte hier eintreten, ohne im voraus schon dazu bestimmt zu sein, ein Opfer dieses Übels zu werden. Täglich wurde dem Übel gefrönt in Ställen, Scheunen und auf den Speichern. Die Schande von Sodom und Gomorra regierte hier im Verborgenen. Geist und Körper wurden ruiniert, bei manchen Knaben sah man die Verheerungen, die das Laster mit sich brachte, sehr deutlich. Gottlosigkeit, Verlogenheit und Faulheit, dazu Unfolgsamkeit hatten noch andere schlimme Folgen erzeugt. Es war so weit gekommen, dass Frömmigkeit und Pflichterfüllung verlacht wurden, und beim Weggang von Abbé Paterne entstand geradezu eine Revolte und ein unbeschreibliches Durcheinander. Die Lehrer wurden bespion, man warf ihnen Schmutz in das Gesicht, ja, man band sie sogar an die Säulen des Klosters. Ohne die große Energie des Bruders Rinald vor der Ankunft des Bruders Martin in Rossignol wäre es fast zu äußersten Exzessen gekommen. Diese beiden Brüder zügelten die Revolte und bestrafte die Aufwiegler sehr hart. Wenige Wochen nach solchen Ereignissen war Francisque eingetroffen. Nun wissen wir, mit wem er leben musste und kennen den Boden, den er zu bearbeiten hatte.

Erzieherische Bemühungen des Francisque in Montretout

Als Monsignore Bellegarde Francisque nach Montretout schickte, hatte er ihm keine besonderen Anweisungen gegeben, sondern nur gesagt: "Gehe hin und versuche unter der Leitung von Abbé Curtius Gutes zu tun, so viel Du vermagst." Als er sich dann an seinen Direktor wandte, meinte dieser: "Mach Augen und Ohren auf, und unternimm dann taktvoll, was Dir Herz und Gewissen diktieren werden." So überließ man dem jungen Priester die Entscheidungen, die er in dieser Situation treffen musste. Es war seine persönliche Stärke und Geschicklichkeit, kluge Entscheidungen herbeizuführen. Seine Vorgesetzten mussten sie dann nur noch billigen. So sah sein Arbeitsfeld in Montretout und Rossignol drei Jahre nach dem Verlassen von Sion aus.

In Montretout arbeitete er jede Woche zwei oder drei Tage lang, Rossignol nahm ihn vier oder fünf Tage in Anspruch. Jeden Donnerstag kam Francisque nach Montretout, den Samstag darauf nach Rossignol, außer in der letzten Woche des Monats, in welcher der junge Priester erst am Sonntag Abend zurückkehrte. Nach einem tüchtigen einstündigen Marsch kam er von Rossignol nach Montretout mit seinem Brevier unter dem Arm oder einem Heft in der Tasche seiner Soutane. Er benützte auch diesen Weg zur Lektüre oder zur Vorbereitung auf eine Predigt, auch überlegte er sich gelegentlich einen Plan für seine Tätigkeit an den Stellen, an denen er in den kommenden Tagen benötigt wurde.

Gleich nach seiner Ankunft begann die Arbeit. Drei besondere Aufgaben in seiner Pfarrei beanspruchten ihn: die Vorbereitungen auf die Predigt des letzten Sonntags im Monat, die Beichte derjenigen, die sie wünschten und die Hausbesuche. Letztere beanspruchten einen

Großteil seiner Zeit. Anhand einer Liste besuchte er jedes Haus. Krankheiten, Unglücksfälle, größere Familienfeste wie Geburten und Hochzeiten, gaben Anlass zu besonderen Besuchen. Die Familien, in welchen die Religion am meisten vernachlässigt wurde, zogen den Besucher am meisten an. Bei diesen Besuchen merkte Francisque bald, dass das Ideal gegenüber der Wirklichkeit bei der Bevölkerung sehr weit voneinander verschieden waren, um nicht zu sagen, genau dem entgegengesetzt war, was er sich vom christlichen Leben bisher vorgestellt hatte. Er sah, dass alle Bestrebungen und Bemühungen sich auf irdische Belange bezogen und dass die Leute keine Ahnung von religiösen Verpflichtungen hatten. Es schien vergebliche Mühe zu sein, etwa von Gott sprechen zu wollen, sich nach ihrem täglichen Leben zu erkundigen oder wissen zu wollen, was sie von der Allgegenwart Gottes dachten, auch konnte er die theologischen Lehren, wie sie im Seminar gepredigt wurden, in keiner Weise anbringen. Er musste sich damit begnügen, dass sein geistliches Amt respektiert wurde und dass er sich allgemein menschlich nützlich machen konnte. Abgesehen von einigen Fällen schweren Unglücks, bei denen die Religion eher Eingang fand, musste sich Francisque damit begnügen, für die Nöte und Sorgen der besuchten Familien Interesse zu zeigen. Man war dankbar für einen guten Rat, man fühlte sich geehrt, wenn der junge Priester sich nach jedem Familienmitglied erkundigte und liebte es, wenn er sich alle Kinder zeigen ließ, wobei er die Sauberkeit und den Fleiß der einen lobte und Faulheit und Nachlässigkeit der anderen bemängelte. Seine Hilfsbereitschaft bei Unglücklichen, ein liebes Wort bei Leidenden, ein guter Rat bei einem Kranken wurden sehr wohl aufgenommen. Das eben Beschriebene genügt, um die allgemeine Art dieser Besuche zu kennzeichnen.

Einige besondere Begebenheiten, die nun erzählt werden sollen, zeigen den intimen Charakter seiner Beziehungen zu seinen Beichtkindern. Wenn irgendwo Kranke waren, so sorgte er für sie, als seien sie von seiner eigenen Familie und wachte darüber, dass sie genau nach der Vorschrift des Arztes gepflegt wurden, er bestellte ihn sogar gelegentlich selbst.

Als er eines Tages zu einer Bauernfamilie kam, sah er am Kamin bei spärlichem Feuer eine stöhnende Großmutter. Zu seiner Bestürzung hörte er, dass die Unglückliche vor sechs Wochen das Bein gebrochen

habe und dass dies noch nicht einmal eingerichtet worden sei. Nur gegen hartnäckigen Widerstand war es dem Priester möglich, einige willige Kinder zum Chirurgen zu schicken mit der Bitte, einen Besuch zu machen. In manchen Häusern, besonders in der Wirtschaft des Dorfes, wurde er mit Beschimpfung und Spott gegen den Glauben und die Priester empfangen. Diese Angriffe waren für Francisque Anlass dazu, seine Besuche öfters zu wiederholen, bis er sich Respekt verschafft hatte. In seiner Sorge für die Seelen geriet er gelegentlich in Lagen, bei denen das Hervorheben logischer Prinzipien ein Fehler gewesen wäre.

Als er einmal zu einer Familie kam, hörte er, wie die Eltern ihre Tochter heftig beschimpften. Diese stand zitternd neben einem Neugeborenen, ihrem Kind. Seit dessen Geburt war die junge Mutter den dauernden Vorwürfen seitens der Eltern ausgesetzt, vielleicht war sie vor dem Erscheinen des Priesters gerade geschlagen worden. Was sollte Francisque in dieser Situation tun? Den Eltern wehren, oder sich mit ihnen gegen die Tochter stellen, die gefehlt hatte? Einen Augenblick dachte er nach, dann fanden Herz und Verstand die richtige Lösung. Er nahm Vater und Mutter bei der Hand und sagte: "Liebe Leute, nun reicht es mit den Vorwürfen. Wir können gegen die vorhandenen Tatsachen nichts machen. Versuchen wir doch lieber, das Beste daraus zu machen, so dass vielleicht eines Tages das arme kleine Wesen die Stütze Eures Hauses werden kann. Viele Dinge auf der Welt heilen mit der Zeit. Nehmt das Kind und erziehet es, wie es recht ist, und quälet die junge Mutter nicht weiter. Zu dieser gewendet sagte er: "Möge Gott Dir verzeihen!" Er gab ihnen eine Unterstützung und kam sechs Wochen lang regelmäßig zu ihnen, damit die Lage der Familie sich nicht wieder verschlechtere durch neue Vorwürfe und Fehler.

In einem anderen Falle war Francisque äußerst betroffen. Ein alter Mann lebte schon seit fünfzehn oder achtzehn Jahren zusammen mit einer Frau, die ihn bei sich aufgenommen hatte. Sie waren weder staatlich noch kirchlich getraut. Diese Frau war lebensgefährlich erkrankt, und man erbat von Francisque die letzte Ölung. Aber trotzdem das Zusammenleben allgemein bekannt war, forderte die Kirche die Trennung der Beiden unter öffentlicher Bekanntmachung.

Der Priester unterstützte diese Forderung. Der Mann kam zu Francisque und erklärte dies für unmöglich und bat Francisque trotzdem um die letzte Ölung. Man ging auseinander, ohne dass einer nachgegeben hätte. Indessen gab es Francisque zu denken, denn es blutete ihm das Herz, wenn er die Frau unbußfertig sterben sehen sollte, andererseits war er in einer Zwangslage infolge der Unbeugsamkeit der Kirche. Was sollte er tun? Rein gar nichts; es sei denn, er betete, Gott möge Erbarmen haben mit dieser Seele, die er durch das Blut Jesu erlöst habe. Während dieser Zeit innerer Qual kam der Domherr Curtius von einer Reise zurück, und Francisque legte ihm den Fall dar.

"Ich verstehe Dich gut", sagte dieser, "und ich achte Deine Zweifel, aber sei ruhig, ich werde mich der Sache annehmen." Unverzüglich ging der Abbé Curtius zur Sterbenden, bereitete sie auf den Tod vor, und ehe er ihr das heilige Abendmahl reichte, sagte er angesichts aller Personen, die das Sterbebett umstanden, zu ihr: "Ich weiß, meine Schwester, dass Du alles bereust, was Du gegen den Willen Gottes getan hast." Nach diesem mehr allgemein gehaltenen Spruch, auf den auch keine Antwort erwartet wurde, gab ihr der Pfarrer das Abendmahl und die letzte Ölung. Francisque konnte diese etwas zweifelhafte Aktion seines Vorgesetzten nicht begreifen, denn er war davon überzeugt, dass die Schuldige ihr skandalöses Leben nicht bereute. Trotzdem erlaubte er sich es nicht, das Vorgehen seines Vorgesetzten, des Abbé Curtius, zu verurteilen.

Es muss noch einmal gesagt werden, dass Francisque während seines dreijährigen Aufenthaltes in Montretout nur wenige Menschen fand, die die Religion ernst nahmen und durch sie entscheidend beeinflusst wurden. In der ganzen Pfarrei fand er nur eine Seele, deren Schmerz und Leiden durch christliche Tröstungen gemildert werden konnte. Dieser Abgrund, der sich zwischen seiner eigenen Überzeugung und der seiner Umgebung auftat, ohne dass er ihr zu überbrücken war, brachte ihn dazu, sich vorzunehmen, später in einen religiösen Orden einzutreten. "Die Menschheit ist zu sehr verdorben", dachte er, "und zu weit vom christlichen Ideal entfernt, dass ich in meiner Brust trage, als dass ich sie, wenn auch nur einigermaßen, zu christlicher Denk- und Lebensweise bringen könnte, vor allem, wenn es sich darum handelt, die Sakramente zu erteilen. Trotzdem ist es so, dass ein Teil

des Volkes nur aus Gewohnheit oder wegen der Meinung der anderen zur Beichte und zum Abendmahl kommt. Ach, wie schrecklich ist doch der Beruf des Priesters! Wenn es sich nur darum handelte, das Beispiel eines anständigen Lebens zu geben, oder nach und nach zu versuchen, Geist und Leben der Menschen auf eine gewisse Höhe hinaufzuführen, so würde mich mein Beruf nicht beschweren. Aber ich stehe vor der schrecklichen Entscheidung, durch Versagen der Sakramente immer mehr Gläubige von der Kirche zu entfernen oder Leib und Blut Christi zu verraten durch Nachgiebigkeit, die mein Gewissen belastet. Es wäre besser, ich zöge mich zurück und ginge in die Einsamkeit eines Klosters, um für die Welt zu beten, oder ich widmete mich in einem tätigen Orden der Erziehung und Unterrichtung der Jugend." Was ihn davon aber noch zurückhielt, das waren die Anstalten von Montretout und Rossignol. Dort würde er wohl mehr Erfolg haben, hier waren ihm junge Herzen zur Erziehung anvertraut. Er ließ sich deshalb nicht zurückschrecken und widmete sich mit vermehrtem Eifer diesen Instituten.

Wenn er allwöchentlich in Montretout ankam, beschäftigte er sich zunächst mit den Söhnen aus den gebildeten Familien. Er nahm als einfacher Zuhörer an ihren wissenschaftlichen Zusammenkünften teil. Dabei gab er ihnen ein Beispiel für Pünktlichkeit und Fleiß. Bei Tisch dann wollte er ihnen ein Beispiel für Mäßigkeit und Anstand sein. Dann ging er auf jeden Einzelnen ein. Er bemühte sich, ihrem guten Geschmack Rechnung zu tragen, musizierte mit einem, der ein Harmonium besaß, machte wissenschaftliche Experimente mit einem anderen, der ein Laboratorium hatte, besprach mit einem anderen die neuen Bücher, die dieser bekommen hatte; mit einem Wort, er förderte bei jedem die nützliche Beschäftigung, um ihnen ersprießliche Gewohnheiten beizubringen und wollte sie schließlich zu Gott zu führen. Aber auch hier war nur ein Einziger als Ausnahme wirklich ernst und christlich gesinnt.

Den landwirtschaftlichen Schülern widmete Francisque auch einen Teil seiner Zeit. In ihrer Freizeit lehrte er sie die Noten kennen und gab ihnen Singstunden. Er beschäftigte sich freundschaftlich mit ihnen in allen Dingen, die ihnen von Nutzen waren. Vier davon bereitete er für das Lehrerexamen vor. Zwei oder dreimal besprach er sich mit

ihren Lehrern und erfuhr dabei, wie er ihren Schwächen aufhelfen konnte. Endlich nahm er alle drei Monate den Mitgliedern dieser Schule die Beichte ab. Aber der Erfolg für das Christentum war trotzdem sehr gering.

Von der Landwirtschaftsschule begab er sich zum Maler-Atelier. Hier wollte er, wie überall, den Malern für den Beruf, den sie gewählt hatten, Mut zu machen. Dann wollte er sie noch weiterbringen. Aber hier, wie in den anderen Fällen, fühlte er sich unverstanden, wenn er vom religiösen Leben reden wollte. Der Direktor war ein genussüchtiger gottloser Mensch, von dem Francisque immer mehr angegriffen wurde und der nichts von ihm wissen wollte. Seine ganze Philosophie bestand darin, Endzweck und moralische Ordnung des Universums zu leugnen und zu behaupten, dass jeder mit seinen eigenen Kräften und mit allen Mitteln danach streben muss, so angenehm wie möglich zu leben. Der Kupferstecher, ein sehr ordentlicher Mann, wollte nichts wissen von einer höheren Welt, kannte nur seine Kunst und vermied jede religiöse Diskussion. Die meisten anderen waren sittenlose Burschen und verdrückten sich, wenn der Priester kam.

Trotzdem glaubte Francisque, zwei Männer gefunden zu haben, die ihn verstanden und mit denen er in Kontakt kommen konnte. Der eine trug priesterliche Kleider, und der andere kam aus dem großen Seminar von B. und hatte sich der Malerei verschrieben. Ersterer war lang und hager, hatte bleiche, müde Züge, rote Augen und einen immer gesenkten Blick, zudem war er von schwacher Konstitution. Kam das vom übermäßigen Fleiß bei der Arbeit oder von einem Laster? Er schlief auf dem Fußboden mit spärlicher Bedeckung, lebte nur von Brot und Wasser, hatte ein Büberkleid an und peitschte seinen Körper. Wenn er dem Kanzler Curtius am Altar assistierte, legte er eine außerordentliche Frömmigkeit an den Tag. In seiner Ahnungslosigkeit wollte Francisque sich ihm anschließen, aber er ließ sich nur zwei oder drei Monate lang täuschen. Endlich merkte er, dass der geistliche Zustand dieses Mannes nicht in Ordnung war, und dass ihn Hoffart und Verachtung gegenüber seiner Umgebung beherrschten. Ja, es geschah sogar, dass ihn Francisque eines Tages überraschte, als er von Paris kam, wo er nächtelang in Orgien

geschwelgt hatte. Der Unglückliche missbrauchte das Zutrauen seiner Umgebung und wollte sich selber betäuben. In einer Mischung von Scheinheiligkeit und Schwäche verbarg er seine Ausschweifungen unter der Maske des Asketen und wollte sie büßen durch die Härte, die er an den Tag legte. Trotz seiner Fehler wollte ihn Monsignore Le Hardi wegen seiner Geschicklichkeit behalten, aber als er sich getäuscht sah, zog er sich unter irgend einem Vorwand zurück von ihm. Mit dem früheren Seminaristen war das ganz anders. Francisque hatte das Glück, in ihm einen tugendhaften Kameraden zu besitzen, eine unwiderstehliche Neigung zur Kunst, sagte ich schon, hatte ihn aus dem Seminar austreten lassen, ohne dass ihm die dort geübten Gewohnheiten verloren gegangen wären, auch hatte er sich seine Frömmigkeit erhalten. Inmitten seiner weltlichen Kameraden war ein Muster von Redlichkeit, dabei ein echter Künstler. Für Francisque war es ein Trost, wenn er einige Stunden mit ihm zusammen sein konnte. Aber der Künstler hatte eine zu verheißungsvolle Zukunft und eine so reine Seele, dass er diese schlüpfrige Gesellschaft nicht länger erdulden konnte. Monsieur Le Hardi hielt auch keineswegs die großartigen Versprechungen, die er ihm gemacht hatte, um ihn zu gewinnen. Daher nahm unser junger Künstler auf anständige Weise Abschied und bedauerte nur, sich von Francisque und Abbé Curtius trennen zu müssen.

Indes fand Francisques Arbeit einen anderen Ausgleich, und zwar bei den armen Waisenkindern der Schwestern von N. Ihnen speziell widmete Francisque seine größte Sorgfalt. Denken wir daran, dass er seit seiner Ankunft ein adoptiv-väterliches Gefühl für diese Verlassenen hatte. Er wollte ferner bei ihnen die Pflichten des religiösen Lebens erwecken. Der Hauptzweck seiner liebevollen Anstrengungen war, ihr späteres Schicksal im weltlichen Leben zu festigen. Seine dauernden Bemühungen richteten sich darauf, ihre Entwicklung auf geistigem und körperlichem Gebiet zu beobachten. Zweimal wöchentlich gab er ihnen Religionsunterricht und wollte dabei in knappen und klaren Worten die Grundregeln des christlichen Glaubens und seine Verheißung in ihre jungen Seelen pflanzen. Jeden Monat rief er jedes dieser Kinder einzeln zu sich und ließ sie sich in vollem Vertrauen aussprechen. Es war, als öffneten warme Sonnenstrahlen des Morgens die zarten Blüten. Wenn er einmal ihr

Vertrauen besaß, dann studierte er sie genau, wobei er alle Eigenschaften, Fehler und Vorzüge, gute und schlechte Eigenschaften erkannte. Dabei erzog er sie und brachte jeden auf den rechten Weg, indem er etwas von seinem Eigensten den Kindern vermittelte.

Das war nicht alles. Er überwachte auch die Anwendung seiner Lehren Schritt für Schritt durch seine Anwesenheit. Während der beiden Tage, die er in Montretout war, verließ er so wenig als möglich seine Waisenkinder. Gleich nach seiner Ankunft erkundigte er sich jede Woche bei den Schwestern von Fortschritt oder Misserfolg und begab sich dann zu den Klassen, um zu loben oder zu tadeln. Manches Mal nahm er sogar an ihren Mahlzeiten teil oder spielte mit ihnen in ihren Pausen. Mit einem Wort, er war zu einem jeden wie ein Vater zu seinen Kindern. In der ersten Zeit fand seine priesterliche Seele reine Freude an dieser Arbeit und an der Anhänglichkeit der Waisenkinder von Montretout. Als ihm aber später die bittere Erkenntnis wurde, dass seine Adoptivkinder mit ihrem Übertritt nach Rossignol Schiffbruch leiden mussten, und dass seine liebevollen Bemühungen das nicht verhindern konnten, da mischte sich ein tief schmerzliches Gefühl in seinen Eifer, ohne dass er aber darin nachließ. Im Gegenteil, seine Bemühungen wurden nur noch zärtlicher und vorsichtiger, wobei er Vorbeugungsmittel zu erfinden trachtete für den späteren Kampf, wie es die Henne mit den Küken macht, die sie vom Raubvogel bedroht sieht. Dieselbe Sorge legte er bei den jungen Mädchen an den Tag, wenn auch in mehr zurückhaltender Weise.

Auch die Schwestern betreute er. Er unterstützte sie in ihrem Dienst, indem er diesen als das Ideal von Begeisterung und Hingabe darstellte. In ihren Schwächen tröstete er sie mit guten Worten und verlieh ihnen geistige Kräfte, indem er ihnen das Abendmahl reichte und bei der Beichte öfters mit ihnen geistige Gespräche führte. Im Besonderen waren da zwei Seelen, die bei der Beichte peinliche Geständnisse zu machen hatten. Die eine war zu Sinnlichkeit geneigt und hatte einen Kampf mit ihren schwachen körperlichen Organen zu bestehen. Der junge Priester musste bei ihr den Sinn für das Geistige erwecken und stärken und ihre Gedanken auf eine strenge Selbstzucht richten. Die andere war eine zarte Seele, ein hingebendes Herz, aber sie stellte übertriebene Ansprüche an das Leben. Sie fand keine

Befriedigung und Ruhe bei ihrer zurückgezogenen Tätigkeit. Vor ihren Blicken stand, wie einst bei Christus in der Wüste, der Versucher und zeigte ihr die weite Welt erfüllt mit königlichem Glanz und voller Freuden. Francisque erkannte bald, dass diese Seele schwer zu befriedigen war. Gegenüber den weltlichen Versuchungen schilderte er ihr das herrliche und grenzenlose Reich Gottes. Er pflanzte in diese hungrige Seele den unendlichen Schatz der Liebe Jesu, des Bräutigams der Seelen, und sprach ihr von Gott Vater, der seine Kinder mit der lieblichen Speise des geistigen Lebens ernährt. Man sieht, was das für eine schwierige Arbeit war, manchmal sehr delkikat und weit komplizierter als die Arbeit eines geistigen Führers. Der Priester braucht eine ungeheure Kraft, eine fleckenlose Reinheit, hohe Weisheit und vor allem eine unendliche Liebe. Zudem bedarf er der Fülle reichen Erlebens, mit welcher er eine ganze Schafherde ernähren könnte, von den neugeborenen Lämmchen, die nur Milch brauchen, bis zu den größeren Schafen, die eine reichlichere und gehaltvollere Kost brauchen.

Dies versuchte Francisque in Montretout. Betrachten wir nun seine Bemühungen während der drei gleichen Jahre in Rossignol.

Francisques Tätigkeit in Rossignol

Durch ihre ländliche Lage erforderte diese Anstalt eine einfachere Arbeit, und diese schien für Francisque von besserem Erfolg begleitet zu sein. Seit seinem Eintritt dachte Francisque lange darüber nach, wie er die Anstalt umgestalten könne. Er nahm sich vor, aus diesen jungen Leuten Christen und zugleich bescheidene, aber geschickte landwirtschaftliche Arbeiter zu machen. Rossignol sollte dafür eine Vorschule sein. Francisque legte die Richtlinien fest, die diesem Ziel dienen sollten. In großen Zügen und in kleinsten Einzelheiten war darin festgelegt, wie man in Rossignol zu einem geistigen und sachlichen Erfolg bei den Zöglingen kommen sollte. Auf seine Bitte hin erlaubte ihm sein Vorgesetzter, die Punkte zusammenzustellen, die dem vorbeschriebenen Ziel dienen sollten. Diese Richtlinien waren theokratischer Natur. Gott war als oberste Instanz im Regiment und zugleich als Vater des Hauses und seiner Bewohner. Er war es, der das Schicksal dieser elternlosen Kinder vorbestimmt hatte und der jeden Gedanken und jede Handlung eingab. Ihn sollte das Waisenkind ständig vor Augen haben. Er ist es, an den es sich wendet, wenn es betet. Auch Arbeit und Erholung waren durch das Reglement festgelegt, immer im Hinblick auf die zwiefache Bestimmung. Diese Regeln, die Francisque aufstellte, waren umso notwendiger, als bis dahin die Arbeit der Waisenkinder mehr oder weniger vom Zufall der gerade herrschenden Umstände abhängig gewesen war. Nach diesen neuen Bestimmungen verlief alles, bei Tag und Nacht bei der Arbeit und der Erholung vollkommen geregelt. Wenn sie pünktlich ausgeführt wurden, so mussten sich die Zöglinge an regelmäßige Arbeitsweise, an Bescheidenheit und Folgsamkeit gewöhnen. So sollten an den Arbeitsstellen wirkliche Gotteskinder stehen. Kurz gesagt, dieses Reglement sollte die Form sein, nach welcher die jungen Menschenkinder für den Himmel erzogen werden sollten, aber auch für ihr irdischer Dasein, in welchem sie einmal ihr tägliches Brot verdienen mussten. Francisque hoffte für diese Arbeit auf Erfolg mit

Gottes und seiner Mitbrüder Hilfe. Er selbst übernahm die Oberaufsicht. Jeden Abend besprach er sich mit den einzelnen Brüdern und ließ sich Rechenschaft geben über alles, was sich zugetragen hatte. Jeden Sonntag hielt er mit ihnen eine Konferenz ab, bei der die allgemeinen Fortschritte durchgesprochen, sowie die hauptsächlichsten Einzelheiten der verflossenen Woche erwähnt wurden. Dann beriet man sich für die kommenden Tage. Nach der Konferenz wurden die Knaben zusammengerufen und Bestrafung ausgesprochen oder Lob erteilt. Das wurde meist mit Geld erledigt, wobei die Summe, die jeder Zögling beim Austritt erhielt, vergrößert oder vermindert wurde.

Das war aber nicht alles. Francisque ging individuell vor. Er wusste, dass er für Rossignol ein Vorbild darstellen musste. Er stand schon morgens um vier Uhr auf, begab sich zu den Zöglingen und verließ sie erst, wenn sie im Bett waren. Waren sie in den Scheunen, so gesellte er sich zu ihnen, waren sie auf den Feldern, so besuchte er sie zweimal in jeder Woche. In Begleitung des Bruders Verwalter ging er zum Arbeitsplatz, berief den Bruder Aufseher zu sich, und dieser musste ihm Rechenschaft geben über die zu leistende Arbeit und über das Betragen eines jeden seiner Gruppe. So war Francisque überall. Er zeigte sich lebhaft oder ruhig, ernsthaft oder fröhlich, anfeuernd oder zurückhaltend. Dabei riss er buchstäblich die ganze Gesellschaft mit sich fort. Das schien tatsächlich nicht mehr jener Francisque zu sein, der beim Noviziat so beunruhigt und im großen Seminar so ängstlich war. Die Freiheit verlieh ihm Initiative und Kraft. Das Prinzip, das er den Zöglingen einhämmern wollte, wie man etwa Steine für ein Gebäude bearbeitet, dies Prinzip lautete folgendermaßen:

"Liebe Waisenkinder, was Ihr tut, das tut recht, so als ob es gar nichts anderes gäbe. Tut Eure Arbeit unter den Augen Gottes, dann wird sie Euch Segen bringen und ein glückliches Leben auf der Erde."

Mit der Zeit wurde dieser Lehrer geliebt und auch gefürchtet. Autorität und Sympathie waren die Früchte einer Verehrung, die er genoss. Sie waren ihm bei einer bestimmten Gelegenheit zuteil geworden, bei welcher seine einfallsreiche Originalität zutage trat, mit welcher er seine Schützlinge liebte. Er trieb seine Vorliebe für die Kinder so weit, dass er nicht nur mit ihnen arbeitete und zufrieden war

mit den Linsen und Kartoffeln, die sie bekamen, nein, er wollte sogar auch an ihren Strafen teilnehmen, wenn sie den Missetätern auferlegt wurden. In den ersten Tagen nach seiner Ankunft hatte der Bruder Verwalter bei einer allgemeinen Meuterei alle Zöglinge zu einer Stunde Arrest verurteilt. In zwei Reihen standen sie an der Klosterwand, wie zum Abmarsch in die Schlafräume. Da sagte der Bruder Verwalter zu ihnen:

"So, nun bleibt Ihr stehen bis um zehn Uhr!"

Da entstand ein Gemurmel, das sich zu einer Meuterei auszuwirken drohte. Beim ersten Anzeichen von Unzufriedenheit nahte sich Francisque ruhigen Schrittes und stellte sich wortlos an die Spitze. So blieb er stehen. Nach einigen Minuten begriffen die Missetäter, die zunächst durch die Anwesenheit des Francisque etwas verduzt waren, dass er an ihrer Bestrafung teilnahm. Da entstand eine große Stille und die Strafe endete in voller Resignation. Nachher sagte Francisque:

"Wenn Ihr mich zum Arrest zwingen wollt, so dürft Ihr Euch nur wieder so schlecht aufführen, wie es heute geschah!"

Diese Art kluger Selbstverleugnung verschaffte ihm einen Großteil seines Einflusses.

Trotz der äußeren Ordnung aber, die im Hause herrschte und die durch das Beispiel der Lehrer aufrecht gehalten wurde und trotz der harten Strenge, die soweit ging, dass mit der Peitsche gestraft und Arrest bis zu vierzehn Tagen verhängt wurde, trotz alledem breitete sich ein schweres Übel aus: eine unerhörte Verdorbenheit der Sitten. Francisque wollte dem mit allen Mitteln entgegentreten und war entschlossen, es mit Hilfe Gottes und seiner Mitarbeiter Unterstützung auszurotten.

Jedoch im ersten Jahr nach seinem Eintritt konnte er den Feind nicht restlos schlagen, er hatte nicht die Mittel dazu, weil es an der Überwachung durch die Brüder mangelte. Er musste lange auf eine passende Gelegenheit warten. Eines Tages endlich kam der Bruder der zweiten Gruppe ganz bestürzt zu Francisque, "Monsieur Abbé", sagte er, "ich kam unverhofft zu einem Getreideschober, wo ich fünf meiner Kinder allein gelassen hatte und fand sie vor, wie sie unzüchtige Handlungen trieben."

"Nun, warum hast Du sie allein gelassen", versetzte Francisque ungnädig, "solche Unvorsichtigkeit sollte nicht vorkommen, mein Bruder."

Nachdem sich seine Erregung gelegt hatte, sagte er:

"Wissen die Schuldigen, dass Du zu mir gekommen bist?"

"Ja, Monsieur Abbé."

"Das genügt, jetzt aber geh und bitte Gott innigst um Verzeihung, und möge er Dir Klugheit bescheren. Über jenen Vorgang wird zu niemand etwas gesagt."

Einerseits war er betrübt über jenen Vorfall, aber er empfand auch, wie gut es war, dass er entdeckt wurde. Er dankte Gott und bat ihn um Gnade für die fünf unglücklichen Kinder. Dann machte er sich unverzüglich einen Plan. Er sagte sich, dass durch diese fünf Buben die Schwere des Übels ans Tageslicht hatte kommen müssen, damit man sah, wie schwer es sich schon ausgebreitet hatte. Wusste man das, so konnte man besser eingreifen. Kaum hatte Francisque sein Vorhaben geplant, als es an der Tür klopfte.

"Herein", sagte er.

Da stand vor ihm ein sechzehnjähriger Zögling, hohläugig und verdattert.

"Bitte um Verzeihung, Monsieur Abbé", rief er mit zitternder Stimme, "ich bin es, ich ganz allein, ich habe die anderen verführt."

Francisque schwieg.

"Ich allein bin es, der etwas Schreckliches angestellt hat."

Francisque hatte sich seit seiner Ankunft schon große Autorität verschafft und ein unbegrenztes Vertrauen bei den meisten Zöglingen. Alle wussten, dass seine Nachsicht gegenüber der Offenheit seine unbeugsame Strenge bei Lügen, Angeberei und Ausreden milderte. Das erklärt teilweise das volle Geständnis des Schuldigen. Francisque entging nichts.

"Dieser Unglückliche ist nicht ohne Mut und Offenherzigkeit", dachte er, "und es ist doch noch etwas Gutes in diesem verdorbenen Kind."

Er sah ihn streng an und sagte nach einem Augenblick vollkommener Stille: "Ich weiß bereits, dass Du dies gemeine Verbrechen begangen hast! Ja, ein Verbrechen ist, denn Du hast vier Kameraden zum gleichen verderbten Tun verleitet." Durch den Ton, den Francisque anschlug, wurde dem Schuldigen die Schwere seines Tuns bewusst und er blieb sprachlos. Nach einer Pause fuhr der Abbé fort:

"Ist es möglich, dass Du so junge Brüder verführst, vier Seelen, die Gott und mir gehören? Du musst wissen, dass das meine eigenen Kinder sind, die Du mit Schmutz und Schande bedeckt hast."

Der Angeklagte blieb stumm.

"Was wirst Du Gott antworten? Was wirst Du mir sagen? Was soll Deine Strafe sein? Sag! Unglücklicher, kannst Du diese Schuld tragen?"

Der Schuldbewusste blieb in seiner Vernichtung stumm.

Francisque ließ ihn noch einige Minuten in diesem Zustand, wobei der Unglückliche von Kopf bis Fuß zitterte unter der Last der Furcht und der Schande, doch Francisque wollte diese Seele retten und sagte:

"Geh, Dein Fehler ist zu groß, als dass ich Dich schon heute bestrafen könnte, ich muss erst vor Gott darüber nachdenken, welche Strafe und Wiedergutmachung Deine Tat erfordert. Du selbst, das verlange ich, sollst Dir eine gerechte Bestrafung ausdenken. Morgen sollst Du es mir sagen. Und jetzt wird kein Wort darüber verloren, was sich zugetragen hat. Jetzt geh. Dein Anblick ist mir widerwärtig."

In diese letzten Worte waren Ernst und Trauer gemischt. Der Zögling musste dies auf sich nehmen und konnte dann gehen. Während der folgenden vierundzwanzig Stunden drückte ihn eine tödliche Angst. Francisque hatte damit gerechnet. Am nächsten Tag stand der Schuldbewusste erneut vor Francisque.

"Welche Strafe schreibt Dir Dein Gewissen vor? Was wirst Du tun? Ich höre!"

"Oh, Monsieur Abbé", sagte das zitternde Kind, "strafen Sie mich, wie Sie denken, ich werde alles annehmen!"

"Sind vierzehn Tage bei Wasser und Brot zuviel?"

"Nein, Monsieur Abbé."

"Bist Du bereit, wegen dieser schlimmen Taten um Verzeihung zu bitten?"

"Ja, mein Herr."

"Schließlich, bist Du entschlossen, als gutes Beispiel für die anderen zu dienen und von Dir aus diese schlimmen Dinge zu verhindern?"

Da zögerte der Zögling. "Ich will mit allen Mitteln versuchen, ein gutes Beispiel zu geben, aber das Übel verhindern, Monsieur Abbé, nein, das ist unmöglich, denn alle tun es vor mir, einmal die einen und ein anderes Mal die anderen. Allein kann ich ihnen nicht widerstehen, und alle werden mich anfeinden."

"Nun, wenn Du es nicht allein tun kannst", antwortete Francisque, "so kannst Du wenigstens mich, ihren Vater, unterstützen, Deine armen Kameraden vom Unheil abzuhalten. Willst Du das unermüdlich tun?"

"Oh, mein Herr! Ich will mich anstrengen, Ihnen zu helfen."

"Also, um mir bei dieser Arbeit zu helfen, bist Du einverstanden, mir diejenigen zu nennen, die sich am meisten vergehen und mir zu sagen, wann und wo sie das tun? Denn man muss um jeden Preis diese Gräuel aus der Welt schaffen."

"Oh, Monsieur Abbé, ich kann meine Kameraden nicht verraten, denn alle würden mich als Spion ansehen!"

"Hab' volles Vertrauen zu mir", sagte Francisque, "keiner von denen, die Du mir sagst, wird bestraft, und ich werde allein davon wissen. Im übrigen will ich auch noch Deine vier Kameraden ausfragen, und Du wirst daher nicht der einzige sein, der mich ins Bild gesetzt hat. Sie müssen alles gestehen, denn Du weißt, bei mir gibt es nur Offenheit, wenn ihre Strafe gemildert werden soll, und es wird dann nicht darüber gesprochen werden."

Im Vertrauen auf seinen Lehrer erklärte sich der Zögling einverstanden, soweit es Francisque für notwendig erachtete. Der Abbé war dann zufrieden und sagte:

"Mein armer Freund, für Deine Aufrichtigkeit und Deinen guten Willen will ich mich erkenntlich zeigen. Als Dein Lehrer will ich auf jede Bestrafung verzichten, und niemand wird von Deinem Fehler etwas erfahren. Du hast nunmehr mit niemand etwas zu tun, als mit Deinem Beichtvater, dieser wird Dir helfen, die Sache mit dem Himmel in Ordnung zu bringen. Vergiss Dein Versprechen nicht, geh und tue nichts Schlechtes mehr."

Die vier Missetäter erschienen dann auch nacheinander. Von ihrem Kameraden aufmerksam gemacht, legten sie eine große Offenheit an den Tag. Francisque unterdrückte die Sache, aber er hatte dadurch alles erfahren, was er wissen wollte, nämlich die klare Erkenntnis dieses schrecklichen Krebsgeschwüres, von dem die Allgemeinheit befallen war.

Es war tatsächlich allgemein verbreitet, und jeder Einzelne, ohne Ausnahme war beteiligt. Francisque war entschlossen, sofort alle Hilfsmittel anzuwenden, die versucht werden konnten. Aber seinem Wort getreu behielt er sein Geheimnis für sich, auch die Maßnahmen,

die er anwenden wollte. Er führte sie allein aus, ohne die Mönche zu verständigen, und hatte dabei als Helfer nur den reuigen Sünder, dessen er sich bediente, ohne auch ihm seinen Plan zu enthüllen. Dieser Plan war sehr einfach. Er bestand darin, eine Teilung der Zöglinge herbeizuführen. Er stellte daher seinem jungen Mitarbeiter, der Charakter zeigte, zwei jungen Leuten, die die Rädelsführer der bedauerlichen Korruption waren, geschickt gegenüber. Durch ihn versuchte er die leichter beeinflussbaren, aber unfolgsamen Charaktere unter den Einfluss der Lehrer zu bringen. Dabei wollte er diejenigen, denen noch ein Rest anständiger Haltung geblieben war, dem Einfluss der Schlechten entziehen.

Während des zweiten Jahres in Rossignol beharrte Francisque auf seinem Plan. Aber trotz aller Bemühungen trug seine Arbeit keine rechten Früchte. Abgesehen von einer Verringerung der Vergehen bei mehreren Zöglinge ließ sich das Übel nicht ausrotten, und nur wenige Waisen konnte man dem Einfluss derjenigen entziehen, die sie zu unzüchtigen Handlungen verleiteten. Francisque merkte, dass er zu einem großen Schlag ausholen müsste. Dazu aber musste er das Geheimnisvolle seiner Aktion aufgeben. Bei einer geschickten Gelegenheit ließ er die beiden Missetäter, von denen wir sprachen, hinauswerfen. Sie waren ungefähr neunzehn bis zwanzig Jahre alt. Diese beiden waren ihrem Alter entsprechend im Besitz der Schlüssel der Schmiede- und Schuhmacherwerkstätte, da sie dort die ältesten Zöglinge waren. Dorthin lockten sie heimlich ihre Komplizen, um sie zur Unzucht zu verleiten. Auch schürten sie dort den Herd der Unfolgsamkeit gegenüber den Vorgesetzten und hetzten sie dort gegen diejenigen auf, welche sich nicht ihrer Tyrannei unterwarfen. Als man sie einmal bei ihren dunklen Zusammenkünften überraschte, als gerade alle Mönche beim Gebet versammelt waren, außer einem, der aufgepasst hatte, da wurden sie ganz gehörig bestraft. Die beiden Rädelsführer wurden ausgewiesen und mit ihnen ein Angestellter entlassen, der überführt wurde, einen beträchtlichen Diebstahl begangen zu haben. Wie ein Blitzstrahl fuhr es da hinein, schlug dem Untier den Kopf ab und hieb es in Stücke. Von da an waren die Übeltäter nicht mehr so sicher. Mittlerweile brachte Francisque einige Zöglinge, die gegen das Übel, wo es sich zeigte, auftraten, zu einer Gruppe zusammen. Er lud sie jede Woche zu sich ein und bemühte

sich, sie zu unterstützen in diesem Kampf. Um sie endgültig von den anderen zu trennen und eine Schar aus ihnen zu bilden, stellte er sie unter die Fahne der Heiligen Maria und gab ihrer Gruppe den Namen: "Marien-Kongregation". Damit wollte er ihre Moral nach außen kennzeichnen und es ihnen unmöglich machen, wieder den unzüchtigen Kameraden in die Hände zu fallen. Andererseits hielt er die aufsichtführenden Lehrer in Atem und festigte so mit starker Hand die Disziplin des Hauses. Francisque strauchelte keinen Moment auf seinem Weg, er wich nicht von seiner Linie ab. Er war ein junger heißblütiger und hartnäckiger Kämpfer, der bis zur äußersten Grenze ging. Er konnte nur an dem Felsen des Unmöglichen stranden oder unter der Last unfruchtbarer Anstrengungen fallen.

Aber ach! Es war alles vergeblich, er konnte die Folgen der Amoralität weder beseitigen noch verringern. Auch die Kinder, die er besonders ausgewählt und mit aller Sorgfalt beeinflusst hatte, fielen immer wieder dem Übel anheim unter der Macht der herrschenden Gewohnheiten. Francisque wies sie durch Ermahnungen und bei der Beichte zurecht. Aber sie waren so schwach, dass sie immer wieder fielen. Sogar der Stärkste, dem der junge Priester alles verziehen hatte, und auf den er seine große Hoffnung gesetzt hatte, konnte nicht Herr über sich werden. Während er seinen Kameraden gegenüber sich tapfer benahm, war er der eigenen Schwachheit gegenüber wie ein schwankendes Schilfrohr.

Nach drei Jahren energischer Arbeit beruhte das Resultat lediglich darauf, das schamlose Verbrechen etwas einzuschränken, acht oder zehn unter den weniger Schuldigen davon abzuhalten, und sich abzuhärten und der Versuchung öfters zu widerstehen. Bei so schwachem Erfolge musste Francisque mit Schrecken feststellen, dass nicht ein einziges Kind wirklich geheilt worden war. Alle verfielen unweigerlich immer wieder in ihre alten Sünden, wie der Ausdruck in der heiligen Schrift lautet. Alles, was man an Ausdauer und Kraft bei dieser jungen Gesellschaft aufgewendet hatte, hatte nur denselben Erfolg wie die Anwendung elektrischen Stromes bei Kadavern. Sie werden einen Moment belebt und sinken dann wieder als leblose Beute der Verwesung zusammen. So sah Francisque seine Sache

unrettbar verloren, nachdem er doch alles versucht hatte. Er war offenbar zu spät nach Rossignol gekommen!

Angesichts solchen Misserfolges war er gesonnen, reinen Tisch zu machen, alle diese Kinder bis auf den Letzten zu entlassen und dann von vorne zu beginnen mit den Kindern, die jedes Jahr neu von Montretout hereinkamen. Aber abgesehen davon, dass auch diese Kinder nicht mehr alle unschuldig waren, war die Gründergesellschaft für die Idee des Francisque nicht zu haben. Sie war unbedingt dagegen, weil sie nicht wollte, dass die Öffentlichkeit von der Seuche erfuhr, die in dem Institut herrschte, und weil man vor allem besorgt war für das Unterkommen der Kinder, das sie im Waisenhaus fanden, trotz der schlechten Moral, die dort herrschte. Sei dem, wie es wolle, vor diesem unausrottbaren Zustand bat Francisque Gott, das Haus vor der tödlichen Gefahr, die dort herrschte, zu schützen oder es durch ein Wunder zu retten.

Vielleicht hat der Leser von oberflächlichen Berichten über Waisenhäuser und Anstalten der öffentlichen Wohltätigkeit (welche mit großen Opfern von Seiten mitleidiger Seelen unterhalten werden) Kenntnis bekommen und wird über diesen Bericht und das Urteil des Francisque zweifellos sehr erstaunt sein, ebenso wie über seine Enttäuschung. Dafür gibt es nur eine Antwort, verehrter Leser. Das vorgezeichnete Bild ist der Zustand von Rossignol, der ehrlich und ohne Übertreibung geschildert wurde. Es ist weiterhin festzustellen, dass diese Anstalt keineswegs eine Ausnahme darstellte vom traurigen Zustand der allermeisten solcher Einrichtungen. Der Arzt des Waisenhauses sagte zu Francisque, jede Anhäufung von Individuen bringt gewöhnlich solche Korruption hervor.

Neben dieser undankbaren und aufreibenden Arbeit musste Francisque auch das Noviziat der Geistlichen Brüder von Rossignol betreuen und Zeit haben für seine Studien und andere Arbeiten. Denn Francisque hatte außer der Tätigkeit in Montretout und Rossignol noch besondere Aufgaben in der Umgebung. So zum Beispiel in einigen Dörfern und einer Kleinstadt in der Nähe. Dorthin kam er öfters zu Predigten, zu den alljährlichen Fastenzeiten und zu den Erstkommunionen. Seine einnehmende Güte und sein rednerisches

Talent waren sehr beliebt, und der junge Priester war sehr freimütig und herzlich zu den Leuten.

Das Kapitel über die Tätigkeit des Francisque in Montretout und Rossignol soll nicht abgeschlossen werden ohne einige Züge seiner Predigt und Arbeit als Beichtvater zu kennzeichnen. Predigt und Beichte waren für ihn zwei Mittel, die Seelen zu heilen und zu erbauen.

1. Die Predigt

Seine Predigt war hinreißend. Das kam daher, dass er ganz frei sprach. Francisque beschrieb keine Person noch ahmte er eine nach. Die beiden verflorenen Jahre beim Noviziat in Bethanien und seine fleißigen Studien hatten seinem Geist reiche Nahrung geboten. Er konnte davon zehren. Aber obgleich er noch jung war, fühlte er doch in seiner Brust ein unwillkürliches Drama sich vollziehen. Um beredt zu sein, durfte er nur seine innere Stimme sprechen lassen. Diese war sympathisch, und der Inhalt war fromm.

Die ernsten Lehrer in Sion und der Respekt vor ihnen hatten Francisques Seele gezügelt und seine Schwungkraft in Grenzen gehalten. Aber die Freiheit in Montretout hatte ihm seine Natürlichkeit wieder verliehen, und so hatte er einen wunderbaren Einfluss. Seine befreiten Flügel breiteten sich aus, seine Gedanken erhoben sich bis in die höchsten Höhen ewiger Wahrheit. Sein Herz war erfüllt von Heroismus, von Märtyrern, Heiligen und von Christus, und so wurde er zum Apostel. Seine Zuhörer hingen an seinen Lippen und ließen sich von ihm zu höheren Sphären hinreißen. Solche Predigten hielt er nicht nur in der Umgebung, sondern auch in Rossignol. Er predigte dort zweimal in der Woche, dreimal während der Fasten- und Adventszeit, und während des Marienmonats täglich. Dabei wurden seine Zuhörer nicht müde. Er wusste seine Worte für die Zöglinge fassbar zu machen und sprach dabei interessant und eindringlich. Er hatte die Gabe, seine Predigt lebhaft zu gestalten, sodass man ihm gern zuhörte. Sie war fast nie ohne Wirkung. Nach jeder Predigt fand Francisque seine Zöglinge berührt oder erregt, zehn, zwanzig oder dreißig in der Kapelle geblieben, wobei sie vor ihm die Knie beugten,

um Verzeihung oder guten Rat zu erbitten. Einer der Novizen, sein früherer Mitschüler in Sion, sprach mit ihm einmal nach einer solchen Predigt und sagte:

"Lieber Abbé, Deine Predigten sind so schön! Jedesmal, wenn Du auf der Kanzel bist, fühlt man sich als ein anderer Mensch, und man spürt etwas von der Seligkeit eines Lebens, wie Du es uns predigst, und das möchte man nicht mehr missen. Aber am anderen Tag, wenn man nicht mehr unter dem Eindruck Deiner Worte und Deiner lebendigen Ausstrahlung (*souffle de votre vie*) steht, da fühlt man sich wieder niedergedrückt von der traurigen Last des Lebens. Ach, was ist doch für ein ungeheurer Unterschied zwischen dem idealen und göttlichen Leben am Sonntag und der schweren Halbexistenz, mit welcher wir uns den Rest der Woche herumquälen!"

Als der Bruder so sprach, vergoss er Tränen, die teils von seinem Elend, teils von der Verehrung, die er für Francisque empfand, hervorgerufen waren. Diese Predigten wirkten auf den allgemeinen Geist des Hauses in gutem Sinne auch auf die Lehrer und Zöglinge, bei denen sie einen tiefen Eindruck hinterließen. Aber sie wirkten leider nur für den Augenblick auf die Zuhörer. Ihre Wirkung verblasste alsbald unter der Wirkung eines mächtigeren Geistes, dem der Korruption.

Ein anderes Mittel, mit welchem Francisque Montretout und Rossignol bessern und heilen wollte, war die Beichte.

2. Die Beichte

Da, wo Francisque in Montretout und Rossignol unter den Waisen ohne Hemmung die Beichte anhören konnte, weil er der Lehrer war, da half sie momentan, aber sie war doch nicht imstande, die schlechten Angewohnheiten der Unzucht auszurotten. Bei den jüngsten Waisen in Montretout, bei denen die katholische Vorschrift verlangte, Zahl und Umstände der Versündigungen zu bekennen, bestand die Gefahr, dass man die unschuldigen Kinder mehr oder weniger mit einem noch ungewohnten Übel bekannt machte. Inmitten aber der verdorbenen Gesellschaft von Rossignol war das Auferlegen der Buße eine schwere Gewissensqual für Francisque, weil er oft Elemente des Hasses hineinlegte. Aber diese Beichte brachte in

anderer Weise Schwierigkeiten mit sich in der Pfarrei von Montretout und in der Umgebung, überall da, wo die Leute keine direkten Beziehungen zu Francisque hatten. Er bemerkte, dass im allgemeinen gewisse Gewohnheitssünden verschwiegen wurden, er konnte sie aber nicht aufdecken. Es sträubte sich die menschliche Natur und die Feinheit seines Gefühles dagegen, in die Geständnisse näher einzudringen. Unter diesen Umständen war der junge Beichtvater einerseits davon überzeugt, dass dies Verschweigen Sünden erzeugte, andererseits konnte er den Beichtenden die Absolution nicht vorenthalten, da diese von ihm Rechenschaft gefordert hätte für einen Vorgang, der ungerecht gewesen wäre. So hatte Francisque unsägliche moralische Bedenken. Er bemerkte außerdem, dass mit zwei oder drei Ausnahmen die Gemeindemitglieder nur beichteten, wenn es wegen des Osterabendmahles unbedingt nötig war. Die Sitte erforderte dies an manchen Orten, besonders für unverheiratete Mädchen. Es war dies für sie das offizielle Zeichen der Unversehrtheit. Aber lieber Gott, dies Zeichen war in den meisten Fällen nur eine Maske und ein falsches öffentliches Zeugnis und verschleierte manche Schlechtigkeit. Es erhielt sich nur aufrecht durch Lüge oder durch das mangelhafte Gewissen der Beichtenden. Das strenge Beichtgeheimnis verhindert, hier allzugroße Offenheit über die Einzelheiten an den Tag zu legen. Wie dem auch sei, der Leser weiß genau, wieviel Verfehlungen, wieviel Ängste und Gefahren die Beichte mit sich bringt.

Was den jungen Beichtvater vor allem unglücklich machte, war, dass einerseits sein klerikales Gewissen erforderte, gewisse Fragen an die Frauen zu richten, andererseits ihn sein Schamgefühl oft zum Schweigen brachte. Also neue Verlegenheit. In der Tat, die Anwendung der kirchlichen Vorschriften verträgt sich nicht mehr mit der jetzigen Gesellschaft. Woran liegt der Fehler, an der Kirche oder an der Gesellschaft? Francisque warf sich selbst diese Ungereimtheit vor, er glaubte nicht genug Mut oder zu wenig Vernunft zu besitzen. Deshalb war er oft zutiefst unglücklich. Ist es daher erstaunlich, dass er ernstlich daran dachte, sich in ein Kloster zurückzuziehen? Gott, der allein in das gequälte Herz sieht, hat allein das Recht zu urteilen. Die Menschen, die ihn kannten, sahen in ihm nur den Mann, der alle Lagen beherrschte. Die Zuhörer rühmten seine Predigten, seine Mitbrüder und Vorgesetzten bezeichneten seine schriftlichen Arbeiten

als Wunder, in Montretout und Rossignol versicherte man, er habe die Unfolgsamkeit unterdrückt, er habe die Disziplin wiederhergestellt, den Arbeitseifer gefördert und die Morallosigkeit überwunden. Vor zwei Zeugen, einflussreichen Herren des Gründungskomitees, die gekommen waren, um die beiden Anstalten zu revidieren, erklärte Monsieur Le Hardi:

"Der Monsieur Abbé hat unseren Karren wieder aus dem Schmutz gezogen, in welchem er festgefahren war. Sich selbst hat er dabei nicht beschmutzt."

Dazu kam auch noch der Novizenmeister aus Bethanien, Pater Stanislas, der auf den Ruhm des Francisque aufmerksam geworden war, nach Rossignol, um ihn, wie schon berichtet, wieder nach Bethanien zu berufen. Nach zweijähriger Tätigkeit schickte ihm Monsignore Bellegarde ein Anerkennungsschreiben, in welchem er zum zweiten Direktor der Anstalt ernannt wurde. Die Gründungsgesellschaft in Paris bestätigte diesen Titel und fügte ein hochherziges Geschenk als Zeichen der Anerkennung bei. Der Kanzler Curtius schlug ihm vor, sein Nachfolger im Amt als Pfarrer und Direktor zu werden.

Der junge Abbé ließ sich nicht blenden durch Worte und Lobsprüche, denn er hatte die Anstalt genau kennengelernt, und sein Gewissen sagte ihm, dass er seine Tätigkeit anderswohin verlegen müsse, weil ein Versuch von sechsunddreißig Monaten ihm gezeigt hatte, dass der Misserfolg eine Gefahr für sein Gewissen bedeutete. Ehe Francisque die Anstalt verließ, hatte man einen etwa vierzigjährigen anderen Priester kommen lassen, und nachdem Francisque diesen in sein Amt eingeführt hatte, verließ er die Anstalt. Das schönste Lob, das seiner drei Jahre lang dauernden Tätigkeit gezollt wurde, ist in einem Satz eines Briefes enthalten, der ein oder zwei Monate nach seiner Abreise von einem Direktor geschrieben wurde:

"Lieber Abbé, welcher Unterschied zwischen Ihnen und Ihrem Nachfolger! Zöglinge, Brüder und Vorsteher, alle miteinander fühlen wir, dass mit Ihrem Weggang die "Seele" unseres Werkes verloren ging."

Kampf und moralische Verwirrung des Francisque in Montretout

Nach reiflicher Überlegung erst hatte Francisque den Plan gefasst, Montretout zu verlassen. Er hatte lange gezögert, aber als er die traurige Überzeugung bekam, dass er ausgenutzt und in seiner Entwicklung behindert wurde durch sein ehrgeiziges Streben und eigennütziges Gesichtspunkte bei all der Lasterhaftigkeit in Rossignol, da wurde ihm klar, dass er weggehen musste. Denn Rossignol stand nur das Verderben oder die Auflösung bevor, und sein Gewissen drohte ebenfalls eine unvermeidliche Gefahr. Man hatte ihn zwar, um ihn zurückzuhalten, zu Beginn seines dritten Jahres, verschiedene Vorschläge gemacht, die einige Veränderungen seiner Stellung zur Folge hatten, aber Francisque hatte sie mit der Begründung abgelehnt, er fühle sich nicht berufen, weiterhin im weltlichen Amt zu bleiben. Diese Antwort ärgerte Monsieur Le Hardi und Monsieur Curtius, und sie machten gegenüber Francisque die Meinung des Monsignore Bellegarde geltend, um ihn zurückzuhalten. In seiner Weigerung sahen sie nur bösen Willen, und sie konnten nicht verstehen, dass der junge Priester, der ihnen so gut diente, ernsthafte Gründe persönlicher Art haben könnte, um ins Kloster zu gehen.

Diese Gründe sollen im Folgenden auseinandergesetzt werden. Es geht dabei um eine sehr delikate Angelegenheit. Aber da es ein Zentralpunkt im Leben des Francisque ist und eine Seite der klerikalen Erziehung beleuchtet, wird der Leser gebeten, zu erlauben, dass hier volle Offenheit walten wird, wobei mit einer gewissen Hochherzigkeit und seinem Wohlwollen gerechnet wird.

Mit tiefem Bedauern hatte Francisque festgestellt, wie wenig Wirkung das christliche Leben bei den frommen Leuten hatte. Dieses Fehlschlagen führte er auf seine eigene Unzulänglichkeit zurück, auf

die Gleichgültigkeit der Menschen und auf ihre Niedertracht. Aber spielten da nicht noch andere wichtige Gesichtspunkte herein, die unbewusst in Francisque selbst lagen? Etwa die Auffassung der christlichen Lebenshaltung, wie sie in dem jungen Priester vorhanden war. Dies soll näher erklärt werden.

Im Menschen liegt eine spontane Neigung zu Freiheit, zum Schönen, Wahren und Guten. Soweit der Mensch sich der eigentlichen Quelle, die ewig und gut ist, zuneigt, ist er religiös, und Gott ist der Urgrund seines geistigen Wesens und Leben, aber soweit der Mensch die Erscheinungen des Schönen, Wahren und Guten beim menschlichen Geschlecht anerkennt, nennt man das Moral, Humanität, und die Kunst, Wissenschaft, Weltall, die Familie sind die erhabenen Erscheinungen, die der moralischen Haltung dargeboten werden. Jede Lehre also oder jede Religion, welche eine dieser Seiten des menschlichen Lebens ausschließt, oder eines der Elemente seiner Existenz wird niemals sein ganzes Herz gewinnen oder seinen Kult befriedigen. Die humanistische Seite dieses geistigen Lebens wurde hauptsächlich von den alten Griechen kultiviert unter dem Namen "Kalokagathie" oder Kultivierung des Guten und Schönen im nationalen und individuellen Leben. Aber die griechische Nation, die Anfängerin des Humanismus, machte den großen Fehler, dass sie die religiöse Seite der Kultur unterdrückte, und indem sie Gott ausschloss, die Quelle aller menschlichen Kultur, gelangte sie schließlich dazu, immer mehr die Moral zu schwächen, welche dann zu einer raffinierten Sinnlichkeit wurde.

Eine Nation war dazu bestimmt, der Welt jene vergessene Seite der Religion wieder zu schenken. Das waren die Juden. Nach ihrem großen Gesetzgeber hatte der Mensch, als das Ebenbild Gottes, Beziehung zu diesem. Aber in der Praxis berücksichtigte die jüdische Gedankenwelt nur eine Seite der menschlichen Natur. Sie hob so einseitig ab auf das religiöse Geschick und setzte die Moral und das Menschliche erst an die zweite Stelle, wobei sie dann schließlich ganz wegfielen. Die ursprünglichen Kräfte des Menschen, die nach den irdischen Zielen keine Möglichkeit für ihre freie Entfaltung fanden. Die allgemeinen Ideen des Guten und Schönen verloren sich, ohne eine Spur zu hinterlassen, um in dem einzigen, aber mangelhaften

Gehorsam gegen Gott aufzugehen. Das jüdische Volk kam nie zu einer großen Entwicklung in der Kunst, Wissenschaft und sozialen Struktur. Der Pharisäismus machte aus dem Menschen eine Maschine, und so gingen die moralischen Kräfte zugrunde. Das Christentum ließ zuerst die wahre Bestimmung des Menschen erkennen, daher stammt auch seine geistige Regsamkeit. In dem Augenblick, da in unserer Seele der Gedanke vom liebenden Gott erweckt wurde, da Wahrheit, Güte, vollkommene Schönheit verkündet wurden, da lernten wir die Lilie in der Natur erkennen und den Sperling in der Luft, beides als Geschöpfe des großen himmlischen Vaters.

In Gegenwart Johannes des Täufers kam Christus, "aß und trank" und hatte Freude daran. Als Gottes und des Menschen Sohn liebte er zugleich das Überirdische und die sündige irdische Kreatur bis zum blutigen Opfer am Kreuz. Jesus hat die moralische Verpflichtung in den berühmten Befehl gekleidet:

"Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Matthäus 5, Vers 48).

Hierdurch wurde das vollkommene Bild der Menschlichkeit gezeichnet, das nicht mehr auf nur eine Seite beschränkt wurde, wie bei den Griechen oder Juden, eine Darstellung, die den Weg für eine vollkommene Kultur bereitet, deren Kraft das religiöse Leben darstellt. Das moralische Element durchdringt das religiöse und umgekehrt, und so entsteht das menschliche Ideal. Aber die vom Messias gebrachte Botschaft, dieses christliche Ideal, das alle Geister an sich ziehen sollte, wurde nicht überall in diesem Sinn verstanden. Die Geistlichkeit hat des öfteren diese ursprüngliche Idee des Christentums vergessen. Infolge der Verwandlung der Moral in Sinnlichkeit in der griechisch-romanischen Gesellschaft und des Auftretens der Barbaren mit brutalen Sitten, wollte die Geistlichkeit die Exzesse des Fleisches ausmerzen und geriet dabei in ein asketisch-kirchliches Fahrwasser, und in Verfolgung eines mönchischen Lebens vertrieb sie das menschliche Element aus dem Christentum, weil es "von dieser Welt" und also unchristlich sei. So wurde der Mönch das menschliche Ideal, denn er floh aus der Gesellschaft, war aber eine ausgetrocknete Mumie des menschlichen Wesens und verbarg sein wahres Menschentum unter der Kutte. Europa war so schließlich ein einziges großes Kloster geworden. Dieses große

Übel musste dann aber natürlich eine entsprechend schlimme Reaktion hervorrufen.

Es war die Aufgabe der Renaissance im weiten Sinn, der Gesellschaft das humane Leben wieder zu geben, das man ihr genommen hatte. Literaten, Künstler, Gelehrte, Humanisten und Reformatoren befreiten sich vom klösterlichen Joch und lehrten das Volk nationales und individuelles Leben, bekämpften mit allen Mitteln den Asketismus und die Klöster, führten wieder moralische Tendenzen ein und gaben der Ehe und Familie, dem Staat und gesellschaftlichen Leben ihre wahre Bedeutung zurück, die sie im ethischen Sinn besaßen, und so konnten sich diese Elemente wieder mächtig entwickeln. Mit einem Wort, sie führten den entthronten Humanismus wieder ein. Die Bewegung geht weiter, sie breitet sich schnell mehr und mehr aus. Die moderne Gesellschaft stellt sich ganz auf ihn ein. Im Bewusstsein seiner Kraft und seiner Bedeutung für die Moral, für das Recht, für das Wahre und Gute hat er der Kirche ihre Macht entrissen. Die Geistlichkeit konnte von da an auf geistigem, intellektuellem und menschlichem Gebiet, ja sogar auf dem religiösen Sektor keinen ernstlichen Einfluss mehr ausüben. Denn da der katholische Klerus weit entfernt davon war, das moderne Leben anzuerkennen, ja, da er es sogar verfluchte, war nicht anzunehmen, dass er in absehbarer Zeit wieder zur Herrschaft kommen werde.

Unsere Epoche wendet sich ausschließlich dem antiken Griechentum zu. In der Absicht, von all dem zu leben, was die moralischen und humanen Fähigkeiten, die sie in sich fühlt, stärkt, wendet sie sich immer mehr (zwar unbedacht) vom religiösen Moment weg, das ihm durch lange Herrschaft so verhasst wurde.

Francisque konnte als früherer Schüler von Bethanien, wo er vom elften Jahr an unter Priestern lebte, dazu in einer Zeit uneingeschränkter Herrschaft des Ultramontanismus seinen Leuten nur ein verbrauchtes und unvollkommenes Christentums predigen, das keine Zukunft hatte und von der Bevölkerung, die von anderen Interessen erfüllt war, verachtet wurde. Dies ist alles, was Du, junger Apostel, Deinen Schafen, den Menschen Deiner Zeit hast vorsetzen können! Aber welchen Erfolg kannst Du dabei erwarten? Siehst Du denn nicht, dass sie Deine Worte nicht aufnehmen, weil sie so von der

Freiheit begeistert sind, und von allen Dingen, die Du verachtetest? Alles, was man auf der Welt Ordnung, Gerechtigkeit und Macht nennt, die heiligen Freuden der Familie und der Heroismus, gleich, wo er zu finden ist, das alles beherrscht und begeistert sie. Wenn man sieht, wie es mit blindem Eifer sich all den verführerischen Dingen zuwendet, so möchte man glauben, dass dies Jahrhundert und seine heißblütige Generation der Ansicht sei, dass der unendliche Gott der Urheber all dieser Dinge ist, dass er der Ursprung und die Kraft ihres Lebens sei. Man möchte glauben, sie halten Gott für den, der den Künstler, den Gesetzgeber und den Weisen inspiriert und der durch diese Organe uns ein Bild seiner ungeheuren Weisheit geben will. Sie fühlen, dass er es ist, der in der zarten Blume, in der mächtigen Zeder, in der unschuldigen Seele einer Jungfrau, oder in der Stirn des Herrschers uns einige Fünkchen des ewigen Lebens bescheren will. Oh, Francisque, der Du Deinen Blick abwendest vor diesem atemlosen Rennen, sage mir, was willst Du tun inmitten dieser Menge, von der Dich ein Abgrund trennt? Aber wer Dein heiß schlagendes Herz kennt und Deinen aufgeschlossenen Geist, der weiß, dass Du geboren bist, um mit Deiner Epoche zu leben, Priester zu sein für diese unruhige Generation, die das geistige Leben in allen Dingen sucht, ohne den wahren Namen dessen zu finden, der von allem der Urquell ist.

So konnte es aber nicht sein, denn Francisque trug seit langer Zeit in sich ein Übel, das an ihm zehrte, nämlich den Stachel des Unbefriedigtseins. Er wollte mit lauter Stimme rufen:

"Oh, Ihr Menschenseelen, da ist Gott und die Welt! Ich zeige Euch zwei unendliche Dinge! Oh, Ihr unbefriedigten Seelen, erhebet Euch und tauchet hinein! Öffnet doch Eure Brust, die weit wie die Welt ist, und trinket in vollen Zügen das Leben!"

Aber auf diese Worte hörte niemand, oder wenn er sie zufällig einmal aussprach, dann wurden sie von seinem priesterlichen Gewissen erstickt. Seine innerlichsten Aussprüche wurden vom Tod überschattet, und er rief:

"Tod der Menschheit! Tod auch meinem Menschentum!"

Wenn er so sprach, da traf er mit scharfem Schwert die geistige Existenz der Seele. Aber welche Wirkung hatte dieses christliche Ideal, das von seiner Gemeinde so wenig verstanden und von der

übrigen Welt so vernachlässigt wurde, auf Francisque selbst? Bei ihm wenigstens wurde dies Ideal anerkannt und von einer mutigen und frommen Seele durchgeführt, aber was bedeutete es für sein eigenes Heil? Bisher erzeugte es bei ihm eine große Unruhe, denn er übte es unter diesen zwei Gesichtspunkten aus: Verzicht und Gehorsam.

Bethanien hat uns gezeigt, bis zu welchem übertriebenen Radikalismus Francisque den persönlichen Verzicht getrieben hat. Neigungen und Wünsche, edle Bestrebungen, alles hatte er geopfert. So entstand eine große Leere in ihm, da, wo sein eigentliches Selbst war. Dieselbe Leere und der gleiche Verzicht bezog sich auch auf das Gebiet der Natur. Wie oft entzückte sich seine Seele beim Anblick einer schönen Landschaft, beim Vogelsang, bei der Schönheit einer Lilie oder einer aufblühenden Rose! Aber Francisque verschloss dann immer rasch Augen und Ohren vor allen diesen Dingen.

So hatte er sich auch von der Allgemeinheit abgesondert. Dies Herz, das so für Liebe geschaffen war, leistete Verzicht auf alle Schönheiten, die er "weltlich" nannte. Den Staat, die Mächte dieser Welt, Handel und Industrie, Schriftsteller und Kunstschöpfungen, wissenschaftliche Hochleistungen, all dies betrachtete er als unnütze, eitle und verführerische Einrichtungen. Er suchte wohl Gott, aber auch da fand er keine Ruhe, kein Glück, keine Geborgenheit, denn er begehrte nur die Gnade, ein opfervolles Leben zu führen. Diese Liebe zu seinem Schöpfer übte er nur unter der Überwachung durch seine Vorgesetzten aus, und in der Art, wie es die Kirche vorschrieb, nämlich als Unterwerfung. Er liebte Gott nicht mehr fröhlich und spontan, eigene unwiderstehliche Antriebe betrachtete er als Sünde. Gewiss, es liegt Größe in diesem tiefen Verzicht und vollkommene Lossagung. Aber es ist trotzdem ein furchtbarer und verheerender Irrtum. Ein Irrtum, weil dabei das menschliche Herz vollkommen verkannt und alle Lebensfreude zerstört wird. Welch starke Gefühle mussten vorhanden sein, um das Herz dieses jungen Mannes so zu unterdrücken, wo er doch hauptsächlich zur Liebe geneigt war. Wie, muss man da nicht einen schlimmen Einfluss fürchten auf diese so lange in der Ruhe der Seminare und fern von Gefahren eingeschlossene Seele. Wer kann sagen, was Francisque in schweren Tagen verzweifelnden Kampfes tun wird?

Er sagt es uns selbst in einer wahrhaft rührend und ehrlichen Darstellung:

"Als ich in Montretout ankam, wurde ich von Mitleid mit diesen armen Kindern ergriffen, und meine Hochachtung für den guten Meister stieg auf das Höchste, weil er mir diese Kinder anvertrauen wollte. Ich wollte mich ihm ganz hingeben. Während der ersten drei Monate konnte nichts meiner Arbeitseifer stören. So vielseitig und groß die Arbeit war, so leicht fiel sie mir. Die ernsthafte Einfachheit, die dort herrschte, erschien mir angenehm und leicht. Das Neue meiner Lage, das brennende Interesse an all diesen Seelen, die um mich waren und deren Schicksal mir teilweise in die Hände gelegt war, die Inbrunst, die ich von Sion mitgebracht hatte und die lebhaftige Erinnerung an meine frische Ordination als Priester, dies alles erfüllte mich vollständig. So fühlte ich nicht, wie sich Widerwärtigkeiten zeigten, sowohl in meinem Amt, als auch in meinem persönlichen geistigen Leben. Aber als ich mich mit der Zeit an meine Lage gewöhnt hatte und Personen und Umstände familiären Charakter angenommen hatten und dabei ihren Heiligenschein verloren, als ich endlich alle Dinge in ihrer Wirklichkeit erkannte, da sah ich den so unmoralischen Zustand des ganzen Werkes. Dies erschreckte mich geradezu! Es dämpfte meinen großen Eifer und ich sah, dass vor allem das große Ungeheuer bekämpft werden musste, welches das Werk bedrohte und alle diese Kinder verdarb. Dies nahm ich mir nun vor allem vor. Ich sah es andauernd vor meinen Augen, wie es immer mehr meinen Abscheu erregte und wie es meine Einbildungskraft trübte. Mit der Zeit herrschten solche Gedanken so vor, dass sie mir sogar die Nachtruhe raubten. Da begann ein täglich immer härter werdender Kampf gegen meinen eigenen Körper.

Die zwei oder drei Tage, die ich allwöchentlich in Montretout zubrachte, waren für mich in diesem Kampf ein Ruhepunkt. Nachdem ich die Scheußlichkeiten der unmoralischen Bevölkerung von Rossignol immer anhören musste, war in Montretout die Reinheit der Kinder ein Trost. Dazu kam, dass der Verkehr mit zehn oder zwölf Schwestern, deren Bedürfnislosigkeit und Reinheit ihres Lebens einen Gegensatz bildete zu der beschmutzten Phantasie der Menschen in Rossignol. Das tat mir wohl und beruhigte mich. Zu diesem Gefühl der Beruhigung, das mich, der ich gern alles idealisierte, was auf mich wirkte, ergriff, kam die Bewunderung für diese frommen Frauen, und

schließlich zogen sie mich in ihrer Feinheit und Stärke an. Schließlich aber wurde aus dieser Entzückung eine Gefahr, die zwar etwas anders war als die von Rossignol, nämlich eine Gefahr für mein Herz. Schließlich hatte ich für diese Schwestern ein Gefühl von Zärtlichkeit. Ihr Anblick, der Ton ihrer Stimme, das Geräusch ihrer Schritte, wenn sie über den Hof gingen oder durch die Säle schritten, und der Anblick ihrer Tracht, die zugleich geistlich und weltlich war, das alles brachte mein Gemüt in Wallung. Ich empfand diese neue Gefahr, die unvermeidlich war, weil ich in ihrer Mitte leben musste. Der Kampf dagegen dauerte nicht lang, er war anders als der in Rossignol, und ich wappnete mich bald dagegen. In Montretout verringerte ich so sehr als möglich meine Beziehungen zu diesen Schwestern, ich schloss die Augen, wenn sie vorübergingen, ich senkte den Blick, wenn ich mit ihnen sprach, ich vermied jedes unnötige Zusammentreffen, und wollte sich ihr Bild vor meiner Einbildung zeigen, so lenkte ich mich sofort ab. Während nächtlicher Bedrängnisse in Rossignol sprang ich aus dem Bett, lief im Zimmer auf und ab, bis die äußere Ablenkung meine Sinne wieder zur Ruhe gebracht hatte. In Montretout und Rossignol betete ich oft, arbeitete viel und suchte mich zu ermüden. So ging ein Jahr dahin, in welchem ich, Gott sei Dank, nach jeder Versuchung mit großer Anstrengung den Sieg errang. Aber der Feind wurde stärker! Er bedrängte mich immer mehr und beherrschte meine Gedanken bei der Arbeit, beim Gebet, bei Tag und Nacht. Doch mein Wille blieb frei und wies alle Angriffe entrüstet ab. Schließlich aber wurde das Übel immer schrecklicher. Im zweiten Jahr griff der Feind von allen Seiten an, er war in mir selbst, er kam von Rossignol, von Montretout, von den Nachbargemeinden, kurz von überall her. Es war wie eine allgemeine Verschwörung gegen mich. Vor allem kam die Bedrängnis von Rossignol. Jeden Abend musste ich mehreren Zöglinge die Beichte abnehmen, wobei sie mir den Hergang ihrer Verfehlungen erzählten. Neben meinem Strafverfahren erfuhr ich so dauernd die schrecklichsten Geschichten. Mein Amt verpflichtete mich, mir täglich damit den Kopf vollreden zu lassen. In Montretout und umliegenden Ortschaften erzählten mir auch die jungen Leute, Frauen und sogar Mitbrüder von ihren begangenen Fehlern und Schwächen. Die geistlichen Unterhaltungen mit den Schwestern ließen mich oft erkennen, dass auch sie Verlangen nach weltlicher Liebe hatten. Dadurch wurden die nächtlichen Bedrängnisse, die mich

selbst befielen, immer zahlreicher und heftiger. Träume mit verführerischen Phantomen, Teufel, verkleidet als begehrlische Frauen, die sich entblößten, erschreckten und bedrängten mich, ja, sie fielen geradezu über mich her.

Ich hatte Angst vor der Sünde und kämpfte dagegen. Aber je mehr ich kämpfte, desto tiefer kam ich hinein, wie der Mensch, der im Schlamm versinkend immer tiefer kommt. Um Herr zu werden, bedurfte es übermenschlichen Widerstandes von ungeahntem Ausmaß. Gewöhnliche Spaziergänge, auch solche unter dem Sternenhimmel, genügten nicht, um zu obsiegen. Es bedurfte einschneidender Mittel: Mich plötzlich aus dem Bett zu werfen, nackt auf dem Boden zu schlafen, stundenlang so liegen zu bleiben. Wenn ich mich dann erheben wollte, so gelang das nicht, so steif war mein Körper geworden. Selbst wenn ich mich bei Tag allein fand, musste ich die härtesten Mittel immer wieder anwenden. Während meiner wissenschaftlichen Arbeiten konnte ich mich von den unnützen Gedanken nur mit der Peitsche befreien. In manchen Fällen konnte nur der Schmerz Erlösung bringen. Im Wald, wo die Stille zum Träumen verleitet, musste ich meine Schultern entblößen und sie mit abgerissenen Zweigen peitschen. Bis hinein in meine Gebete und religiösen Meditationen wurde ich plötzlich übermannt, und zwar öfters an einem Tag, so dass mir nichts übrig blieb, als die stachelbesetzten Ketten zu ergreifen, die ich von Bethanien mitgebracht hatte, mir die Lenden damit zu gürten, meine Arme und Füße damit zu fesseln und die Stacheln in mein Fleisch zu treiben. Um meinen Körper abzuschwächen, legte ich mir strengsten Nahrungsentzug auf. Inmitten all dieser Qualen konnten nur die Kraft und Entschiedenheit meines eisernen Willens mein Gewissen rein halten und mir einigermaßen meine Reinheit inmitten all dieses Schmutzes erhalten. Aber diese entschiedene Kraftanwendung war nicht immer möglich, ja sogar zuweilen nicht erlaubt. Denn mein Beichtvater, bei dem die Jahre das Feuer der Leidenschaften ausgelöscht hatten und dessen Charakter gegenüber dem meinen so verschieden war, verstand mich nur unvollkommen.

"Du gefährdest Deine Gesundheit", sagte er, "und kannst so nicht weitermachen. Bleib ruhig in Deinem Bett, iss, wie es sich gehört, mach alles so, wie die anderen, aber bete dabei zu Gott, und bleib fest im guten Willen."

Von da an zögerte ich mit dem Aufstehen, mich zu peitschen, und wurde aus Gehorsam meiner Härte untreu, aber da bemerkte ich, dass die Versuchungen stärker wurden. Die Wollust bot, zwar ungewollt, ein unwiderstehliches Vergnügen. Ich verleugnete willensmäßig alles, was sich in mir abspielte und gehorchte meinem Beichtvater. Aber diese Unterwerfung und mein Widerstand, die lediglich defensiv waren, gegenüber meiner bisherigen offensiven Haltung, genügten nicht, mein Gewissen zu beruhigen. Zum mindesten, wenn ich mit einem Satz aus meinem weichen Bett auf den harten Boden sprang, und wenn ich die eisernen Stacheln in mein Fleisch drückte oder mich peitschte, da empfand ich durch die spitzen Stacheln einen physischen Schmerz und damit sofortige wirkungsvolle Hilfe. Darüber hinaus war die Energie, die ich anwenden musste, um mir die körperlichen Schmerzen anzutun, meist für mich die Probe auf meinen Widerstand. Aber als ich sie aus Gehorsam unterließ und dabei auf die außerordentlichen Heilmittel Verzicht leistete, die mir für die so große Versuchung notwendig schienen, da mangelte es mir auch an greifbaren Beweisen meines guten Willens, die ich meiner erregten Situation als Gegenmittel gegenüberstellen konnte. Hatte mein Gewissen seine Pflicht getan? War es nicht manchmal der Versuchung erlegen? Diese Frage war für mich zugleich wichtig und heikel.

Die unfreiwilligen Lustgefühle, die sich mir aufdrängten und mir tausend verführerische Phantome vorgaukelten, waren so intim, so unbeschreiblich und doch zugleich natürlich, dass mir Herz und Sinne davon verwirrt wurden. Es ist klar, dass ich für alles, was sich da in meinem Körper und in meinen Gefühlen abspielte, nicht verantwortlich war. Gefühlswallungen und geheime Sehnsüchte sind vom Schöpfer gegebene Dinge. Aber, was mich so quälte, das war mein Zweifel, bei dem ich nicht wusste, ob nicht mein Wille, der andauernd so heftig gegen meine eigene Natur ankämpfen musste, doch gelegentlich schwach geworden sei. Dieses Hinneigen zu einem Gedanken, einem Wunsch oder unsauberen Empfinden, und wäre es nur blitzschnell aufgeflammt, einen kurzen Augenblick lang, so stellte das doch eine Todsünde dar. Denn auf diesem Gebiet hatte man mich gelehrt, dass das alles die ewige Hölle verdient. So erfasste mich denn wieder eine Unruhe und warf mich zurück in jenen beklagenswerten Zustand, an mir selbst zu verzweifeln wie damals in Bethanien.

Unglücklicherweise schlichen sich diese Unsicherheiten, diese Zweifel und Ängste in meine Beichtkenntnisse und vergifteten mein Leben. Ich war nicht sicher, ob ich hierbei aufrichtig genug war und mich meinem Beichtvater gegenüber mit dem richtigen Schuldgefühl zeigte. Über die Beichte hinaus wirkten sich diese Ängste hinein in die Messe, die ich las und in das Spenden der Sakramente, welche letztere in der Hauptsache zu meinen pastoralen Pflichten gehörten. War nicht ich, der ich das Hochamt las, die Sakramente austeilte, wobei ich die schrecklichsten Dinge zu hören bekam, selbst der Todsünde schuldig? War das nicht eine Entweihung, wenn ich so Sünde auf Sünde häufte? Es war ein schauderhafter Zustand, wie sich so meine Beziehungen zu Gott verschlimmerten. Schließlich nahm mir diese Unsicherheit mein ganzes Selbstvertrauen, wie es für einen Soldaten in der höchsten Gefahr so notwendig ist.

Etwas anderes noch erschütterte mein moralisches Gefühl, das waren die Fehlritte, die ich dauernd beobachten musste, weil sie von überall her mich umgaben. Dabei musste ich erleben, dass unter meinen Freunden und Kampfgenossen, solche, die standhafter als ich waren, im selben Kampf unterlagen. Ich schwacher Mensch, konnte ich da standhalten, wo Stärkere in den Staub sanken? Ich muss gestehen, dass vor solchem Versagen die Furcht und die Ahnung, einmal selbst zu versagen, sich wie ein zersetzendes Gift in mein Bewusstsein einschlichen. All dies ereignete sich umso schlimmer, je häufiger und verlockender die Versuchung auf mich eindrang. Nach zwanzig Monaten andauernden Kampfes fühlte ich mich nicht mehr imstande, ihn in der Verfassung, in der ich mich befand, fortzusetzen. Meine Sinne waren erhitzt, mein Geist unnebelt, meine Vorstellungen verzerrt und mein Wille geschwächt. Manchmal glaubte ich, verrückt zu werden.

Erstaunlich war, dass neben diesen persönlichen Kämpfen, sobald es sich um meine Beziehung zu meinen Zöglingen oder zu meinen Vorgesetzten handelte, dass ich dann sofort in meinem Verhalten zu ihnen alle meine Fähigkeiten und den klaren Blick für meine Aufgabe und in der Wahl der Mittel die Sicherheit für mein Vorgehen wiedergewann. Hätte einer, der mich äußerlich kannte, in mein Inneres sehen können und hätte zugesehen, wie ich, sobald ich in mein Zimmer kam oder sonst allein war, in Verzweiflung kam, der hätte glauben müssen, ich sei plötzlich ein anderes Wesen, das sein wahres

Sein plötzlich verlässt und sich in ein ganz anderes verwandelt. Hätte derselbe Mensch mich beobachtet, wenn ich dann zu meinen Schützlingen und zu meinen pastoralen Pflichten zurückkehrte, da hätte er plötzlich wieder eine Verwandlung beobachten können, weil ich augenblicklich meine elastischen Funktionen wieder erfüllen konnte. Er hätte glauben müssen, ich sei wieder in mein wahres Wesen verwandelt mit all meiner persönlichen Kraft, nachdem ich vorher diese durch irgend ein Ereignis verloren hatte.

Dies ist sehr wahr. Gegen Ende des zweiten Jahres meines Amtes, so erinnere ich mich, dass, selbst in den Augenblicken meiner schwersten Gewissensverirrung alles um mich herum meine Verdienste lobte, und dass meine Vorgesetzten mir Ehrenämter verliehen wegen meiner Verdienste und dass mein Direktor zu mir sagte:

"Lieber Abbé, ich habe selten einen Menschen gekannt mit so sicherem Urteil wie Sie", und dass Monsignore Bellegarde mich zum zweiten Direktor ernannte und dass die Gesellschaft in Paris mir den zweiten Vorsitz über alle Anstalten verlieh."

Wie es auch nach außen mit Francisque stand, im Inneren war er so weit, dass nur noch Untergang oder Flucht übrig blieb. Damals erinnerte ich mich an ein Wort des Heiligen Augustinus, in welchem er die traurige Erfahrung zum Ausdruck brachte:

"Gegen solche Art von Sünde und Versuchung gibt es nur ein Mittel der Rettung: die Flucht."

"Also", sagte ich zu mir, "ich verlasse diese Umgebung."

So standen die Dinge. Nachdem Francisque seitens seiner Vorgesetzten zwei oder drei Monate vorher nur Vertrauensbeweise bekommen hatte, entschloss er sich, Montretout und Rossignol zu verlassen. Er war es sich schuldig.

Verwirrung, Hoffnungslosigkeit, Abschied des Francisque

Francisque wusste, dass Monsignore Bellegarde in Bälde bei Monsieur Le Hardi in Montretout erwartet wurde. Er glaubte, dass ihm dieser Besuch Gelegenheit bieten würde, seinem Bischof die Absicht, wegzugehen, mitzuteilen. Zunächst aber glaubte er verpflichtet zu sein, ein Wort davon dem Domherrn Curtius sagen zu müssen. Dieser nahm es mit Missvergnügen auf. Infolge dieses Vertrauens musste das Vorhaben des jungen Priesters misslingen.

Als dann der Monsignore kam, wurde Francisque zum Dinner eingeladen, das Monsieur Le Hardi für seine bischöfliche Heiligkeit gab. Als das Mahl beendet war, nahm der Bischof, der von seiner Absicht unterrichtet worden war, Francisque beiseite und, ohne dass er ihm Zeit ließ, seine Bitte vorzubringen, sagte er:

"Mein Freund, man hat mir hinterbracht, dass Ihr die Absicht habt, mich um Versetzung zu bitten."

"Ja, mein Herr."

"Ich muss Euch das ernstlich versagen", sagte der Bischof in strengem Ton. "Eure Anwesenheit ist hier dringend notwendig. Übrigens werdet Ihr in wenigen Monaten zweiter Direktor. Deshalb ist Eure Absicht ebenso lächerlich wie unmöglich. Bitte, sprecht nicht mehr davon!"

Der tiefe Respekt für seine Vorgesetzten, den man Francisque anerkennen hatte, ließ ihn verstummen. Zwar musste er annehmen, dass der Bischof von Leuten, die ihn halten wollten, beeinflusst war, aber der Gedanke, dass Gott in dem Befehl zu schweigen, gesprochen hatte, den ihm der Bischof gegeben hatte, legte ihm Schweigen auf. Auch merkte er an dem strengen Ton des Bischofs, dass er im Augenblick nichts erreichen konnte. Aber diese Weigerung bedrückte Francisque schwer. Er fühlte sich zurückgestoßen in eine unmögliche Umgebung, in einem Augenblick, da er, entkräftet, dringend der Ruhe

und Erholung bedurft hätte. Ganz verlassen und erschöpft, was könnte er schon erreichen im Kampf gegen sich selbst und gegen die Feinde, die tausendmal stärker waren als er! Eine völlige Erschlaffung bemächtigte sich seiner. Aber es blieb immer noch das Gebet als Hilfe. Bei diesem Gedanken erhob er sein Haupt und rief inbrünstig: "Oh, mein Gott, habe Mitleid mit mir!"

Der junge Priester erbat sich dann von seinem Vorgesetzten acht Tage Urlaub, die ihm genehmigt wurden. Francisque benützte diese Tage, um sich zurückzuziehen, um sein Gleichgewicht wieder in Ordnung zu bringen. Er machte sich dabei einen Plan, nach welchem er sein Gewissen vor einem voraussichtlichen Zusammenbruch angesichts all der Schwierigkeiten seines Amtes bewahren könnte. Vor allem gegen die Versuchungen wollte er vorgehen. Einige derselben gefährdeten ihn zumeist, davon war ja schon die Rede.

"Jedesmal, wenn ein unreiner Gedanke kommen will, werde ich zur Peitsche greifen."

"Jedesmal, wenn ich das geringste Nachgeben meines Widerstandes bemerken werde, will ich acht Tage lang nur ein Stück Brot als Frühstück mir erlauben." "Jedesmal, wenn ein verführerisches Phantom mich befallen will, werde ich stattdessen abends von acht bis zwölf Uhr auf den Knien arbeiten."

Dies Reglement wurde mit einem Beichtvater zusammen festgelegt, den Francisque sich in einer benachbarten Stadt erwählt hatte. Teilweise war dieser damit einverstanden, manches wurde gemildert.

Indes war seine Widerstandskraft erledigt. Aber mit neuem Eifer machte er sich wieder an die Arbeit und kam durch den Befehl seines Bischofs wieder in dasselbe Milieu. Aber gerade bei dieser Arbeit in dieser Umgebung, bei diesen Anfechtungen konnte er nicht verschont bleiben.

Vom Medusenhaupt wird erzählt, dass es diejenigen versteinere, die es erblickten, von gewissen Schlangen sagt man, dass ihr Blick die Vögel banne, von Chloroform und dem Kohlenoxid sagt man, dass sie Lähmung und Scheintod erzeugen, wenn sie eingeatmet werden. Das Gleiche kann man von der Sinnenlust und der Schönheit sagen: Fasst man sie ins Auge, um sie besser bekämpfen zu können, oder kommt

man ihnen nahe, um sie abzutun, bedeutet das soviel, wie vorher schon der Berücksichtigung, der Erstarrung, ja dem Tod zu verfallen. Hierbei ist Gegenwärtigsein gleich mit Niederlage.

Sobald Francisque sich wieder in den "Schlamm" von Rossignol begeben musste, wo seine lieben Kinder im Streit lagen und wo er von morgens bis abends arbeiten musste, da kam er wieder in die Gewalt der tödlichen Giftkeime, die von Neuem in ihn eindrangen. Wenn er andererseits nach Montretout kam, so traf er auch dort wieder auf den Boden der Verdorbenheit in dieser Menge von Männern und Frauen, jungen Mädchen, Waisen und Schülern, Mönchen und Nonnen, und allgemeinem Publikum, mit einem Wort, auf eine Anhäufung dessen, was sich "Werk von Montretout" nannte. So ungefähr war es. Diese arme Seele musste gewissermaßen von Amts wegen all die Gemeinheiten hören und all die moralischen Schwachheiten mittragen. Das war eine schöne und erhabene Pflicht, umso mehr, als Francisque sich der Sache mit voller Hingabe widmete. Aber es war auch ein Amt voller Schmerz, ja gefährlich! Von Neuem fühlte er sich bedroht, wenn er es mit Frauen zu tun hatte, vor allem mit vier Frauenzimmern zwischen vierundzwanzig und dreißig Jahren. Immer wieder kamen sie zu ihm. Zwei davon waren schwachbegabte Zöglinge aus der Anstalt Madeleine, die ein besonderes Mitleid erforderten und eine ungeheure Geduld, weil sie mit viel Jammern anrückten und unter Tränen versprachen, wieder tugendsam zu werden und den Versuchungen widerstehen zu wollen. Die dritte war eine Frau, die von einem nichtsnutzigen Mann verlassen war und dauernd um Hilfe gegen die fortwährenden Familiensorgen bat. Die vierte schließlich war eine von jenen immer unbefriedigten Herzen. Gerne hätte er die Unterhaltungen mit ihnen vermieden, aber es war unmöglich. Man klammerte sich an, wie der Schiffbrüchige sich an einen Balken klammert. Er kam sich vor wie ein Balken, den die Wogen hin und her schleuderten, wenn er mit diesen schmerzreichen und leidenschaftlichen Frauen zu tun hatte. Dazu kam, dass diese vier Frauen auch noch eine gewisse Neigung für Francisque empfanden, was er deutlich zu spüren bekam. Wohin er sich auch wandte, immer war er Zielscheibe von Leidenschaften. Überall musste er Hände drücken, musste in Gesichter sehen, auf denen die Verlockung geschrieben stand. Letztere stürmte geradezu

auf ihn ein und bedrängte ihn wie mit Sirengewalt. Francisque musste wieder alle seine früheren Vorsichtsmaßregeln gegen sich anwenden. Aber trotz aller Kasteiungen bemerkte er, dass seine Widerstandskraft schwächer wurde.

Eines Nachts, in einem Zustand, da sein Herz sich seinen Sinnen unterwerfen wollte und er fast der Versuchung unterlag, glaubte er, dass dies mit freiem Willen geschehe. Dieser Gedanke durchfuhr ihn wie der Strahl eines drohenden Blitzes. Ganz außer sich stand er auf, stürzte aus dem Haus, stürmte talauf, talab, rannte über eine Ebene und kam schließlich in einem weit entfernten Dorf an. Dort klopfte er an die Tür des Pfarrhauses, um hier Absolution für seine Sünde zu erbitten. Er musste es tun, weil er drei oder vier Stunden danach die Heilige Messe lesen sollte, denn ohne eine Absolution hätte er eine Todsünde begangen. Das Gleiche ereignete sich öfters. Als der angstvolle Priester zum dritten oder vierten Male nächtlich das Haus verließ, wurde ruchbar, dass der Herr Pfarrer Rossignol in der Dunkelheit verließ. Von da an musste er das vermeiden, weil es einen Skandal gegeben hätte. Er musste also auf seinem Bett liegen bleiben und stundenlang weinen, um Vergebung bitten und Gott anflehen, er möchte ihm die rechte Reue schenken, damit er es wagen könne, die regelmäßig stattfindende Messe zu lesen. Ach, was waren das für schreckliche Ängste, was für eine furchtbare Verzweiflung! Sicherlich war er schuldig genug, er glaubte es wenigstens. Aber war seine Reue vollständig? Er zweifelte immer daran, trotz seiner bitteren Tränen. Er wurde sich dessen nie ganz sicher.

"Trotzdem, unglücklicher Priester, musst Du an den Altar, vielleicht sündenbeladen. Keine menschliche Sprache kann die traurigen schweren Nächte des Francisque beschreiben, die mit Schluchzen und Seufzen einhergingen, da er tränenüberströmt dalag und sich mit verkrampten Gliedern zu Boden warf, da die Erregung, der Zweifel, der Schrecken vor der Sünde, das Entsetzen vor der geringsten Unreinheit, die Schande vor sich selber und vor dem schrecklichen Gottesgericht die Momente waren, welche sein Gewissen so belasteten und seine Seele im Innersten verletzten.

Wiederholen wir aber, dass trotz dieses unsichtbaren Dramas, das so tapfer jedem menschlichen Blick entzogen war, Francisque Gegenstand großer Achtung und allgemeiner Zuneigung war. Aber obwohl ihn alle wie einen Freund und Vater liebten, verschlechterte sich seine innere Situation von Tag zu Tag. Er fühlte seinen Willen schwach werden und Dingen erliegen, die zugleich anziehend und schrecklich für ihn waren. Die Verlockung war für ihn zu einer verführerischen Schlange geworden. Erschreckt wollte er sie von sich weisen oder ihr entfliehen, und dabei fühlte er sich wie betäubt hingezogen. Das war eine entsetzliche Situation für diese sensible reine Seele. Eine Situation, die er sogar als verdient betrachtete, die er aber nicht vermeiden konnte. Unglücklicher Francisque! Dass ich Dich nicht aus Mitleid aus diesem schlimmsten Unglück befreien kann! Aber nein, die Befreiung kann noch nicht kommen. Francisque muss den Becher, den er genommen hat, bis zur Neige leeren. Er muss alle bitteren Konsequenzen aus der Lage ziehen, in die er gekommen ist. Niedergedrückt unter dem Gefühl der Verdammung, glaubte er sich von seinem Gott verstoßen, von Gewissensbissen geplagt, von Angst und Furcht geschüttelt, erschüttert bis in das Innerste, verfolgt von feindlichen Mächten, was konnte er da noch tun gegen all diese Versuchungen, die ihn so unablässig verfolgten? Ja, was sollte er nur tun? Er ist unsicher und verwirrt, ohne Halt und ohne Kraft, wankend und zur Verzweiflung geneigt. Es genügte in diesem Zustand, dass ein verhängnisvoller Umstand dazu kam, um in seiner Verwirrung noch die letzten Reste seines Widerstandes wegzunehmen, wie dürre Blätter.

Das trug sich so zu. Ein stürmisches Ereignis warf diesen geschwächten Willen noch vollends zu Boden. Lassen wir Francisque erzählen:

"Es war an einem Sonntag im Oktober. Wir waren in unserer Kapelle in Rossignol beim Sonntagsgottesdienst. Auf einmal sah ich eine junge Dame, die ich kannte, hereinkommen, was sonst nie geschehen war. Ihre Mutter, eine betagte Dame, und ein nettes kleines Mädchen begleiteten sie. Nach dem Gottesdienst ließ mir die Dame sagen, sie wolle mich sprechen. Wir begaben uns dann in die große Allee, wobei die Mutter und das Kind uns in gewissem Abstand folgten. Ich hatte

gleich zu Beginn dieses Besuches gemerkt, dass er mir persönlich galt. Die junge Dame gehörte zu meinen Bekannten. Ich hatte einmal Gelegenheit, sie anlässlich eines tiefen Schmerzes zu trösten und sie hatte mir zum Dank einige kleine Aufmerksamkeiten erwiesen, ohne mich andere Gefühle, als nur die der Dankbarkeit, fühlen zu lassen. An jenem Tag schien sie sehr bewegt, als sie mich anredete. Ihre ersten Worte kamen nur zögernd heraus und wurden von einigen Seufzern unterbrochen. Da ich sie in Not sah und sie so verwirrt war, sprach ich ihr gut zu. Da schien mein Mitleid ihr zu Hilfe zu kommen und sie kam mit einem vollen Geständnis heraus. Sie sagte:

"Oh, Monsieur Abbé, wie habe ich mich danach geseht, Sie zu treffen und mit Ihnen zu sprechen. Mein Glaube an Ihre Tugend und mein Vertrauen zu Ihnen veranlassen mich, Sie zu bitten, mich vor meinem eigenen Herzen zu retten und Ihnen die volle Wahrheit zu sagen."

"Sprechen Sie", sagte ich.

"Lieber Herr", fuhr sie fort, "in mir ist eine Neigung, die mir keine Ruhe mehr lässt. Schon lange hege ich sie, sie zehrt an mir und stürzt mich in das Verderben. Ich weiß, dass ich nicht mehr ruhig werde, wenn ich Ihnen nicht alles sagen darf, und ich muss Ihnen gestehen, dass Sie selbst der Gegenstand dieser Neigung sind. So, nun habe ich Ihnen alles gesagt, jetzt retten Sie mich, befreien Sie meine Seele!"

"Wie könnte ich das, meine Schwester?", war meine Antwort.

"Indem Sie mir gestatten, dass ich mich Ihnen anschließe, oder, wenn Sie mich dessen nicht würdig finden, dann heilen Sie wenigstens mein armes Herz!"

"Meine Schwester", antwortete ich ernst, "Sie wissen, dass meine ganze Liebe dem Herrn gehört." "Aber unser Herr", sagte sie, "hat wenigstens Marie erlaubt, zu seinen Füßen zu sitzen und sich an seine Knie zu lehnen, um ihm zuzuhören und ihre Liebe mit ihren Tränen zu verströmen."

"Gewiss, der Herr ließ das zu, aber ich armer Sünder kann nicht das Gleiche tun, was mein heiliger Meister tat."

"Sie sind immerhin sein Stellvertreter! In Gottes Namen, haben Sie Mitleid mit mir!"

Ich war gerührt. In anderen Augenblicken hätte ich erschüttert sein können, denn ich fühlte, dass diese Frau unglücklich war und die

Wahrheit sprach. Ihre Worte trafen genau auf meine schwache Seite und drangen mir in das Herz. Aber da sie mich an meinen Herrn erinnerte, den ich so sehr liebte, fand ich in seinem Geist die Kraft zu widerstehen und die Geistesgegenwart, die mir helfen musste, sie aus der Not zu retten, in die sie meine Antwort gestürzt hatte. In diesem Geist redete ich mit ihr, und sie schien mich, wenigstens für den Augenblick zu verstehen. Sie schaute mich an und sagte in resigniert traurigem Ton:

"Monsieur Abbé, da es unmöglich ist, so geben Sie mir doch wenigstens ein Andenken, ein kleines Zeichen Ihrer Güte, das mir Ihre Ratschläge in Erinnerung ruft und mir in meiner Ergebung hilft."

"Aber ich besitze nichts."

"So manchem Schäflein haben Sie es schon gewährt, sollte da nicht ein kleines Bildchen für eine arme Seele übrig bleiben, die darum bittet und traurig sein würde, wenn Sie es ihr versagten?"

Im Gefühl von Mitleid öffnete ich mein Gebetbuch und gab ihr ein Bildchen. Das war aber ein Fehler, bei seinem Anblick zitterte sie vor Erregung, Tränen fielen auf das Bildchen und sie drückte es an ihre Brust. Der ganze Erfolg meiner Ermahnungen war bei diesem Herzenseguss verflogen. Ich witterte die Gefahr, und um sie zu bannen, dachte ich, es wäre das Beste, sie zu übersehen und das Gespräch in dem Sinne zu beenden, wohin ich es gelenkt hatte, nämlich auf völligen Verzicht. Beim Abschied konnte ich es mit Rücksicht auf meine Besucher nicht vermeiden, sie zurückzubegleiten. Am Ende der Allee hielt ich an, und dann trennten wir uns:

"Adieu, meine Schwester", sagte ich zu ihr. Die junge Frau hielt einen Moment schweigend an und sagte dann leise:

"Gibt es keine Hoffnung auf ein Wiedersehen?"

Ich antwortete nicht und verschwand."

Als der junge Priester zu Hause ankam, fühlte er einen Augenblick lang seine Schwachheit, aber gleich fand er seine Energie wieder und sagte: "Oh, nein, niemals." Trotzdem traf ihn dies Geständnis einer unglücklichen Frau, die ihm ihre Liebe gestand, mitten in sein angreifbares Herz. Als er einige Tage danach erfuhr, dass die junge Dame krank geworden sei, da erfasste auch ihn eine innere Krise. Diese dauerte ungefähr eine Woche. Dann aber bäumte sich seine

Männlichkeit, die so missverstanden, so geplagt und seit Jahren misshandelt worden war, eines Mittags auf, durchbrach den Zaun und warf den Willen des Priesters zu Boden. Bei dieser Revolte all seiner menschlichen Kräfte fühlte er sich entmutigt und sah keinen Ausweg mehr. Im Gefühl des Unterliegens rief er: "Jetzt ist Schluss, ich kann nicht mehr." Er schwankte, aber einen Augenblick später sagte er: "Ja, ich nehme an, was mir da geboten wurde." Der Mann in ihm hatte endlich über den Priester gesiegt. Das priesterliche Joch war abgeschüttelt durch die unbesiegbare natürliche Kraft des menschlichen Wesens. Francisque erhob sich und begab sich auf den Weg zu der Wohnung der jungen Frau, um sie zu trösten und ihr unverblümt zu sagen, dass er bereit sei, auf ihren Wunsch einzugehen.

Sein Entschluss stand fest, er war sich dessen voll bewusst. Aber er handelte offensichtlich unter der Auswirkung einer inneren Regung, die er nicht mehr beherrschte, in einem Zustand weitgehender Übererregung. Nach einem fieberhaften Marsch von etwa dreißig oder vierzig Minuten kam er in das betreffende Dorf, aber als er weitergehen wollte, fühlte er sich plötzlich angehalten. "In diesem Augenblick", sagte er selbst, "spürte ich einen letzten Anruf dessen, was in mir an edlen Gefühlen vorhanden war, und ich sagte: "Oh nein, diesen Verrat an meinem Meister verübe ich nicht!" Ich ging trotzdem weiter, aber als ich an der Schwelle jenes gefährlichen Hauses ankam, da beeilte ich mich, rasch vorüberzukommen. Von dort ging ich geradewegs zu Pater Curtius. Zu ihm sagte ich ganz offenherzig: "Mein Herr, ich habe mein Gelübde verletzt, ich bin auf menschliche Liebe eingegangen, dahin ist es gekommen. Oh, dass Gott mir verzeihe. Mein Vater, helfen Sie mir, denn in Zukunft komme ich nicht mehr gegen mich an!"

Der Abbé Curtius war bestürzt, aber er war ohne besondere Seelengröße. Er hätte noch Gelegenheit gehabt, seinem treuen Mitarbeiter sein Mitleid zu beweisen. Francisque war eine von jenen Naturen, die man mit feinem Gefühl retten konnte. Davon aber besaß der Prior nichts. Er verletzte sogar die innersten Gefühle des armen Sünders mit all der Schroffheit seines schwachen Wesens. Die Kälte seines Beichtvaters verletzte Francisque ebenso wie sein eigener Fehler. Beides machte ihn vor seinen eigenen Augen schlecht. Der

junge Priester war gefallen, man durfte ihn aber nicht fallen lassen bei seinem tiefen Schuldgefühl, man hätte ihm Kopf und Herz stützen sollen, wie es der Vater des verlorenen Sohnes getan hat...

Francisque, der in seinen eigenen Augen vernichtet war, ging wieder nach Rossignol, unter der Last einer ungeheuren Schande. Er hatte nicht den Arm eines barmherzigen Vaters gefunden, noch die Stimme des Himmels vernommen, die ihn hätte aufrichten können. Er war im Gegenteil überzeugt davon, völlig entehrt und gottverlassen zu sein, und sein innerer Instinkt sagte ihm, dass er vollkommen verloren war. Tatsächlich kämpfte er während einiger Monate erfolglos gegen diese vollkommene Mutlosigkeit. Acht Tage nach dem berichteten Vorgang, den wir vor allem einer momentanen Geistesverwirrung zuschreiben, befand sich Francisque wieder in derselben Situation, empfand die gleiche innere Anfechtung bezüglich jener Frau, gab wieder nach und machte sich auf zu jenem verhängnisvollen Haus, ohne einzutreten. Von Neuem beichtete er ernstlich diesen wiederholten Fehler und kam noch verzweifelter als das erste Mal nach Rossignol zurück. Zehn Mal wurde er in gleicher Weise so geplagt. Zehn Mal zog es ihn zu jenem Haus, ohne einzutreten, und zehn Mal beichtete er seine Sünde, bis ihn schließlich die Beichte in Verwirrung stürzte und zu einem unerträglichen Opfer wurde. Er beschloss, damit endgültig Schluss zu machen. "Entweder will ich siegen, oder unterliegen, und lieber, als in einem solch unerträglichen Hin und Her zu hängen, will ich untergehen", so sagte er zu sich bei einem letzten Angriff. "Ich werde noch einmal mit meinem Bischof ("*seigneur*") sprechen."

Tatsächlich wurde wieder ein Besuch Seiner Heiligkeit in Montretout erwartet. Er ging zu ihm und sagte: "Hochwürden, ich erbitte von Euch die Gnade, in Zukunft keinen Frauen mehr die Beichte abnehmen zu müssen und mich in Rossignol einzuschließen wie die anderen Mönche, die dort leben." Durch seinen ersten Versuch glaubte er zu wissen, dass der Bischof ihm verbat, das Werk zu verlassen. Daher begnügte er sich damit, ihn zu bitten, auf der großen Kolonie (Landgut) bleiben zu dürfen. In dieser verlassenen Einsamkeit, wo er keine Frauen antraf, glaubte er am besten der Versuchung zu entgehen, gegen die er sich so machtlos fand, gegen die des Herzens.

Der Bischof, der keine Ausnahmen liebte und der geheime Absichten bezüglich Francisque hegte, erwiderte trocken: "Ist nicht Jesus Christus der Retter von Männern und Frauen? Und bist Du nicht sein Stellvertreter? Nun willst Du ein kleinmütiger Arbeiter sein?" Nachdem er so gesprochen hatte, brach er, wie das erste Mal, das Gespräch ab und hörte die Begründung von Francisques Bitte nicht weiter an. Er musste das tun, weil die geheime Absicht bestand, dass Rossignol an eine religiöse Kongregation verkauft werden sollte, und da man beschlossen hatte, Francisque ausschließlich für Montretout anzustellen und für das Werk von Monsieur Le Hardi. Der Abbé wusste nichts von diesen Plänen, und der Monsignore hatte ihm von vornherein seine Bitte abgeschlagen, ja, ihn sogar der Feigheit verdächtigt.

Das war dem Priester genug! Die göttliche Autorität hatte durch seinen Bischof zu ihm gesprochen, und zwar mit Strenge. Er glaubte deshalb schweigen zu müssen, das glich dem Kadavergehorsam eines Ignatius Loyola. Dieses Schweigen bedeutete unbedingte blinde Unterwerfung, war aber verbunden mit Befremden und Erschrecken. Francisque war überzeugt, dass er in Montretout zugrunde gehen werde. Der Befehl zu bleiben, den ihm sein Vorgesetzter gegeben hatte, war für ihn nach seinem eigenen Ermessen von der Vorsehung Gottes gegeben, es war aber gleichbedeutend mit Tod und Verdammnis. Als er den Monsignore verließ, war er von seinem Untergang restlos überzeugt.

Sechs Wochen danach befand er sich immer noch in einem Zustand dumpfer Verzweiflung, da beschloss er unwiderruflich seinen moralischen Selbstmord. "Wie ich es auch mache", sagte er sich, "ich bin ein unwürdiger sündhafter Priester. Von Geburt an bin ich unrettbar zur ewigen Hölle verdammt, ich bin verloren. Ja, so ist es!" Im Gefühl schlimmster Verwirrung rief er aus: "Ehe ich aber mit den Verworfenen der ewigen Verdammnis ausgeliefert werde, will ich wenigstens hienieden glücklich sein. Ich werde mich der Liebe ergeben, und sei es nur ein Jahr. Ich schwöre es. Möge sich nachher der Abgrund öffnen." In diesem Augenblick war Francisque in einem Zustand von aufgewühltem Trotz gegenüber aller Hoffnungslosigkeit

und ewiger Qual. Aber lesen wir die Zeilen, die er selbst geschrieben hat:

"Wenn ich eine Million Jahre lebte, so würde ich nach solch unendlich langer Zeit, da alle Erinnerung ausgelöscht sein müsste, mich doch erinnern an jene schrecklichen Momente meines Lebens, da ich mich wie ein anderer gefallener Engel von der Höhe des priesterlichen Firmaments hinabstürzen wollte in den Abgrund. Einige Sekunden vor diesem Absturz, da ich mich der Sünde überantworten wollte, die mich von dem Thron der Keuschheit hinabstürzte, da sah ich plötzlich ein helles Licht, das hineinleuchtete in den Abgrund, der mich aufnehmen sollte. Ich zitterte bei diesem Anblick, und ich fühlte mich wie von einem Schwert getroffen, das mich durchbohren sollte. Mir schien, als träfe mich ein Blitz vom Himmel beim ersten Wort, mit dem ich mein Gelübde brechen wollte. Aber eine böse Kraft bemächtigte sich meines Willens, und in meiner Torheit leistete ich den Schwur der Dämonen, den Schwur, die Kreatur zu lieben. Und welches Wunder, Gott schlug mich nicht! Ich blieb stumm vor Staunen. Ich dachte, beim ersten Schritt in das Verderben werde mich seine Hand treffen, ich wagte dennoch diesen Schritt, und wieder ergriff mich Gottes Richterhand nicht. Ich ging weiter, gesenkten Hauptes nach Montretout, sehr unsicher, in der Absicht, bis zum Ende des Weges, den ich vor hatte zu gehen, und ich wurde dabei nicht vernichtet, der Himmel blieb stumm. Ich schaute fragend zum Himmel auf, er war wolkenlos und eine märzliche Sonne überstrahlte die ganze Gegend! Für mich aber war dieser Himmel trüb, die Sonne schien mir düster, die ganze Umgebung traurig. Meine Seele hatte über alles den Schleier des Schreckens gebreitet. Indes trieb es mich immer weiter, immer schneller und ganz ernstlich entschlossen. Ich wollte lieben, mit der Liebe eines Revoltierenden. So kam ich an die Tür jener jungen Frau. Ich wusste, dass sie immer noch unglücklich war wegen meiner Weigerung und zweifelte nicht daran, dass sie meine unglückliche Lage verstehen werde. Diesmal klopfte ich ohne Zögern an und ging hinein, geradewegs auf sie zu, ergriff ihre Hand und ohne ihr Zeit zu lassen, vor Überraschung zu sich zu kommen, sagte ich: "Madame, Sie erinnern sich an Ihren letzten Besuch bei mir? Bei Ihrer Liebe, stoßen Sie mich nicht zurück, denn ich bin wahrlich bemitleidenswert, ich habe nur noch eine einzige Hoffnung,

nur eine Freude auf dieser Erde, Sie allein, Madame!" Dem unglücklichen jungen Mann waren Herz und Sinne verwirrt! Ach, alles war zuende!

Wer unter Euch ohne Fehl ist, werfe den ersten Stein auf ihn, oder die erste Verdammung über diesen Sturz! Samson war stärker als Francisque und fiel, Salomon war weiser und fiel trotzdem, heiliger war David, und auch er fiel trotzdem! Was uns selbst betrifft, so wollen wir für den jungen Priester beten und ihn nicht verdammen, denn wir sind überzeugt, dass sein ganzer Fehler darin bestand, dass er am Unmöglichen zerbrochen ist. Vor allem ist Francisque ein Opfer! Wenn uns erlaubt ist, angesichts eines großen Unglücks zu klagen, wenn wir unsere Stimme erheben dürfen so laut unsere Trauer groß ist, um das Leid eines Bruders, so möchte ich einen Schuldigeren anklagen, als es Francisque war: seine Kirche!

Ja, ich klage seine Kirche an, denn sie hat die Unschuld seiner Jugend und sein Vertrauen getäuscht, indem sie ihm ein falsches illusorisches Ideal als das Wahre vorgetäuscht hat.

Ich klage die Kirche an, ihn begeistert und fanatisiert zu haben für ein ungutes Ideal, um dabei in seiner Brust eines nach dem anderen abzutöten und schließlich auch seine guten menschlichen Qualitäten zu verderben.

Ich klage sie an, seine Unkenntnis missbraucht zu haben, um ihm die widernatürlichen Fesseln eines frevelhaften Gelübdes anzulegen, welches die göttlichen Gesetze missachtet und dessen Folgen Francisque nicht kannte.

Ich klage sie an, dass sie es war, die Francisque in den gähnenden Rachen von Montretout und Rossignol gestürzt hat. Dabei hat sie in grausamer Weise den Untergang seines Wesens besiegelt und trotz seiner Angst und Verzweiflung kalt lächelnd seine Seele zugrunde gehen lassen.

Ich klage sie an, dass sie alljährlich Tausende von jungen Männern und Frauen derselben Verzweiflung anheim gibt, denselben Enthusiasmus missbraucht und demselben schreckliche Los aussetzt.

Ich klage sie schließlich an, unaufhörlich Irrtum, Verstümmelung und Knechtschaft, die ihresgleichen sucht, in die Familien, den Staat und in die Gesellschaft hineinzutragen.

Da sitzt die furchtbare Mörderin! Ich schreie das geradezu heraus in der sicheren Überzeugung, dass ich die Wahrheit und nur die Wahrheit sage.

Und Du, Francisque, richtest Dich auf, denn Du bist, wie ich schon sagte, ein Opfer, aber ein rächendes Opfer. Ja, Du bist der Rächer für Legionen von Brüdern, die ebenso wie Du hingeopfert sind. Der Rächer der lebendigen Seele gegenüber dem eisigen Asketentum zum Wohle der heiligen Familie, gegenüber der so oft heuchlerischen und unwahren Jungfräulichkeit, der Rächer Deines Jahrhunderts gegenüber dem Hierarchismus, der unversöhnlich und blind wütet. Mit Dir hat man das menschliche Geschlecht, das Joch abgeschüttelt, das es Jahrhunderte lang bedrückt hat, mit aufgebrachter Wut hat es sich gegen seine Unterdrücker gewandt, die Kirche, hat seine Ketten zerbrochen, das Zölibat, und ist wieder frei geworden, wie Gott, sein Schöpfer! Weißt Du nicht, dass das menschliche Geschlecht unvergänglich ist wie Gott? Es durfte also in Dir nicht sterben, da es Gottes Geschöpf ist! Daher durfte es auch nicht die Knechtschaft ertragen. In Dir hat es den Sieg erfochten, in Deinem Inneren, oh Francisque. In Deiner niedergedrückten Seele, die so hoffnungsvoll sich selbst peinigte. Ja, das war ein trauriges Kampffeld, vielleicht verdammt von jenen, die es verwüstet haben, aber der heilige Schauplatz Deiner Seele, oh Francisque, sei gesegnet! Ich weiß wohl, dass Du in Deinen Augen unwürdig bist, aber ich hoffe, dass der Tag der Erkenntnis kommen wird, da Du verstehen wirst, dass in diesem Augenblick des Kampfes, den Du als Unglück betrachtetest, Du nicht Herr Deines Entschlusses, noch Deines Geschickes warst. Du bist ein Kind der Vorsehung. Möge diese Erkenntnis und Überzeugung Dich wieder vor Dir zu Ehren bringen.

Ehe indessen Francisque nach Rossignol zurückkehrte, suchte er, ohne eine Erregung merken zu lassen, den Pater Curtius auf, dem er erklärte, dass er endgültig die Anstalten von Montretout verlassen werde, um sich zuerst bei seiner Familie zu erholen. Der Direktor machte ihn aufmerksam auf die Schwierigkeiten, die es geben werde. Francisque aber blieb unerschütterlich. Der Domherr Curtius erschrak, weil er glaubte, Francisque habe vom bevorstehenden Verkauf von Rossignol und von seiner bisher verheimlichten Versetzung Kenntnis

bekommen und sei erbost, weil er davon nichts gesagt bekommen habe, und dies habe sein Ausscheiden veranlasst. Wie dem auch sei, der Vorgesetzte bat Francisque, einen Stellvertreter abzuwarten, worin Francisque zustimmte.

Acht Tage darauf kam ein Priester von der Kongregation, an die Rossignol verkauft werden sollte. Sechs Wochen später musste sich Francisque von seinen Waisen und seinen lieben, aber unglücklichen Zöglingen verabschieden. In diesen traurigen Augenblicken empfand er vermehrte Sorge um sie. Indem er allen persönlichen Schmerz hintan stellte, zeigte er umso mehr Zärtlichkeit und Sorge um die anderen, wie eine Mutter, die ihre Traurigkeit verbirgt, um ihre Kinder nicht aufzuregen. Wenn es sich um seine Waisen handelte, vergaß er alles, selbst die Hölle, die in Zukunft sein Erbteil sein würde.

Endlich schlug die Abschiedsstunde. Es war um die Mittagszeit eines Apriltages. Er begab sich in Begleitung aller Zöglinge von Rossignol in die Kapelle! Da empfahl er sie alle ihrem obersten Seelenhirten mit folgenden eindrucksvollen Worten:

"Oh, mein Meister, Du weißt, dass ich trotz meiner Unwürdigkeit vor Dir nie eines meiner Kinder, die Du mir anvertraut hast, verlassen oder Ärgernis an ihm genommen habe. Nun vertraue ich sie Dir an, die Du in meine Hände gegeben hattest. Oh, mein Hirte, errette sie durch Deine Liebe und Dein großes Mitleid!"

Dann erhob er sich und nahm unter vielen Seufzern Abschied von ihnen. Am Vorabend hatte er sich schon von Montretout verabschiedet.

Als er dann allein auf seinem Weg war, kamen ihm die traurigen Gedanken wieder in das Bewusstsein und die Spanne Zeit, die ihn noch von der Hölle trennte. Er stellte es Gott und dem Schicksal anheim, wie lange dies noch dauern werde und wieviel oder wenig Freude er noch während dieses Waffenstillstandes genießen dürfe, da er doch von nun an ein Verdammter war! Er ging seines Weges dahin, entschlossen, abzuwarten, was da kommen werde, wie es auch sei. Er wollte daraus das Beste machen und einer anderen Person (Existenz), mit der er sich bei günstiger Gelegenheit vereinigen wollte, das Glück

bringen. Er glaubte, sie sei imstande, ihn zu verstehen und ihm die düsteren Stunden zu versüßen, die er noch auf Erden zu wandeln hatte.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! Vor allem musste Francisque jetzt aus dem verderblichen Milieu heraus und wieder zur Ruhe kommen.

* * *

Fünftes Buch

Das Große Trappistenkloster

oder

Die Lehrzeit bei den Trappisten

* * *

Die Welt und die Wege zum Trappistenkloster

Zwei verschiedene Wesen bekämpften sich in der Brust des Priesters, als er vorübergehend in sein väterliches Haus kam. Da war in ihm der wirkliche Mensch, der Sohn der Menschheit und des Schöpfers. Daneben, aber entgegengesetzt, das religiöse Wesen, jedoch betrogen oder besser verbogen, wie die Füße der Chinesinnen durch ihre starren Schuhe. Die Seminare und Bethanien hatten dieses gekünstelte und naturwidrige Leben geprägt.

Die priesterliche Erziehung hatte also Francisques inneres Wesen gespalten und den Krieg entfacht zwischen den zwei getrennten Seiten seines Geistes. In Wirklichkeit hatte der Mensch das priesterliche Joch abgeschüttelt, aber der Geistliche hielt das menschliche Wesen mit der Drohung der Todsünde fest. Der Mensch fühlte wohl, dass er sich nicht auf dem richtigen Weg befand, dass er gegen Unmögliches gekämpft hatte, aber der Andere machte ihm Vorwürfe wegen seiner Schuld, aber trotz der sicheren Verdammnis wollte dies arme Herz auf der Erde glücklich sein und lieben. Indessen war das nur die Reaktion der Verzweiflung, die sich wehrte, seine immer noch vom Dogma beherrschten Ansichten anzuerkennen. Welches dieser beiden Elemente wird in diesem Zwiespalt, in diesem Kampf den Sieg davontragen? Welche Erlösung birgt die Zeit unter ihren geheimnisvollen Fittichen?

Als er ins väterliche Haus kam, war es der Mensch, der triumphierte. Unter der Last seiner Verzweiflung hatte er sich ein Ziel gesetzt und seinen Plan festgelegt. Die Weltausstellung fand in diesem Jahr 1855 in der Hauptstadt Frankreichs statt. Dorthin wollte er gehen, denn dort gedachte er sich eine vernünftige Überzeugung zu bilden. Vor der Abreise traf er seine Vorbereitungen, und verschaffte sich sowohl einige Monate Ferien, die er als notwendig bezeichnete, als auch Beziehungen zu einigen Pariser Familien. Nachdem er alles aufs Beste

geregelt hatte, reiste er im Laufe des Sommers ab. Bei dieser Trennung von Familie und Kloster muss gesagt werden, dass Francisque die Frau, welcher er den Rest seines Lebens widmen wollte, nicht mehr gesehen hat, nur brieflich hatten sich die zwei gebrochenen Seelen ihre Hoffnungen und Liebe mitgeteilt und versichert. In der seinem Dorf benachbarten Stadt nahm Francisque den Zug, der ihn ans Ziel der ersten Etappe seiner Reise bringen sollte. Im Bahnhof von C. unterbrach er die Fahrt, um den Zug nach Paris abzuwarten. Er hatte dreißig Minuten Aufenthalt und setzte sich in den Wartesaal. Da sah er auf einmal einen älteren Herrn auf sich zukommen, der ihn mit folgenden Worten anredete:

"Guten Tag, Herr Abbé, kennen Sie mich nicht mehr?"

"Ihre Züge, mein Herr, sind mir tatsächlich nicht unbekannt", antwortete Francisque, "aber ich erinnere mich nicht genau an Ihre Person."

"Ich bin der Pfarrer Bardot, und vielleicht erinnern Sie sich an unsere religiöse Unterhaltung, die wir vor ungefähr vier Jahren in unserer Kirche miteinander hatten."

"In der Tat, Herr Pfarrer!", mit diesen Worten ergriff Francisque die dargebotene Hand des alten Herrn.

Bardot:

"Auf welchen Zug warten Sie, Herr Abbé?"

Francisque:

"Den nach Paris."

Bardot:

"So reisen wir also miteinander, falls Sie keine Bedenken haben, mit einem Bruder zusammen zu sein, dessen Wohlwollen Sie besitzen."

Francisque:

"Ihr Wohlwollen ehrt mich, Herr Pfarrer, denn wenn auch meine Überzeugung der Ihrigen vollkommen entgegengesetzt geblieben ist, so habe ich trotzdem den guten Eindruck nicht vergessen, den Ihre Redlichkeit damals auf mich machte."

Bardot:

"Ich danke Ihnen, Herr Abbé, für die Versicherung Ihrer Achtung und für das Vergnügen, das Sie mir verschaffen, mit einem rechtschaffenen Menschen von ernstesten Dingen sprechen zu können."

Der Pfarrer Bardot war ein Glaubensheld, ebenso eifrig, als auch aufgeklärt, und er ließ nicht nach, wenn es galt, andere für seine Überzeugung zu gewinnen. Dazu hatte er an Francisque ein ganz persönliches Interesse gewonnen. Er wollte keineswegs einen Protestanten aus ihm machen, nein, er dachte überhaupt nicht an die kirchliche Frage, aber er hätte gern den Horizont des jungen Priesters erweitert und in ihn den Keim eines ebenso weitherzigen wie religiösen Christentums gelegt. Denn seinen Kult, seine Religion fasste er in diese Worte:

"Menschliches Christentum und christliches Menschentum". Er wollte in der Seele des jungen Klerikers die Grundlage erwecken, die den wahren Menschen ausmachen und die er bei ihm erloschen fand.

Indessen kam der erwartete Zug, und unsere beiden Reisenden stiegen in das gleiche Abteil ein. Nach einigen Minuten des Schweigens wandte sich der Pfarrer wieder an Francisque:

"Wollen Sie einige Zeit in Paris bleiben?"

Francisque:

"Mehrere Wochen", antwortete der Abbé, "so lang, um mit Gewinn die Ausstellung zu besichtigen, genügend von der Hauptstadt zu sehen und um ein wenig die Menschen zu studieren."

Bardot:

"Menschen kennenzulernen und vor allem sie zu verstehen, ist nicht die Stärke Ihrer Kollegen, die ausschließlich in dem engen Kreis ihrer Dogmen erzogen sind und von da aus die übrige Welt beurteilen."

Francisque:

"Sie beurteilen uns ungerecht, Herr Pfarrer."

Bardot:

"Ich stelle nur Tatsachen fest, man sperrt Euch in ein Kloster ein und verbildet Euch. Internate, Klöster und vor allem das Gelübde der Keuschheit machen Euch so anders als die Allgemeinheit, dass Ihr unfähig werdet, sie so zu empfinden, wie sie ist."

Francisque:

"Sie werden sehen, Herr Pfarrer, dass meine Reise den Zweck hat, Ihre Behauptungen zu widerlegen."

Bardot:

"Vielleicht machen Sie eine Ausnahme, aber in Wirklichkeit, ganz in Ihrem Innern, betrachten und beurteilen Sie die Dinge nicht, wie sie

wirklich sind, sondern nur von Ihrem kirchlichen Gesichtspunkt aus. Sie werden die wunderbaren Erzeugnisse menschlichen Schaffens sehen, Ihr aufgeschlossener Geist wird sie bewundern, aber Ihr Gewissen wird dazu sagen: wieviel Dinge - erzeugt für die Wirklichkeit. Sie werden erstaunt sein über die unabweisbare Tatsache von der Vielfalt der Typen, der Geister, der Nationen, der Kulte, der Einrichtungen und der Geisteskulturen, denen die Menschenmassen angehören, unter denen wir uns bewegen, aber im selben Augenblick wird Ihr priesterliches Herz diese Menschenmengen bedauern, denn Sie sehen in dieser Mannigfaltigkeit nur eine große Verirrung, die nicht in Ihr Programm passt.

Erstaunliche Sache! Da sind wir zwei Brüder, Kinder des gleichen Schöpfers, mit gleichen Fähigkeiten, und trotzdem - alle Dinge, die wir sehen, alle die von Gottes Geist dem Menschen eingegebenen Dinge fassen wir ganz verschieden auf bezüglich ihres Nutzens für die Seele des Menschen. Mir scheint sogar bezüglich des Urteils, das wir über diese Dinge haben, verhalten wir uns wie die Antipoden. Denn was ich als Nahrung für mein unsterbliches Leben ansehe, das bezeichnen Sie als verderblich oder mindestens als vollständig unnütz für dasselbe Leben. Beide sind wir doch Kinder desselben freiheitlichen Geistes. Aber während ich an die verschiedenen Einrichtungen und Dinge unparteiisch herangehe, betrachten Sie die Dinge nur vom Standpunkt Ihres Dogmas aus und beurteilen sie einzig und allein nach der Methode, die es erlaubt. Ihr Horizont ist beschränkt, Ihr Blick eingengt, Ihr Denken begrenzt und gebunden. Sie haben etwas von einem Mönch, wie alle Priester, mein lieber Abbé, verzeihen Sie mir diese Kühnheit."

Francisque:

"Ihre Kühnheit irrt, Herr Pfarrer, denn ich könnte alles hören, alles sehen und alles würdigen."

Bardot:

"Passen Sie auf, lieber Abbé, wenn Sie sich von der Welt wenden, werden Sie sich an das hängen, was für Sie und Ihre Glaubensgenossen außerirdisch ist.

Jeder von uns befindet sich zwei ganz verschiedenen Welten gegenüber, derjenigen der Katholiken und derjenigen der anderen Kulte. Viele Wochen lang werde ich als freies Gotteskind Eure Kirchen besuchen, ich werde Eure Predigt hören, gleichermaßen

werde ich den Rabbiner hören, den buddhistischen Priester und den muslimischen Imam, wenn sie zu finden sind. Ich werde im Frieden und in der Liebe mit den Menschen beten, die mehr oder weniger vollkommen und unter verschiedenen Namen den Schöpfer von uns allen erkennen. Während dieses Aufenthaltes unter allen Volksstämmen werde ich immer Brüder finden, die ich aufklären und denen ich helfen kann, wie sie auch ihrerseits mir einen Teil ihrer andersartigen Anschauung über den göttlichen Funken vermitteln werden, der in ihnen lebt. Ich werde das Glück haben, mit den Angehörigen der verschiedenen Religionen eine Familie zu bilden und mich vor unserem gemeinsamen Vater in einer innigen Vereinigung zu zeigen, um ihn eines Herzens und einer Seele anzubeten. Ich könnte es, denn ich weiß, dass Gott, der Beschützer aller Völker, jeder menschlichen Familie den gleichen Geist der Erleuchtung und Weisheit, der Reinheit und der Verehrung gegeben hat.

Aber für Sie ist eine solche Vereinigung verboten, sie ist unmöglich, weil Sie überzeugt sind, dass Ihr allein die Heiligkeit und die Wahrheit gepachtet habt. Sie werden also diese große Völkerversammlung verlassen, ohne gewagt zu haben, den neun Zehnteln der religiösen Menschheit sich zu nähern."

Francisque:

"Wenn ich auch nicht wage, mein Gebet mit den Angehörigen anderer Glaubensformen zu vereinigen, so bete ich wenigstens für sie. Ich könnte aufmerksam den Gebeten ihrer Priester zuhören, und ich bin bereit, Ihnen in Ihre religiösen Versammlungen zu folgen, um Ihnen zu beweisen, dass wir uns nicht fürchten, angesichts des Irrtums unsere verirrtten Brüder anzuhören, um sie in den Schoß der Kirche zurückzuführen."

Bardot:

"Sehen Sie, lieber Abbé, Sie gehen mit einer vorgefassten Meinung an die Menschen, mit der Absicht, sie zu widerlegen und als Verirrte heimzuführen. So können Sie uns äußerlich gegenüberreten, ohne uns verstehen zu können, wie wir sind. Sie können uns Ihr Ohr leihen, ohne unsere Ansichten beurteilen zu können, Sie können uns verurteilen, ohne unsere Beweise zu prüfen und ihren Wert zu schätzen. Sie werden in unsere Versammlungen mit fertigem Urteil kommen, mit vorher festgelegten und unwiderruflichen Formeln. Sie sind reaktionär, blind und halsstarrig. Sie sind die Inkarnation der

vorgefassten Meinung. Von hier aus gibt es keine Frage, kein wirkliches Kennenlernen, keine Gerechtigkeit, keinen Frieden. Uns gegenüber gibt es für Euch nur den ewigen Krieg.

Aber schließlich, wie dem auch sei, ich nehme Sie beim Wort, dass Sie unsere Versammlungen besuchen wollen, ich werde Ihnen mit Vergnügen unseren Kreis zugänglich machen. Da werden Sie vier oder fünfhundert erprobte Pfarrer finden und tausend evangelische Christen, die mit großer Freudigkeit gekommen sind und bereit sind, Opfer zu bringen, hergekommen aus allen fünf Erdteilen im Interesse ihrer Religion und zur Ehre Gottes, des Vaters von uns allen. Kommen Sie, Sie werden sie achten lernen, wie Sie es schon mir gegenüber getan haben. Und dann, wer weiß? Die Macht Gottes ist groß und seine Wege barmherzig! Viel leicht werden Sie einer seiner Auserwählten, die zu uns kommen, denn ich ahne Gutes bei Ihrem Vorhaben."

Indes wechselte das Gespräch die Richtung. Gegen Ende der Fahrt gaben sich die Reisenden ihre Adressen, und Francisque versprach noch einmal dem Pfarrer, der ihn eingeladen hatte, einige religiöse Versammlungen zu besuchen, seiner Einladung nachzukommen. In Paris angekommen, sagten sie sich Lebewohl und jeder begab sich zu seinem Quartier in der Hauptstadt.

Francisque mietete sich in der Nähe des Pantheon in einem kleinen Zimmer ein, das ihm Freunde vermittelt hatten. Von da aus ging er täglich zu anderen Punkten in der Stadt, wo er etwas Interessantes zu sehen hoffte, besuchte alle zwei Tage die Ausstellung und begab sich gelegentlich zu den Versammlungen der Protestanten, die ihn auf Empfehlung des Pfarrers Bardot freundlich aufnahmen. In diesem Kreis knüpfte er Bekanntschaften mit einigen Pariser Familien, und mit solchen aus der Schweiz, England und Amerika. Nebenher suchte er sich eine lohnende und gesicherte Beschäftigung. Die Wunder der Ausstellung erweckten in ihm Achtung vor dem Reichtum des menschlichen Geistes und beeindruckten ihn tief. Im Moment noch übersah er, wieviel menschliche Kräfte für Nichtigkeiten aufgewendet wurden. Die Beziehungen, die er mit Menschlichem jeglicher Art anknüpfte, eröffneten ihm eine Menge ganz verschiedener Anschauungen, die sich stark von dem unterschieden, was er bisher

gewohnt war. Aber diese Welt, in welcher man Kunst und Wissenschaft verherrlichte, schien ihm weit entfernt zu sein von dem Ideal, nach dem er bisher gestrebt hatte. er fand bei den Protestanten einen tiefen Glauben, ehrliche Überzeugung, gründliche Gelehrsamkeit, gewissenhafte Methoden der Schriftauslegung und ganz neue Auffassungen der christlichen Kirche. Aber es fehlte ihm bei all diesen Dingen das Wesen des christlichen Glaubens, denn er kam nicht von seiner eigenen Auffassung los.

Francisque war ungefähr vier Wochen in Paris und hatte jede Stunde ausgenützt. Jede derselben war ihm ein Gewinn. Schon hatte er eine Anstellung in Aussicht, als ein unerwarteter Besuch die Verhandlungen mit der Direktion störte. Anfang August wollte Francisque gerade ausgehen, als zwei seiner Brüder bei ihm auftauchten.

"Was führt Euch nach Paris?", sagte er etwas erstaunt zu ihnen.

"Um mit Dir die Ausstellung anzusehen. Drunten ist unser Vater mit einem Wagen, er will mit uns zusammen zum Industriepalast fahren. Möchtest Du uns nicht begleiten?"

"Gern", sagte Francisque. Schnell ging er hinunter, um seinen Vater zu begrüßen und ließ seine Brüder hinter sich, nachdem er ihnen aufgetragen hatte, die Tür zu schließen und den Schlüssel nebenan zu deponieren. Aber während er seinen Vater begrüßte, nahmen seine Brüder geschwind seine Papiere an sich und kamen erst dann herunter. Dann bestiegen sie das Fuhrwerk, auf dem bereits Francisque und sein Vater saßen, und fort ging's im Galopp. Nach zwanzig Minuten Fahrt hielt das Gefährt vor der Pforte eines großen Gebäudes. Die große Tür öffnete sich, und zum Erstaunen des Francisque fuhr der Wagen hinein und die beiden Türflügel schlossen sich hinter ihnen. Da merkte er, dass er mit List gefangen war, und dass er dies den Besuchen bei den protestantischen Gottesdiensten verdankte. Alle vier stiegen aus, der Vater und der jüngste Sohn gingen in den ersten Stock. Francisque blieb unten, bewacht von seinem älteren Bruder. Dies war ein kräftiger Mensch, der ihn folgendermaßen anherrschte:

"Wie, schämst Du Dich nicht, die Gottesdienste der Ketzer zu besuchen zur großen Schande der Familie?"

"Oh, Euer Betragen ist sehr schlecht", erwiderte Francisque, "Ihr habt mir eine Falle gestellt." Dabei wollte er das Tor öffnen, um sich zu entfernen.

"Du bleibst hier", sagte der Bruder aufgeregt und packte ihn am Hals: "Hier auf der Stelle erwürge ich Dich, wenn Du fliehen willst, und wenn Du nicht widerstandslos dahin gehst, wohin man Dich bringen wird."

Francisque übersah sofort seine Lage, man wollte ihn entweder einsperren oder verschwinden lassen. Er sah ein, dass Widerstand zwecklos war.

"Beruhige Dich", sagte er zu seinem Bruder, der ihm Gewalt antat, "ich bin zu gut bewacht, um zu entfliehen, Ihr ehrenwerten Kerkermeister! Ich habe gar keine Lust, durch die Straßen zu rennen. Im übrigen will ich im Voraus sagen, dass Ihr alle Verantwortung für das Attentat auf meine Person tragen müsst."

Kurz darauf erschienen der Vater und der andere Bruder an der Tür und befahlen Francisque, mitzukommen. Man führte ihn in ein kleines Zimmer, dann verschwanden seine Angehörigen. Jahrelang sah er sie nicht mehr. Er war kaum dreißig Minuten in dieser Zelle, als ein geistlicher Bruder ihn holte und in ein anderes Zimmer brachte, in welchem sich ein Priester befand.

"Falle auf Deine Knie", sagt dieser, nachdem sich der andere entfernt hatte.

"In der Lage, in welcher ich mich befinde, kann ich das nicht", sagte Francisque erbittert.

"Bete zu Gott, sage ich Dir", fuhr der Geistliche streng fort.

"Unmöglich in diesem Augenblick."

"Tue, was ich Dir sage, denn man hat Dich vollkommen in meine Gewalt gegeben."

"Das sehe ich, Hochwürden (*mon père*), aber Ihr handelt alle schändlich an mir."

"Oh", sagte der Mönch gereizt, "Du wagst anzuklagen, Du, der Du die Würde Deiner Berufung vergessen hast, indem Du zu den Protestanten gegangen bist in der Absicht, eine teuflische Religion anzunehmen und Deinen Meister zu verleugnen."

"Es ist wahr, dass ich protestantische Gottesdienste besucht habe, ebenso wie ich mir hundert andere interessante Dinge angesehen habe, ist das vielleicht ein Verbrechen?"

"Wie, Du entschuldigst Dich nicht?"

"Ich tue mehr, ich protestiere!"

"Man wollte nur Dein Bestes, wenn man Dich nicht verführen ließ durch falsche Lehren, unglückliches Schaf, Du bist unter die reißenden Wölfe gefallen."

"Ach, Hochwürden, seien wir doch ehrlich, ich war nur bei ehrenhaften frommen Leuten."

"Du verteidigst sie auch noch. Gestehe es!"

"Ich verteidige sie aus Gerechtigkeit."

"Noch einen Schritt weiter, Du Unglücklicher, und Du verteidigst auch noch ihre falschen Lehren."

"Weder verteidigen noch anklagen kann ich sie, dazu kenne ich sie zu wenig."

"Aber sie sind ja schon gerichtet."

"Ja, durch unsere Kirche, die ein Gegner des Protestantismus ist."

"Willst Du sagen, dass der Katholizismus sie zu Unrecht verdammt? Dass die Kirche etwa nicht unfehlbar sei, dass sie nicht die einzig wahre Religion sei? Dass man ihr misstrauen müsse? Du Waghalsiger! Ein Mann, der die Sonne sieht, sagt, das ist die Sonne, davon ist er fest überzeugt. So ist es auch mit dem Katholizismus. Die römische Kirche ist das Gestirn des Tages, und Du, Unglücklicher, Du treibst es bis zur Leugnung, Elender!"

"Ach, Hochwürden", sagte Francisque, er war erregt, blieb aber fest, "da Ihr die Dinge soweit getrieben habt, will ich offen mit Euch reden: ein Mann, der nur den Mond gesehen hat und dem man sagt: das ist die Sonne, der kann es in der Tat glauben. Aber zeigen sie ihm doch auch die anderen Gestirne, dann wird er seinen Irrtum einsehen und bemerken, dass Eure Sonne in der Tat nur der Mond ist! Was ist schlechtes dabei, wenn ich Euch bitte, mit geistigen Augen die verschiedenen Glaubensformen zu betrachten, ehe Ihr sie verurteilt? Ihre so herrische Verurteilung gibt mir das selbstverständliche Recht, ganz ernsthaft und unparteiisch Protestantismus und Katholizismus einander gegenüberzustellen. Dann erst kann ich entscheiden, und mit Fug und Recht sagen: Hochwürden, hier ist die wahre Sonne und dort ist der Mond."

"Du Gotteslästerer und Ketzer!"

"Nein, Hochwürden, ich bin gerecht, vielleicht etwas erregt durch Eure Anwürfe."

"Bete, sage ich Dir, und unterwirf Dich, stolze Seele!" schrie der Pater.

"Ich will und kann es nicht", antwortete Francisque mit unerschütterlicher Würde.

Zunächst entstand eine feierliche Stille. Danach nahm der Pater eine ruhigere Miene an, und als ob er das letzte Register ziehen wollte, sagte er:

"Ich beschwöre Dich, beuge Dich vor Deiner heiligen Mutter, und bitte sie um Erbarmen."

Fast wollte Francisque weich werden, aber er überwand sein inneres Gefühl und sagte:

"Bitte, verlangt das jetzt nicht."

Der Pater war außer sich und wollte die widerstrebenden Gefühle, denen Francisque ausgesetzt war, nicht verstehen und sagte:

"Geh' fort, Du bist eben ein Verfluchter."

"Das weiß ich", sagte Francisque kalt, "und deshalb muss ich Euch Trotz bieten."

Als er das gesagt hatte, wollte er gehen. Der Pater jedoch hielt ihn zurück, denn er war von dieser Drohung erschreckt. Er änderte völlig seinen Ton und sagte:

"Mein Sohn, bleib' hier, ich bitte Dich darum." Francisque zögerte ein wenig, dann blieb er.

"Also gut, ich sehe, dass Du verwirrt bist, junger Mann", sagte dann freundlich der Pater zu ihm, "beruhige Dich und begreife, dass ich nicht schuld bin, wenn ich in diese üble Geschichte hineingezogen worden bin. Ich bin nur ein Untergebener, der seine Befehle bekommen hat." Dann sagte er: "Gehe eine Stunde im Hof spazieren, dann wollen wir nachher wieder ruhiger miteinander sprechen."

Francisque ging in die Zelle zurück, in der er seinen Koffer fand, den man während des Gespräches mit dem Priester hergebracht hatte. Als er das sah, ergrimmte er von Neuem, doch er beherrschte sich, nahm seinen Hut und ging in den Hof hinunter. Zuerst kam er in einen solchen, der sehr groß war und in der Mitte ein Rondell hatte. In einer Ecke hatte man mit dem Bau einer Kapelle begonnen. Langsamem Schrittes erging sich Francisque hier eine halbe Stunde lang. Da hörte er Läuten an der großen Pforte, und als diese geöffnet wurde, fuhr ein schwerer Wagen mit großen Quadersteinen herein, die für den Bau der Kapelle bestimmt waren. Er wurde mühsam von vier schweren

Pferden gezogen. Der Pförtner stand links dieses langen Wagens. Francisque ging auf die andere Seite und ging ganz ruhig durch das Tor auf die Straße hinaus. Dabei sagte er zum Pförtner:

"Mein Bruder, sage dem Superior, dass ich beim geringsten Angriff auf meine Person bei der Justiz Klage führen werde. Was meinen kleinen Koffer anbelangt, so verlange ich, dass er dahin gebracht wird, wo er ohne meine Zustimmung geholt worden ist."

Danach entfernte sich Francisque in aller Ruhe. Die Vorsicht allerdings gebot ihm, nicht in die Wohnung beim Pantheon zurückzukehren, sondern er wandte sich an eine andere Familie, die er bei seinem Pariser Aufenthalt kennengelernt hatte. Mann und Frau begrüßten ihn aufs' freundlichste und besorgten ihm noch am gleichen Tag eine sichere Unterkunft.

Während einer erzwungenen Zurückgezogenheit von etwa acht Tagen erhielt Francisque den Besuch eines Monsieur de Sanctis, eines früheren Priesters der Kirche St. Magdalena in Rom. Dieser war vom Katholizismus zum Protestantismus übergetreten nach einer zweijährigen Gefangenschaft in den Kerkern der Inquisition. Er war ein unschuldiges Opfer und hatte sich seinen Verfolgern entzogen. Monsieur Sanctis war auf Francisque aufmerksam geworden bei jener Familie, die Francisque in seiner prekären Lage aufgenommen hatte. Monsieur Sanctis hatte warmes Interesse für einen Menschen, dessen Lage er besser als jeder andere verstehen konnte. Nachdem Francisque diesem guten Menschen seine Lage auseinandergesetzt hatte, fragte er ihn, wieso er, der doch ein geachtetes Glied der katholischen Kirche war, diese verlassen konnte. Er formulierte seine Frage so:

"Wie kamen Sie zu der Überzeugung, dass die evangelischen Kirchen legitim seien?"

Monsieur Sanctis war beeindruckt von Francisques entschiedener Offenheit und glaubte seinerseits, ihm mehrere Begebenheiten aus seinem Leben erzählen zu müssen. Dann erklärte er ihm in ausführlichen Darlegungen, was er alles als Irrtum der römischen Kirche betrachtete.

Francisque sagte daraufhin:

"Das sind alles schwerwiegende Fragen, die mich sehr interessieren, aber sie erfordern meiner Ansicht nach ein langes Studium unter äußerster Unabhängigkeit. Aber solche Studien sind mir von meiner

Kirche verboten und infolgedessen auch gegen mein Gewissen. Geben Sie mir einen einzigen, aber überzeugenden Beweis von der Wahrheit des Protestantismus; wenn dieser mich überzeugt, dann wüßte ich, koste es, was es wolle, Zeit und Freiheit zu finden, um meine wissenschaftlichen Studien von neuem zu beginnen. Ohne diesen Beweis fühle ich mich noch vollständig gebunden, und ich könnte kein einziges protestantisches Buch anrühren, oder auch ein anderes, um unparteiisch urteilen zu können, oder darin den Katholizismus im Nachteil zu finden, ohne dass ich bei dieser Lektüre mich von Exkommunikation bedroht sähe."

"Ich glaube, dass folgender Beweis genügt: nimm an, dass da, wo Gottes Geist waltet, dass da auch meine Kirche sei, denn er kann nicht bei einer falschen Kirche sein."

"Ohne Zweifel", meinte Francisque.

"Nun, seit vier Wochen studieren Sie schon unsere Kirchen. Sie haben deren hervorragende Vertreter kennengelernt und unseren Gottesdiensten beigewohnt, man hat Ihnen Zugang verschafft zu unseren Werken und Kenntnis gegeben von der zivilisatorischen Stärke protestantischer Nationen und von ihrer Kultur. Sie waren in intimer Verbindung mit Familien, die von unserer Kirche als fromm angesehen werden und sich zu deren Prinzipien bekennen. Auf der anderen Seite haben Sie ja die Auswirkung Ihrer Glaubensform erfahren. Jetzt vergleichen Sie beide Kirchen und sagen mir, ob nicht bei uns tätige Nächstenliebe, Mitleid, Freigebigkeit für Einrichtungen der Barmherzigkeit, so zahlreich sie auch seien, Rechtschaffenheit und Einsicht, echtes Gebet, Ergebenheit in Gott und den Menschen gegenüber Liebe, Stärke der Überzeugung, Reinheit des Herzens, der Sitten und christliche Selbstverleugnung zu finden seien."

"Ja, das habe ich gefunden", sagte Francisque.

"Wenn das nun so ist, dann appelliere ich jetzt an die Aufrichtigkeit Ihres Geistes und bitte Sie, einmal die scholastischen Feinheiten beiseite zu lassen und mir zu sagen, ob all diese Werke und Tugenden vom bösen Geist eingegeben sind oder vom Geist der Wahrheit und der Liebe stammen?"

"Ich kann nicht behaupten, dass sie vom Teufel stammen."

"Sie haben Recht, und am Werk erkennt man den Künstler, an den Früchten den Baum, sie stammen also von dem, der gut ist - von Gott."

"Ich danke Ihnen", sagte der junge Abbé, "und ich verspreche Ihnen, dass ich mich mit Ihrer Beweisführung beschäftigen will. Sobald ich mehr davon überzeugt bin, als es in so kurzen Augenblicken sein kann, dann werde ich meine geistige Überzeugung von Grund auf ändern."

"Gott hört auf Sie, und er segne Sie, mein lieber Freund." Er erhob sich und sagte noch: "Gewiss wird der Herr die Fesseln sprengen, die die Menschen Ihnen auferlegt haben, um Sie festzuhalten." Dann drückte er Francisque die Hand und ging.

Am Tag nach diesem Besuch war Francisque entschlossen, in der Ferne seine Freiheit zu suchen. Seine seelische Lage, sein völliges Umschwenken, endlich der Besuch des Monsieur de Sanctis hatten ihn dazu veranlasst. Er teilte diese sofort der Familie mit, die ihm Unterkunft gegeben hatte. Nach wenigen Tagen reiste er in eine Hafenstadt, die ungefähr 150 Meilen von Paris weg lag. Ein achtbarer Kaufmann aus einer großen Seestadt, der Sohn seiner Quartierwirtin, gab ihm auf Bitten seiner Mutter Unterkunft. Was der Reisende an Gepäck bei sich hatte, war nicht viel, die Kleider, die auf dem Leib trug, der kleine Koffer, den man ihm zurückgebracht hatte, ein neuer Reisepass, endlich vierzig oder fünfzig Francs, genau die Reisekosten für seine Person und das Gepäck. Er nahm ein Billett dritter Klasse nach Le Havre, wo er frühmorgens um vier Uhr ankam. Dort bezahlte er vom Rest seiner kleinen Barschaft den Preis für einen Platz auf dem Dampfschiff, das ihn an den Ort seiner Bestimmung bringen sollte.

Der unbekannte Ozean breitete sich vor ihm aus. Dieser Weite vertraute er sich ohne Trauer an, aber auch ohne Freude. In der Tat konnte er nicht voraussehen, wohin es ihn treiben werde, seitdem seine Brüder wie ein Sturmwind den Nachen seiner Existenz auf das weite Meer hinausgetrieben hatten. Er sah es vor sich, wie ich schon sagte, ohne Freude, denn er konnte vorausahnen, dass ein Unternehmen, das aus der Verzweiflung geboren war, schließlich missraten musste in einer ungewissen Zukunft. Er war aber auch nicht gerade traurig. In der Tat, er war entschlossen, allem furchtlos und gleichmütig gegenüberzutreten. Sollte er auch alles auf dieser und in jener Welt verlieren, so hoffte er doch Kraft und gewissen Trost zu finden in der herben Befriedigung seines Hasses. So lebte er dahin,

unmerklich getrieben von seiner inneren Stimme und einer mysteriösen Macht. Vorn auf dem Schiff stehend, blickte er unaufhörlich in die weiten Tiefen. Dort stand er unbeweglich und ganz allein, durchnässt von den anprallenden Wogen. Und inmitten dieser Unendlichkeit stand Francisque so klein wie ein Atom, fuhr dahin, bemerkte weder den leisen Wind noch den Sturm und ließ sich treiben, so war sein Blick gebannt auf einen einzigen Punkt: den Horizont, dessen Grenzenlosigkeit ihm stumm wie eine Sphinx entgegenkam.

Dieser auf dem Vorderteil des Schiffes aufrecht stehende Francisque war das Abbild seines Inneren. Er kümmerte sich keineswegs um die Passagiere, die um ihn waren, er war gleichgültig gegenüber der ganzen Welt, die ihn umgab - unempfindlich gegenüber drohendem Gewitter und den Wogen, die auf ihn einstürzten - , aber mit allen Fasern gespannt auf etwas, das unergründlich vor ihm lag, nämlich die Zukunft! Denn diese würde ihm die wichtigsten Entscheidungen bringen. So war er eingehüllt in seine Gedankenwelt und stand an der Reling, bis der Tag sich neigte. Als es regnete, flüchtete er sich unter ein Zelt auf der Schiffsdeck und blieb dort, vor Wind und Wetter mangelhaft geschützt, bis zur Mitternacht. Völlig durchfroren und todmüde ließ er sich zu Boden fallen, ohne dass er sich mit einem Mantel hätte zudecken können, denn er besaß keinen. Als der Morgen kam, wollte er wieder an seinen früheren Platz zurückkehren. Als er aber aufstehen wollte, blieb sein Anzug am mangelhaften getrockneten Teer des Schiffsdeck kleben. Er konnte nicht aufstehen, ohne dass ein Teil seiner Kleider haften blieb an der klebrigen Unterlage, die seine Kleider mit harziger schwarzer Masse beschmierte. Das war das Komische bei diesem Missgeschick. Der Reisende trug dieses Unglück mit stoischer Ruhe, er war seines einzigen Anzuges fast beraubt und wurde zum Gegenstand der Lächerlichkeit bei seinen Reisegegnossen. Ach was, sagte er sich, das ist nur ein kleines Vorspiel, und lachte selbst. Bis sechs Uhr abends fuhr man auf dem Schiff. Francisque blieb wieder auf dem Vorderteil desselben stehen, bis man im Hafen landete. Als er ausstieg und die ersten Schritte machte, fühlte er sich wie gelähmt und vollkommen geschwächt. Er hatte nämlich aus Geldmangel sechsunddreißig Stunden lang nichts gegessen.

Indes erwarteten ihn freundliche Menschen. Zunächst versorgte man ihn mit einem neuen Reiserock, und dann wärmte ein Ofen seine erstarrten Glieder. Nach einem erquickenden Nachtschlaf lernte er dann am Morgen die ganze Familie, die ihn aufgenommen hatte, kennen. Monsieur Pierson, der Familienvater, war ein gebildeter Mann ungefähr in Francisques Alter. Dieser stellte ihm seine junge Frau vor und bot ihm eine gut bezahlte angenehme Stellung an. Am übernächsten Tag, einem Sonntag, führte ihn Monsieur Pierson in die Familien seiner beiden verheirateten Schwestern ein. Eine war die Familie Dunois, einem Uhrmacher. Die andere Schwester war verheiratet mit Monsieur Plessis, einem sehr angesehenen Stadtbaumeister. Francisque lebte mit diesen Familien in bestem Einvernehmen und in gegenseitiger Achtung. In so günstiger Position hätte er sich ein angenehmes Leben gestalten und sich dem Vergnügen der großen Stadt hingeben können. Seine Einkünfte gestatteten ihm allerhand. Aber er war zu ernst, um dies leichte Leben zu missbrauchen. Hatte er doch einen ganz bestimmten vorgezeichneten Plan, nämlich für eine Familie eine entsprechende Zukunft vorzubereiten und nebenher die Dinge der Umwelt gründlich zu studieren, um danach die neue Richtung seines Lebens vorzubereiten auf moralischem und religiösem Gebiet. Unverzüglich machte er sich ans' Werk. Die drei Familien, mit denen er lebte, boten ihm Gelegenheit, sehr verschiedene Typen zu studieren.

Der Kaufmann, Monsieur Pierson, war die Redlichkeit selber, aber er war nicht gläubig. Gewisse Praktiken und viele Dogmen hielten ihn von der Kirche ab. Da aber dieser Mann nicht von der Negation leben konnte, brauchte er eine Glaubensform, und diese sah er im Familienleben. Die bürgerlichen Tugenden, vor allem die Familie waren für ihn das einzige Unterpfand des Glückes.

Der Ingenieur Le Plessis und seine Gattin schwärmten für Kunst und Wissenschaft. Ihr Umgang bestand aus einigen Künstlern, hauptsächlich aber aus Gelehrten. Als gute Christen besuchten sie jeden Sonntag die Kirche und begannen ihre Tage mit einem gemeinsamen Gebet. Ihr Leben stellte die Verbindung dar zwischen Religion und Kultur. Letztere allerdings stand sehr im Vordergrund und lag ihnen am meisten am Herzen.

Die Familie des Monsieur Dunois, auch Protestanten, pflegte vor allem die Frömmigkeit als Grundlage jeglicher häuslicher Tätigkeit. Die Wohnung war ein dem Gebet gewidmeter Tempel, morgens und abends ertönten religiöse Gesänge, und man widmete sich geistlicher Literatur. Gottes Geist waltete hier in alle Tätigkeit hinein, auch in die Gedanken. Dies waren wirklich fromme evangelische Christen.

Als Mensch achtete und liebte Francisque diese Familien, als Katholik bedauerte er sie und fühlte sich ihnen gegenüber fremd. Da war eben immer noch der Zwiespalt zwischen der Menschenseele und dem Jünger des Loyola.

Außerhalb dieser drei Häuser besuchte er regelmäßig am Sonntag abwechselnd den evangelischen und katholischen Gottesdienst und verglich sie miteinander. Aber er konnte nicht anders als seiner eigenen Kirche den Vorzug geben. Der Fremdling las viel. Ernste Lektüre auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft gefiel ihm manchmal sehr, oft konnte er sich richtig erwärmen für sein Jahrhundert und seine Zivilisation. Aber Roms Verdammung derselben trat ihm dann immer vor das Gewissen, trotz seiner Bewunderung und seines Entzückens. Da konnte es sein, dass ein geliebtes Buch seinen Reiz verlor und seiner Hand, wie ein gefährliches Ding, entfiel und es war ihm, als wären, was er für Strahlen der Wahrheit gehalten, trübe Lichter des Teufels. Seine Überlegungen über alles, was er sah und las, waren der Urgrund seiner inneren Existenz. Manchmal konnte man ihn dabei finden, wie er sich eingehend beschäftigte, und hin und her getrieben wurde zwischen Fragen über Kirchen und Staaten, wobei es sich um die Klärung der ewigen Fragen handelte, die Geist und Gewissen beschäftigten. Daraus wollte er eine Lösung finden für seine neue Laufbahn. Meist konnte man ihn antreffen, wie er am Strand des Meeres, wo die Wogen anprallten und zerstieben, mit großen Schritten stundenlang hin und her ging. Nichts konnte ihn aus seinen Gedanken reißen. Er forschte immer, zerbrach sich den Kopf, verglich andauernd, und trotzdem gewann er nicht die so heiß ersehnte Gewissheit. Er kam nie zu einer absoluten Sicherheit.

Acht Monate schon quälte er sich so, als drei Umstände eintraten, die vorwiegend dazu beitrugen, ihn an den Punkt zurückzubringen, von

dem er ausgegangen war. Ein Motiv des Herzens, sein Gewissen und seine Vernunft brachten ihn wieder zu seinem Bischof zurück.

Die Frau, von der er glaubte, sie sei seiner Liebe wert und für die er seine Existenz aufbauen wollte, schrieb ihm, dass sie es nicht mehr wagen könne, sich ihm anzuvertrauen. Dieses war für Francisque die härteste Enttäuschung. Er, der ihr alles opfern wollte, sah sich schmählich verlassen. Er, dessen Treue felsenfest war, sah sich beim ersten Ansturm getäuscht, der Halt, auf den er sich gestützt hatte, versank und machte einer Hoffnungslosigkeit Platz. Dieser Halt hätte ihn stützen und leiten sollen, und nun war es ein schwankendes Rohr. Als dieses brach, traf es ihn mitten ins Herz, das eine Frau so geliebt hatte, die als erste ihm ihre Liebe angetragen hatte. In den ersten Tagen war die Wunde so schwer und unerträglich, dass Francisque durch Selbstmord seinem Leben ein Ende machen wollte. Doch das Entsetzen vor dem Verbrechen, und der Gedanke an den Skandal hielt ihn davor zurück. Aber was hatte er noch auf dieser Welt zu suchen? Sein Lebenswerk schien ihm erledigt. Er wollte und konnte sich niemandem mehr anvertrauen, denn er litt zu stark unter der Untreue. Und bei diesem Schicksalsschlag gab er sich nur noch der einzigen Tröstung hin, der der Tränen. Da erschien ihm das Kloster noch als Refugium für seine Schmerzen.

In der Ruhe der Unabhängigkeit fand sein Gewissen wieder die Herrschaft über sich selbst und wies ihm folgenden Weg: nach seinem Verlust sagte er sich: "Das war eine weltliche und eigensüchtige Liebe, all diese Erlebnisse dienen Dir zur Prüfung und Du bist selbst Partei und Richter zugleich." Sein Gewissen sagte ihm: "Ja, das ist wirklich war." In solchen guten Augenblicken seiner Selbstprüfung sagte er sich weiterhin: "Armer Priester, Du schuldest Deinem göttlichen Meister noch einmal das Gelübde der Keuschheit. In Montretout hast Du versagt, das stimmt wohl, aber warst Du dort nicht in einer ganz verderblichen Umgebung? Geh' woandershin in eine günstigere, und versuche dort Deine Anstrengungen zu verdoppeln, und wenn Du dort trotz Gebete, Tränen und Tapferkeit trotzdem vor dem Unvermeidlichen kapitulieren solltest, dann kannst Du Dich ohne Gewissensbisse wieder frei machen!" Schließlich sagte ihm sein Verstand: "Im Zustand der Unsicherheit, in welcher Du Dich befindest

und dem Du nicht entrinnen kannst, weil Dir die Entscheidung zwischen Kirche und bürgerlicher Existenz schwer wird, in diesem Zwiespalt ist es für Dich sicherer, Dich für die Kirche zu entscheiden, die unbeugsam bleiben wird. Sei gehorsam und kehre zurück!" Und seine Seele, die so gut erzogen war, pflichtete ihm bei und sagte: "So sei es!"

Allein, immer wieder kam eine Bitterkeit in ihm auf und widersetzte sich der Rückkehr. Sein inneres Gefühl und der Gedanke an seine Unfähigkeit, die Gewissheit seiner ewigen Verdammnis, die Verzweiflung und der revolutionäre Grimm, der immer wieder aufkam, all dies ließ in ihm die unversöhnliche Antwort laut werden: "Nein, lieber den Todeskampf gegen diese Kirche, die mir Schande und unendliches Leiden brachte." Solange diese Verzweiflung dauerte, wies er jeden Gedanken an Unterwerfung zurück. Lieber, als sich zu beugen vor der rächenden Justiz, wollte sich diese widerspenstige und erbitterte Seele in Scherben zerschlagen und in Fetzen zerreißen lassen. Nur Güte und Vertrauen vermochten es, das Kind, das so hart mit sich umging, wieder zurückzuführen. Eines Tages aber, als er ganz in Gedanken versunken am Strand hin und her irrte und ganz seinen schwarzen Ideen hingegeben und ganz aufgewühlt war bei dem Gedanken an sein Los, das ihn in der anderen Welt erwartete, da stand auf einmal das wunderbare Gleichnis des Erlösers vor seinen unglücklichen Augen. Bei den Gedanken an das große Mitleid des Vaters, der sich seinem verlorenen Sohn zuneigt, beruhigte sich Francisque. Ängstliches Wüten, sein Herz ließ sich erweichen, und Tränen kamen aus seinen Augen. Die Hoffnung auf Vergebung wurde auf einmal in ihm wach und ließ ihn bis ins Innerste erzittern. Gottes Mitleid erschien ihm unbegrenzt, er glaubte fest daran, dass er darauf hoffen dürfe, ja, er war davon überzeugt, dass er damit rechnen konnte. Dieser Gedanke beherrschte ihn vollkommen. Unter der schweren Last seines Unglücks und voller Sehnsucht nach Verzeihung und Gottvertrauen, rief er plötzlich aus:

"Ach, ich fühle, dass Gott Mitleid mit mir hat! Ja, oh mein Gott, Du wirst mir verzeihen, lass mich das Gelübde, das ich gebrochen, anders als in Montretout wieder gut machen." In diesem gnadenvollen Augenblick am Strand des Meeres beschloss Francisque, als reuiger Sünder zurückzukehren, und wählte als Ort für seinen großen Schmerz

und als Gelegenheit, alles wieder gut zu machen, das Trappistenkloster.

Dieser Entschluss und die Wahl des Ortes wurde von Francisque ganz aus freien Stücken unternommen, sein Gewissen hatte ganz allein entschieden. Rein weltlich betrachtet hatte er keine Veranlassung, seine Lage zu ändern. Er hatte bei Monsieur Pierson eine auskömmliche und zusagende Stellung gefunden, konnte sich in der Gesellschaft ruhig und geachtet bewegen und hätte dort leicht eine andere Frau finden und glücklich werden können. Er wollte es nicht! Sollen wir erstaunt sein über seinen Entschluss, zurückzukehren? Nein, denn abgesehen davon, dass der Entschluss Beweis seines treuen Glaubens ist, war er auch die Folge des seelischen Zustandes des unglücklichen Priesters. Es blieb ihm keine andere Wahl. Denn ein Mann, der achtundzwanzig Jahre lang von Geburt an im Wachsen und Werden zum Priester gestempelt worden war, konnte in acht Monaten seine Ansichten und Überzeugungen, ja, sein Leben nicht so völlig ändern. Nachdem er auf dieser Welt Mönch geworden, kam er als solcher nach einigen Monaten wieder aus ihr heraus. Um ganz umgewandelt zu werden, hätte es Jahre gebraucht, in denen er sich mit Muße der Wissenschaft hätte widmen können, und seine Erziehung und Unterrichtung hätten von Grund auf geändert werden müssen. Das konnte er nicht. Was sollte er also in der Welt anfangen? Eines Tages werden wir es vielleicht erfahren.

Nun also, nachdem Francisque den Entschluss gefasst hatte, schrieb er seinem Bischof ergriffenen Herzens:

"Mein Vater, ich habe gegen Gott und Sie gesündigt. Betrachten Sie mich wieder als Ihren Diener und verzeihen Sie mir! Gestatten Sie es, dann werde ich reuevoll in das Trappistenkloster eintreten."

Monsignore Bellegarde antwortete gerührt und väterlich:

"Mein Kind, Dir sei alles vergeben. Tue alles, wozu Dich Dein gutes Herz drängt."

Als Francisque diesen Brief, von dem hier nur zwei Zeilen wiedergegeben sind, erhalten hatte, ging er zu seinen Gastfreunden und bat sie um Verzeihung, wenn er sie jetzt verlassen müsse. Vier Wochen später stand er an der Pforte des Klosters der unglücklichen und gestrandeten Seelen.

Überblick über das Mönchswesen und Eintritts Francisques in das Trappistenkloster

Francisque wurde also Trappist und als solcher Mitglied dieser großen Kongregation, die eine große Rolle in der Kirche und in der Gesellschaft gespielt hat und noch spielt. Dem Eintritt des Priesters soll ein Überblick vorangehen auf diese spezielle Seite des Katholizismus, nämlich auf das Klosterleben, insbesondere auf die Rolle, die der Trappistenorden innerhalb des Mönchswesen spielt

1. Der Trappistenorden entsprang einem dringenden Bedürfnis, der Welt zu entsagen und außerhalb der Gesellschaft ein religiöses Leben zu führen. Dieses Bedürfnis ist nicht allein für das Christentum charakteristisch, denn man findet es auch bei anderen Religionen, zum Beispiel beim Buddhismus. In der christlichen Kirche begann das Mönchswesen mit dem Einsiedlertum. Als das Christentum sich ausbreitete, war es für die Christen nicht mehr möglich, abgesondert zu leben, und sie mussten sich unter die übrigen Einwohner mischen, so dass eine gesonderte Lebensform mit diesen entstand. Aber es bestand die Auffassung, dass alles, was von dieser Erde war, gleichbedeutend war mit weltlich oder sündhaft, und das bürgerliche Leben wurde als sündhaft angesehen. (Anmerkung: Hierin liegt der große Irrtum, der den Katholizismus unweigerlich vom modernen Leben trennt.) Daher kam es, dass man das ideale christliche Leben als ein solches betrachtete, das auf weltliche Güter und Familienleben verzichtete. Armut und Keuschheit waren die Grundpfeiler jeglichen idealen Christentums. Um dieses Ideal zu erreichen, zogen sich auserwählte unruhige oder schwache Elemente in die Einsamkeit zurück.

Die Bewegung begann also mit eremitenhaften Leben, dem dann die Ehelosigkeit und das gemeinsame Leben nachfolgten. Der erste Eremit war Paul, der Eremit von Theben (250 nach Christus). Die

erste klösterliche Vereinigung wurde von Pachome um 333 nach Christus in einer Einöde Ägyptens gegründet. Von hier breitete sich das griechische Mönchtum rapid aus. Das ehelose Leben, das im Westen von Athanasius eingeführt wurde, wurde ein wichtiger Faktor in der kirchlichen Entwicklung. Inmitten der eben bekehrten Bevölkerung, die noch schwach vom Christentum durchdrungen war, übten die Mönche einen starken Einfluss aus. Sie waren die Vertreter einer geistlichen Gemeinschaft und des Verzichtes, wie es die ersten Christen ausübten, und so gewannen sie die ernst gesinnten Geister und die leicht entflammbar Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Klöster bildeten die einzig wahren Gemeinschaften auf dieser Erde, sie waren die Missionsstationen unter den Heiden, die Festungen, wenn es galt, den Katholizismus bei Gefahren zu verteidigen, und sie leiteten die Kirche, bis dann Rom das Oberhaupt wurde.

Zunächst waren die Mönche Laienbrüder, gelangten aber langsam in den Rang von Priestern, bis dann endlich im zehnten Jahrhundert die meisten diese Stellung erreicht hatten. Später vertrieben sie die Priester aus ihren Stellungen bei der Bevölkerung, wie das aus der Tätigkeit der Kapuziner zu erkennen ist, auch aus derjenigen der Jesuiten und Redemptoristen. Tätigkeit und Einfluss der Weltgeistlichen trat in den Hintergrund zurück. Schließlich waren die Päpste jederzeit geneigt, die Rechte und Privilegien der Mönche zu begünstigen und zu vermehren, denn durch sie befestigte sich die Einheit der Kirche und die Vorherrschaft Roms. Die Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner gaben dem Mönchswesen eine neue Form. Diese Orden forderten von ihren Angehörigen als Grundprinzip apostolische Armut zur Entkräftung eventuellen Vorwurfes der Korruption, der durch den Reichtum der Klöster entstehen würde. Darüber hinaus setzten sich die Orden als Ziel die Vervollkommnung und die persönlichen Verdienste. Was die Allgemeinheit als Vorteil von dem Orden der Benediktiner genoss in Bezug auf die Urbarmachung des Boden, auf dem Sektor des Unterrichts und der Wissenschaft, ist eine wahre Wohltat, wie man sich aus dem Inhalt ihrer Ordensregeln überzeugen kann, ebenso aus der Geschichte dieses Ordens. Im Gegensatz hierzu änderte sich indessen die Situation vollkommen mit dem Auftreten der Bettelmönche. Der

Heilige Franz von Assisi lehrte 1226 seine Ordensbrüder das Predigen, Seelsorge, Krankenpflege und die Evangelisation unter der Bevölkerung. Der Heilige Dominikus verfolgte 1221 das gleiche Ziel.

Aber zur selben Zeit, da der engherzige Eifer der Mönche, vor allem der Dominikaner, alle wissenschaftlichen Bestrebungen unterdrückte, entstand ein permanenter Konflikt mit dem fortschrittlichen und freiheitlichen Geist Europas, der schließlich zu einer tiefgehenden Differenz führte. Schließlich traten noch Nachlässigkeiten und Sittenverfall in den Klöstern auf. Verachtung und Gelächter, denen die Klöster im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ausgesetzt waren, weil sie in geistiger und sittlicher Hinsicht verkommen waren, fiel auf die Kirche zurück. Unter dem Einfluss der Reformation und der Renaissance schließlich verloren die Bettelmönche das Recht, zu predigen und Seelsorge zu treiben, weil sie sich in keiner Weise an die wissenschaftlichen Ergebnisse jener Zeit hielten. Die reine Askese verlor ihr Ansehen. Es hätte der wissenschaftlichen Erkenntnisse, der Bildung und der Pflege der klassischen Literatur bedurft.

Inmitten dieser Zustände erfolgte die Gründung der Gesellschaft Jesu (Jesuitenorden). Durch sie verloren alle anderen Orden von ihrem an sich schon begrenzten geistlichen Wert. Der Orden der Jesuiten hingegen vereinigte in sich die volle Bedeutung des Klosterwesens, indem er sich als die geistige Inkarnation der Kirche bezeichnete. Zugleich entfaltete er nach außen hin eine sehr bedeutende Wirksamkeit zur Verteidigung und Ausbreitung kirchlicher Tendenzen. Seit der Reformation entwickelten die Klöster eine praktische und öffentliche Tätigkeit. Es wurden Askese und Gehorsam in zweite Linie gerückt gegenüber der nach außen hin wirkenden Tätigkeit. So zum Beispiel der Unterricht bei den unterentwickelten Völkern, die Krankenpflege durch Brüder und Schwestern der Barmherzigkeit. So war es dann auch bei den anderen Orden, die seither gegründet wurden. Dank dieser Verdienste um die Allgemeinheit, die sich die Klöster erwarben, begann eine Zuneigung der Bürgerlichkeit zu ihnen, so dass einige unterdrückte und vertriebene Orden wieder aufkommen konnten. Aber man täusche sich nicht, der Hauptzweck der Ausübung der Barmherzigkeit an den Menschen war immer der, dem Ultramontanismus zu dienen. Die

Seele dieser Kongregation ist die Erhaltung ihrer Herrschaft. Der Sieg über das freie Leben der Völker war das Ziel, das die Klöster anstrebten. Dieses wurde mit Energie und Beharrlichkeit erreicht durch die Mission in der Öffentlichkeit, durch die Pflege der Armen und Kranken und durch die Schulung der Jugend. Deshalb kann man beobachten, dass in letzter Zeit immer neue Kongregationen gegründet werden, inmitten einer sehr gemischten Bevölkerung, immer dort, wo es der Staat gestattet. Sie sind die Angriffstruppen und die Festungen zur Verteidigung des Katholizismus gegenüber den Prinzipien und Bestrebungen der jungen Generationen.

Welchen Platz nun nimmt der Trappistenorden in dieser Übersicht und Geschichte des Mönchswesen ein?

2. Der Trappistenorden stammt vom großen Orden der Benediktiner ab. 1098 kam ein Prior dieses Ordens, Robert du Montier-la-Celle, mit dreißig Eremiten aus dem Wald von Melesme und gründete ein Kloster nach den Regeln unbedingten Gehorsams der Benediktiner in der Gegend von Chalon, an einem Ort, der Citeau hieß. Dieser Name ging dann über auf den Orden. Eine Filiale von Citeau wurde dann im Jahre 1140 (1122?) durch den Grafen Natron du Perche¹ in einem sumpfigen ungesunden Tal errichtet. In dies Tal gelangte man nur durch eine enge Schlucht, aus der man kaum mehr herauskam, wenn man einmal drin war, wie einer Schlinge oder Falltüre (*französisch: trappe*). Daher stammt der Name Trappe, der für die Gegend und für das darin gegründete Kloster galt. So hatte sich aus der Filiale der Zisterzienser der Orden der Trappisten entwickelt, der sich dann "Notre Dame de la Maison-Dieu de la Trappe" nannte. Die Mönche dieses Ordens zeichneten sich bis ins fünfzehnte Jahrhundert durch den Ernst ihrer Askese aus. Aber als sie allmählich nachlässiger wurden und schließlich der Räuberei verfielen, bekamen sie den Beinamen "Trapp-Banditen". Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts stand die Abtei vor ihrem Ruin.

¹ Rotrou III Comte du Perche baute 1122 eine Kirche und gründete 1140 das Kloster.

Seine Rettung und Reformation verdankt der Orden einem kommissarisch ernannten Abbé, Dominik-Armand-Jean le Bouthillier de Rancé. Als Sohn des Denis le Bouthillier de Rancé Baron von Veret, Staatsrat und Sekretär der Maria von Medici, spendete er in seinem hohen Alter große Reichtümer für die Kirche. Er war am 9. Januar 1626 in Paris geboren und mit elf Jahren, bevor er irgend etwas geleistet hatte, schon Wohltäter der Trappisten. Domherr in Paris, Abbé des Klosters der Augustiner du Val, Prior der Benediktiner, Saint-Symphorien in Beauvais, Boulogne und St. Clement. Diese Pfründe trugen ihm eine jährliche Rendite von zwanzigtausend Pfund ein. Hervorragend begabt von Natur aus, veröffentlichte er im Alter von zwölf Jahren eine Ausgabe des griechischen Schriftstellers Anakreon mit Übersetzung und Kommentar. Das war eine erstaunliche Leistung von einem so jungen Menschen. Er führte ein mondänes Leben, widmete sich der Jagd und studierte Philosophie und Theologie. 1651 wurde er zum Priester geweiht und 1654 zum Doktor der Theologie ernannt. Er wies die Berufung auf das Bistum von Lyon zurück in der Hoffnung, zum Nachfolger seines Onkels, des Erzbischofs von Tours ernannt zu werden. Durch den Tod eines seiner Vettern und Genossen seiner Vergnügungen bekehrte er sich von seinem oberflächlichen Leben und wollte sich eine außerordentlich schwere Buße auferlegen. Damals war er ungefähr dreißig Jahre alt. 1660 verzichtete er auf alle Einkünfte, außer denen bei den Trappisten, und widmete sich wohltätigen Werken, ließ den Trappistenorden wieder aufleben, und entgegen dem Willen der Mönche (sie wollten ihn töten) führte er 1662 das Gebot benediktinischen absoluten Gehorsams wieder ein. Er selbst absolvierte 1664 sein Noviziat im Kloster von Perseigne, legte die Klostersgelübde ab und ließ sich zugleich zum ordentlichen Abbé der Trappisten ernennen. Er führte sofort die außerordentlich strenge Ordnung ein, der die Trappisten ihren guten und schlechten Ruf verdanken. Am 12. Oktober 1700 hauchte de Rancé sein Leben aus.

Seine Ordensregel fand wenig Verbreitung, sie erschien zu streng. Durch die französische Revolution wurden die Trappisten aus dem Land vertrieben. Der Novizenmeister Augustin de Lestrangé übernahm die Führung der Emigranten 1791. Nach einer Reihe von Schwierigkeiten aller Art zerstreuten sich die Emigranten in die

Schweiz, Spanien, Polen, Deutschland, Russland, Italien und bis nach Amerika, kamen aber dann größtenteils zu Beginn der Restauration wieder nach Frankreich zurück. Der Rest blieb in den Klöstern, die sie auswärts gegründet hatten. Augustin de Lestrange, der Führer und die Seele der ausgewanderten Brüder während des Exils von fünfundzwanzig Jahren, kehrte in das alte Haus zurück, nachdem er es dem unrechtmäßigen Besitzer, dem es der revolutionäre Staat verkauft hatte, wieder abgekauft hatte.

Die Nachfolge als Sachwalter des Ordens übernahm Baron de Geramb, in religiösen Kreisen bekannt als Marie-Joseph. Dieser neue General vermittelte dem Orden den Ruhm seines Namens und seines Lebens. In einer vornehmen Familie 1772 in Ungarn geboren, wurde er in Wien erzogen. Sein glühender Patriotismus brachte Wiens Jugend dazu, einen Aufstand gegen Napoleon zu organisieren. Nachdem er einige entrüstete Aufrufe veröffentlicht hatte, bildete er 1806 ein Freiwilligenkorps, mit dem er den Eroberer bis nach Spanien hinein bekämpfte. Später treffen wir ihn in London an, wo er mit Hilfe der englischen Regierung Mittel sammelte zum gleichen vaterländischen Zweck. In dieser Stadt sollte er wegen persönlicher Schulden verhaftet werden, aber er ergab sich dem Gerichtsboten nicht und verteidigte sich ganz allein zwölf Tage lang in dem Haus eines Freundes, in welchem er sich verbarrikadiert hatte. Aus England verbannt, landete er in Husum, einem dänischen Hafen, wo er auf Befehl Napoleons verhaftet wurde. Eingekerkert in Vincennes, wurde er erst nach dem Einmarsch der Alliierten in der Hauptstadt Frankreichs befreit. Die Stille im Gefängnis und lange Gespräche mit einem seiner Mitgefangenen, dem Bischof von Troyes, brachten ihn auf einen neuen Weg, den diese heißblütige und abenteuerlustige Seele mit Eifer verfolgte. Als er wieder in Freiheit war, trat er 1816 bei den Trappisten in Lyon ein und absolvierte ein Noviziat von fünfzehn Monaten. Dann legte er die Klostersgelübde in Port du Salut ab, einem anderen Orden des Klosters bei Laval. Sein überragender Eifer erbrachte ihm die Achtung von allen Seiten und so wurde er zum Ordensgeneral gewählt.

Während seiner Amtszeit erließen die Regierungen von Charles X. und Louis Philippe zweimal (1828 und 1830) Verordnungen, die die

religiösen Orden unterdrückten. Aber dieser Sturm brauste über die Klöster weg, ohne sie zu erschüttern. Rom nämlich versicherte sie der großen Gunst, sie im Rahmen der katholischen Kirche zu bestätigen. Tatsächlich existiert ein päpstliches Dekret von 1834, das sie ausdrücklich anerkennt und zwar als Kongregation der Zisterzienser von Notre Dame de la Trappe. Dieses Dekret, das ihren Bestand sicherte, hatte gleichzeitig die Folge, ihre Häuser in Frankreich, Deutschland, Belgien, Algier, Rom und Amerika zu vermehren. Die Ordensbrüder dieser Häuser teilen sich in drei Klassen. Die Ordensbrüder, die Laienbrüder und die Gastbrüder. Letztere halten sich nur zeitweise im Kloster auf, um hier eine Strafe abzusitzen, die ihnen ihre geistlichen Führer oder kirchlichen Vorgesetzten zudiktiert hatten. Die gewöhnliche Ordenstracht ist eine weißleinene Tunika. Darüber trägt der Trappist eine Kutte mit schwarzer Kapuze vom selben Stoff, wie die Kopfbedeckung und die Bekleidung der Schultern, die dann über Brust und Rücken in zwei breiten Bändern bis über die Kniekehle hinten und bis zum Knie vorne herabläuft. Ein Ledergürtel in Hüfthöhe umschließt das Kleid. Links hängt ein Rosenkranz und ein Messer als Symbol der Arbeit. In der Kirche ist diese Bekleidung bedeckt von einem großen weiten weißen Mantel, der vorne geschlossen wird und Kapuze und weite Ärmel hat. Man nennt das den Chorrock. Die Laienbrüder tragen das gleiche Kleid, nur in brauner Farbe.

In unseren Tagen gibt es zwei Arten von Trappistenklöstern: Solche nach den Reformregeln von de Rancé, und solche, die die neuen strengen Ordensregeln angenommen haben, die in späteren Jahren dazukamen und hauptsächlich von Augustin de Lestrange stammen. Die wichtigsten Unterschiede dieser beiden Arten von Klöstern bestehen in der Nahrung und in der Arbeit. Im Mutterhaus, dem großen Trappistenkloster in Mortagne (Orne) und in den anderen strengen Häusern sind die körperlichen Arbeiten zahlreicher und anstrengender. Dann wird während der großen Fastenzeit, die acht Monate von September bis Pfingsten dauert, in vierundzwanzig Stunden nur einmal gegessen, meist gegen Abend. In dieser Zeit gibt es nur Wurzeln, andere Gemüse und Früchte. Milch erscheint nur in der Osterzeit auf dem Tisch. Eier, Öl, Fleisch gibt es überhaupt nicht. Die anderen Häuser geben eine bessere Mahlzeit am Abend.

Abgesehen von diesen Unterschieden, die nur unwesentlich sind, gehorchen beide Klassen von Klöstern den gleichen Regeln, sind vom gleichen Geist durchdrungen, unterwerfen sich denselben Exerzitien und unterstehen ein und demselben General. Sein Sitz ist die Große Treppe. Dorthin begab sich Francisque Ende März 1856.

3. Er traf hier zusammen mit einem treuen frommen Bruder ein, einem Kameraden, den er in Paris getroffen hatte. Es war dies der Abbé Modestus, einer der jüngeren Direktoren von Sion, der für Francisque eine besondere Zuneigung bewahrt hatte. Als dieser durch Monsignore Bellegarde von dem Entschluss des bußfertigen Francisques erfuhr, schrieb er ihm unverzüglich:

"Lieber armer Freund!

Wie freue ich mich, Du warst uns verloren und nun haben wir Dich wieder gefunden. Ach, um Dich zurückzubekommen, hätte ich alles gegeben und gäbe jederzeit mein Blut für Dich. Erlaube mir, dass ich mich Dir ganz zur Verfügung stelle. Kann ich Dir mit Geld oder anderswie helfen? Möchtest Du, dass ich Dich zum Trappistenkloster begleite, um Dich Deinem neuen Prior vorzustellen? Dann würden wir uns in Paris treffen, um von da zusammen zu reisen, lieber Freund."

Auf die freudig zusagende Antwort des Francisque hin traf man sich in der Hauptstadt. Das Wiedersehen war rührend. Als der junge Direktor Francisque sah, hatte er eine große Freude, war aber auch etwas erstaunt, denn tatsächlich hatte sich Francisque nach außen hin stark verändert. Er trug einen weltlichen, sehr gepflegten Anzug und hatte sich einen Bart wachsen lassen, der ihm sehr gut stand. Seine Erscheinung war zugleich ernst und vornehm. So erschien er wenigstens seinem wohlwollenden Freund und auch dem Trappistenbruder, der sie aufnahm, und der es sich nachher nicht versagen konnte, zu Abbé Modestus zu sagen:

"Aber Dein Bruder sieht gar nicht wie ein Sünder aus, im Gegenteil, sehr ordentlich."

Nun, wie dem auch sei, unsere beiden Reisenden waren Ende März eines Morgens in Paris aufgebrochen und hatten Mortagne gegen Mittag erreicht, von wo aus sie ein großer Wagen zum Trappistenkloster brachte, zu dem es noch sechzehn Kilometer waren. Nach einstündiger Fahrt auf der Landstraße von Mortagne nach Laigle

kamen sie in den großen Wald des Trappistenklosters, den sie nach halbstündiger Fahrt verließen, um dann nach Westen abzubiegen, einem steilen Abhang entgegen, der wieder in einen dichten Wald mündete. Die Reisenden fanden sich in einem Engpass, der wie mit Menschenhand in diese wilde Gegend geschlagen war. Der Weg lief über einen Wall, rechts und links eingerahmt von stufenweise aufsteigenden Büschen und Bäumen, die ein schwarzes Dickicht bildeten. Am Fuße eines Abhanges weitete sich das Gelände und gab den Blick auf rechts und links liegende Seen frei, vielleicht fünf oder sechs nach Norden zu sich aneinanderreihend. Eine schmale Brücke zwischen zwei dieser sumpfigen Seen gab den Weg frei in das eigentliche große Klostergelände. Dieses Terrain ist eine große Lichtung inmitten der Wälder, eingeteilt in Gärten und Obstgärten, Wiesen und Felder zur kulturellen Bepflanzung. Die Reisenden wandten sich nach Norden, kamen vorbei an einer Gebäudegruppe, einer Besserungsanstalt, die den Trappisten unterstand, und schließlich gelangten sie zu einem großen, von Mauern umgebenen Bezirk. Durch diese Mauer führte eine kleine Pforte und eine größere Einfahrt. Ein kleines Fensterchen schien zur Pfortnerloge zu gehören. Die Mauern bildeten die Umfassung des inneren Klosterbezirkes.

Francisque erzählt:

"Wir läuteten, und ein mit braunem Wollstoff bekleideter Bruder öffnete uns, seine Kapuze war zurückgeschlagen, ein glattrasierter Kopf zeigte sich, und wir wurden mit zuvorkommender Höflichkeit begrüßt. Da ich noch nie einen Trappisten gesehen hatte, machte diese Figur einen geheimnisvollen Eindruck auf mich. Der Bruder führte uns dann in das Empfangsgebäude, das für Fremde bestimmt war. Er bat uns, niederzusitzen und uns auszuruhen, während er den Empfangsbruder holen werde. Dies ist der Bruder, der die Gäste des Klosters zu begrüßen hatte. Nach zwanzig Minuten kam dieser, er hatte den Namen Athanasius. Er war weiß gekleidet, und ein Kranz von Haaren umstand sein Haupt. Von seiner Stimme, dem Gesicht und dem ganzen Äußeren waren wir angenehm überrascht. Das war genau das Gegenteil von dem, was ich erwartet hatte. Er mag zwischen dreißig und fünfunddreißig Jahren alt gewesen sein. Nach seinem blassen und würdigen Aussehen konnte man auf einen höflichen geistigen Menschen schließen. Ich erfuhr, dass er in Kanada geboren

war. Als Sohn einer französischen Familie hatte er den geistlichen Stand gewählt. Seine Talente, seine Erscheinung und ein charmanter Charakter machten aus ihm einen gesuchten Redner und gewandten Menschen, der sich bald von allerhand verführerischen Gefahren bedroht sah. Um sich und seine Seele zu retten, hatte er den Heimatboden verlassen und war nach Frankreich gekommen, wo er bei den Trappisten Rettung für seine Tugend erhoffte. So war also der Bruder, der uns aufnahm. Nachdem er sich bezüglich unserer Wünsche informiert hatte, bat er uns, ihn zu begleiten. Wir folgten ihm und kamen durch den Hof, um welchen die Empfangsgebäude standen. Ein hohes breites Gitter umfasste das Ganze. Von da an befanden wir uns in einem zweiten Mauergürtel, der nach innen zu lag. Dieser umgibt das eigentliche Kloster und trennt es von den übrigen Gebäuden. Nie darf eine Frau hier eintreten. Wer hier eintritt, kommt zuerst in eine Vorhalle, die zur Begrüßung dient, auch war in der Kirche eine erhöhte Empore für die Fremden reserviert. Als wir in die Halle kamen, trafen wir zwei Mönche, die uns erwarteten. Schweigend verbeugten sie sich vor uns, Körper und Gesicht zur Erde gewendet. Zu unseren Füßen kauern, verehrten sie in uns die Person Christi. Nachdem sie zwei oder drei Minuten in dieser demütigen Haltung verharrt hatten, küßten sie unsere Füße und erhoben sich. Geführt vom Pater Athanasius führten sie uns auf die Empore der Kirche. Alle zusammen beteten wir zu Gott. Danach winkte uns der Empfangsbruder, und wir gingen mit ihm. Die beiden Mönche entfernten sich. Kein Wort war während der hier üblichen Zeremonie gefallen."

Pater Athanasius brachte die beiden Ankömmlinge zum Gästehaus und zeigte jedem das für ihn bestimmte Zimmer. Eine halbe Stunde danach holte man sie in den Speisesaal. Hier wurden Fisch, Eier, Gemüse und gutes Schwarzbrot gegeben, so wie es hier erlaubt war. Während der Mahlzeit las ihnen der Empfangsbruder erbauliche Schriften vor. Indes war die Nacht hereingebrochen, und der Pater Athanasius ließ seine Gäste allein bis zum anderen Morgen.

Francisque hatte sich aufs Bett gelegt, blieb aber lange Zeit wach. Seit dem Tag, da am Strand des Meeres sich die göttliche Güte ihm geoffenbart hatte, fühlte er das Bedürfnis nach einer gründlichen

Buße. Die verzweifelte Revolte seines Herzens in Rossignol, die Verwirrungen in Montretout und die zehn Monate, die er von seinem Bischof entfernt gelebt hatte, erschienen ihm Verbrechen zu sein, für die er nicht genug sühnen konnte. Aber Gottes Güte milderte seinen großen Schmerz, und bei diesem Gedanken steigerte sich sein tiefes Verlangen nach Buße. Seine Ankunft im Trappistenkloster erhöhte noch dieses Gefühl. Diese Stille, die ersten Eindrücke dieser außergewöhnlichen Männer, ihr Schweigen und der Friede, der als Frucht ihrer Strenge aus ihnen zu leuchten schien, befestigten seinen Entschluss in hohem Maße. Nächstelang hatte er die Gestalten, die er verherrlichte, vor Augen. Diese heiligen Büsser, deren Schweiß die Erde benetzt hatte, sie sollten seine Zuflucht werden. Dieser Boden erschien ihm durchtränkt von ihren Tränen, die Luft erfüllt von ihrem Seufzen und dem reinigenden Geist ihres schmerzvollen Lebens. Inmitten seiner Ängste erschien dieses leidvolle Büsserleben erhaben. Dieses verklärte Bild vom Trappisten und seinem Leben war nicht nur ein flüchtiges Phantom der Einbildung von Francisque, es war lebendige Realität, die seine Seele erfüllte. Im Geist hatte er den Tag seiner Rückkehr zum Vater vorausgeföhlt, zum Vater, den er glaubte verlassen zu haben, und dieses Gefühl steigerte seine Ergriffenheit am Tag seines Eintritts bei der Trappe. Er fühlte dies bis ins Innerste Mark, es beeinflusste seinen Geist und Willen, und sein Fleiß war beflügelt davon. Zugleich hatte er auch seinen Glauben an Zukunft und Berechtigung katholischer Vollkommenheit wieder gefunden. Die Erfahrungen, die er gemacht hatte, die unfruchtbare Arbeit in Montretout, seine Zeit in der Außenwelt bei freier Forschung, die Schwachheiten und Niederlagen seiner Mitbrüder, die er miterlebt hatte, schienen seine Überzeugung und seinen Enthusiasmus nicht erschüttert zu haben, all dies erhöhte nur seine Vorsicht und Bescheidenheit und gaben ihm neuen Auftrieb.

In solche Gedanken und Hoffnungen versunken, verlebte er acht Tage der Zurückgezogenheit im Gästehaus, ehe er sein Noviziat antrat. In diesem Sinne erlebte er, hörte er, und beurteilte er alle Dinge. Alles schien ihm höchst erstrebenswert in dieser bußfertigen Atmosphäre der Trappe. Sogar die kleinsten Dinge bestärkten ihn in dieser Bewunderung. Während der ersten Probewoche verlangte die Vorschrift vom Prüfling, dass er meditieren und beten sollte, wobei er

sich selbst prüfen und sich seinem Schöpfer zuneigen sollte. Zudem wurde die Lektüre der Regeln verlangt, wie sie St. Benoit aufgestellt hatte, und später vom Trappistenorden ergänzt worden war. Dann musste der Prüfling am Gottesdienst teilnehmen, sich bei der Arbeit und den Exerzitien beteiligen. Nur so erlangte der Prüfling die Kenntnis der hier üblichen Ordnungen. Diese Kenntnis ist umso wichtiger, als es sich hier um eine überraschend neuartige Lebensweise handelt. Es musste festgestellt werden, ob Francisque hierdurch abgestoßen oder bestürzt würde.

Nichts aber konnte diesen jungen Priester irre machen, weil er sich der strengsten Buße unterziehen wollte. Immerhin erstaunte er bei der Lektüre zweier Abschnitte der Regeln. Im ersten war gesagt, dass das Leben des Mönches sich erschöpft im Gebet und körperlicher Arbeit. Von Wissenschaft war dabei nichts gesagt. Francisque erwähnte sein Erstaunen Athanasius gegenüber und führte als Beispiel die Benediktiner und ihre wissenschaftlichen Arbeiten an.

"Das stimmt", sagte der Pater, "aber sie bilden eine Ausnahme."

Der andere Abschnitt sprach davon, dass während der acht Monate des großen Fastens die Mönche nur einmal gegen Abend etwas essen dürfen. Dieser dauernde Hunger und der Mangel an wissenschaftlicher Betätigung für den Geist schreckten ihn allerdings nur einen Augenblick lang:

"Ich bin gekommen", sagte er sich, "um dem Geist ein Opfer darzubringen und mein Fleisch zu züchtigen. Also, hier geschieht beides."

Eines Tages holte der Pater Athanasius Abbé Modestus und Francisque ab, um ihnen die Mönche bei der Arbeit zu zeigen. Diese befanden sich in einem Obstgarten. In Reihen nebeneinander gruben sie still die Erde um, und keiner kümmerte sich um die Fremden. In einem Gemüsegarten gegenüber dem Speisesaal des Gästehauses hatte Francisque einen Laienbruder entdeckt, der regelmäßig kam, die Erde umzugraben. Das war ein im Lauf der Jahre ausgemergelter Greis, der dauernd gebückt arbeitete und sich nie ausruhte. Er hatte nur seine wollene Tunika und die Mönchskutte an. Mit seinen braunen Schuhen, den braunen Strümpfen und dem braunen Kleid sah er, wenn er sich bückte, von Weitem aus, wie ein brauner Erdhaufen, der ohne Rast

und Ruh dauernd hin und her bewegt wurde. Infolge seiner ausdauernden Geduld und seiner Bescheidenheit gewann er die Sympathie des Francisques, der es sich nach einigen Tagen nicht versagen konnte, seine Bekanntschaft machen zu wollen. Er näherte sich ihm respektvoll:

"Guten Tag, mein Bruder", sagte er in höflichem Ton. Der kleine Greis richtete sich langsam auf und grüßte sehr höflich. Dann bückte er sich wieder hinunter und arbeitete weiter, ohne ein Wort gesagt zu haben. Da Francisque das strenge Gesetz des Schweigens noch nicht kannte und unbedingt mit ihm sprechen wollte, sagte er:

"Bist Du der Gärtner?"

Aber der Mönch blieb stumm und arbeitete ruhig weiter. Francisque glaubte, nicht verstanden worden zu sein und wiederholte dieselbe Frage:

"Bist Du der Gärtner?" Aber das Schweigen des Mönches änderte sich nicht. Francisque fürchtete, einen Fehler gemacht und den Mönch verletzt zu haben und sprach darüber zu Bruder Athanasius, der herzlich lachte, seinen Gast beruhigte und sagte:

"Solche Überraschungen kommen immer vor. Was diesen Bruder betrifft, den Du aneredet hast, um ihn kennenzulernen, so will ich Dir erzählen, dass er schon fünfzig Jahre bei uns und schon sechsundsiebzig Jahre alt ist. Er ist im Grunde ein furchtbar einfacher Mensch, die Arbeit und das Schweigen, das Du bemerkt hast, sind ihm zur zweiten Natur geworden, darüber hinaus kennt er nichts, weder ein Ausruhen, noch ein Gespräch."

Dieses Schweigen machte einen befremdlichen Eindruck auf Francisque. "Also haben diese Männer nur noch Beziehungen zum Himmel?" meinte er. "Das ist wahrlich wunderbar!". Dann sagte er: "In diese Stille will auch in meinen Schmerz versenken und Gott allein bitten, ihn aus meinem Leben wegzunehmen."

Eines Nachts gegen zwei Uhr klopfte Pater Athanasius an Francisques Tür.

"Unsere Brüder sind schon in der Kirche", sagte er, "und ich will Dich zum Morgengottesdienst holen." Nach einer Viertelstunde folgte der Bewerber dem Pater zur Tribüne der Kirche. Diese Empore reichte über Schiff und Chor. Im heiligen Bezirk leuchtete ein schwaches Licht, wie ein kleiner zittriger Stern in der heiliger Lampe. Es reichte

kaum, um einen schwachen Schein zu verbreiten, so dass man die Umrisse der Gegenstände fast nicht erkennen konnte, so lagen sie im dunklen Schatten. Immerhin hoben sich gegen den Schatten fünfzig schöne menschliche Gestalten ab, marmorweiß zu beiden Seiten des Chores stehend, jeder vor seinem Chorstuhl, wie Heiligenfiguren auf ihren Postamenten. Der Anblick dieser Phantome, oder besser gesagt, dieser für die Erde Gestorbenen, die unbeweglich dastanden, erschreckte Francisque. Der Eindruck wurde noch verstärkt, als bald darauf inmitten dieser Stille und tiefen Schatten plötzlich ein schwermütiger Psalmgesang sich diesen bisher stummen Mündern entrang. Die Hymne und das Gebet dauerten bis vier Uhr morgens. Dieser Gesang und dies Gebet waren für ihn ein heiliges Konzert und Opfer, das die Auserwählten der Menschheit während dieser harten und tapferen Nachtwache Gott darbrachten, den der Rest der Menschheit entweder vergisst oder beschimpft. Diese schöne und rührende nächtliche Verehrung Gottes dünkte ihm außerordentlich erhaben.

Die acht Tage der Einsamkeit waren verflogen, und da Francisque bei seinem Entschluss blieb, nahm der Abbé Modestus Abschied von ihm. Die beiden Freunde umarmten sich ein letztes Mal. Sie sollten sich nie wiedersehen! Francisque wollte traurig werden, indes der Gästehaus-Bruder brachte ihn zu Seiner Ehrwürden, dem Pater Abt, der gerade von einer Inspektion der Ordenshäuser zurückkam. Er stellte ihn vor und bat diesen, Francisque als Bewerber in die Reihe der Mönche aufzunehmen.

Der Pater Abt (*père abbé*), mit seinem Mönchsnamen Vater Bruno genannt, war ein Riese von mehr als sechs Fuß Länge, brauner Hautfarbe, energischem Charakter, lebhaftem Temperament, gut, aber streng, gerecht und unerschütterlich. Er war früher Generalvikar des Bischof von T. Eines Tages befahl ihm sein Gewissen, sich für die strenge Lebensart der Trappisten zu begeistern, um über seine üppig drängenden physischen Begierden Herr zu werden. Nachdem er ins Trappistenkloster gekommen war, unterwarf er sich mit der Unerschrockenheit eines Athleten. Zehn Jahre darauf war der ehrwürdige Pater Abt gestorben, und Bruno wurde fast einstimmig zum Nachfolger (*général*) gewählt. Diese Beförderung hatte ihn aber nicht übermütig gemacht. Er war allen ein Vorbild, war der erste und

fleißigste bei der Arbeit, beim Gebet und bei der Überwindung von Widerwärtigkeiten. Zwar hatte er die Macht in Händen, war aber dabei groß in der Demut. Jeden Morgen machte er sein Bett selbst, wusch sein Geschirr, leerte sein Waschwasser und unterzog sich den peinlichsten Arbeiten, angesichts der einfachsten seiner Mitbrüder. Sein einziger Fehler war, dass er zuweilen herb, unzugänglich, starrköpfig und ungestüm sein konnte.

Als der ehrwürdige Vater aufmerksam und schließlich teilnahmsvoll dem Bericht des Paters Athanasius über den Ankömmling zugehört hatte, wandte er sich mit warmen Worten an Francisque:
"Mein Bruder, man hat Dich uns warm empfohlen, und ich zögere keinen Augenblick, Dich in unseren Reihen aufzunehmen. Gott segne Deinen Entschluss." Danach übergab er ihn dem Bruder Remigius, dem Novizenmeister. Pater Athanasius hatte seine Mission beendet.

Leben der Trappisten

Der Novizenmeister brachte Francisque zum Novizensaal, um ihm seine ersten Instruktionen zu erteilen. Dieser Raum hatte zwei Bänke, einen Stuhl und einen Tisch aus Tannenholz. Die beiden Bänke waren für die Novizen bestimmt, der Pater Rémigius saß auf dem Stuhl am Tisch.

Dieser Pater war von magerem, knochigem Körper, zunächst fiel er durch seine steife Unbeweglichkeit auf und durch außerordentliche Kaltblütigkeit, man hätte ihn für eine Statue aus Stein mit geschlossenen Augen halten können. Sobald er gezwungen war, aus dieser Versteinerung aufzutauen, um zu seinen Novizen zu reden, bekam sein Gesicht einen ungnädigen Zug um den Mund, und eine heisere Stimme sprach tonlos kurze Worte. Bei seinen täglichen Besprechungen mit den Novizen vermisste man Einbildungskraft und Bilderreichtum, auch war da nichts von Gefühl oder Poesie, geschweige denn von Beredsamkeit und bedeutendem Verstand, alles Dinge, die überzeugen oder bezwingen. Es war eben bei ihm nur Wille und Tatkraft vorhanden. Nicht eben persönlicher Wille oder spontane Kraft, sondern eine gezwungene und befohlene Haltung, die einfach hörig ist. Er folgte in allem blindlings, sofort und so, als wollte er immer den kürzesten Weg gehen. Man muss sagen, eher eine maschinenmäßige Energie, niemals aber eine sensible Natur. In diesem Mönch war tatsächlich alles Menschliche gestorben. In seinem Inneren war alles Persönliche tot. Es war durch das Reglement ersetzt. Bei seinem Unterricht war alle innere und äußere Kraft eines väterlichen Trappisten in einen exekutorischen Vollzug verwandelt, der maschinell und bewusst funktionierte. So war der Novizenmeister. Seine ersten Ausführungen waren kurz und praktisch, man könnte sie auf einer Seite bringen.

"Du willst Trappist werden, mein Bruder, so wisse, unser ganzes Leben heißt: ununterbrochenes Gebet und Arbeit. Hier herrscht allein Gottes Wille. Dieser wirkt sich in jeder Vorschrift aus, er macht, dass wir erzittern und bewegt das kleinste Blatt am Baum. Es ist Gottes Wille, der Dir durch mich oder den Prior Dein tägliches Arbeitspensum auf dem Feld zuteilt. Auch lebt er durch Jesus Christus in der Hostie am Altar. So ist unser Leben! Die Seele des Trappisten ist unterworfen und gebändigt, der Körper ist ausführendes Organ. Da eine solche Existenz keineswegs angenehm ist, muss der Körper seine Kraft bewahren. Deshalb rate ich Dir als Haupterfordernis, Dich zu zwingen, so viel wie möglich zu essen. Ich bestehe auf diesem Rat, denn die Quantität muss die Qualität ersetzen, sonst hältst Du es bei der Seltenheit der Mahlzeiten keine vierzehn Tage bei uns aus."

Dann überreichte Pater Rémigius dem Francisque vier Bände, vor allem "Die Regel des Heiligen Benedikt" mit folgenden Worten:

"Hier steht unsere Lebensregel drin. Dann hast Du hier einen Kommentar über die Heiligkeit und die Pflichten des mönchischen Lebens von De Rancé. Im dritten Band stehen die Unterweisungen für das Noviziat von Augustinus, sie werden Dich über unsere Gewohnheiten unterrichten." Schließlich fügte er noch hinzu:

"Hier bekommst Du noch ein kleines Büchlein, das ist unser Handbuch über die Zeichensprache. Du weißt, dass der Trappist nicht spricht. Trotzdem muss er sich im Notfall mit seinen Brüdern verständigen, ohne das Schweigen zu brechen. Das geschieht durch Zeichen; dieses Wörterbuch vermittelt Dir deren Kenntnis und Ausübung.

Ich habe gesprochen. Jetzt bringe ich Dich zur gemeinsamen Leseraum, und in zwei Stunden hole ich Dich wieder ab, bis dahin mache Dich mit den Büchern, besonders mit dem Letzten bekannt."

Dann verließ er Francisque, mit den Worten:

"Mut und Vertrauen, mein Bruder! Mut, denn die Aufgabe ist schwer, manchmal sehr schwer. Vertrauen, denn Gott hilft einem tapferen Herzen!"

Zwei Stunden danach war die Arbeit beendet, und Pater Remigius holte Francisque ab, um ihn in den großen Schlafräum zu bringen, in welchem zwei Reihen von Zellen standen, die denen in Bethanien

ähnelten, nur waren sie enger und ärmlicher. Da war kein Platz für einen Tisch, und als einziger Luxus hing da ein großer Vorhang, der den Eingang abschloss, dann noch ein Nagel, an welchem das Chorhemd hing, außerdem die Peitsche, mit welcher man sich jeden Freitag zu züchtigen hatte. Als einziges Möbelstück stand da ein mehr als dürftiges Bett.

"Hier ist Deine Zelle, lieber Bruder, hab' Vertrauen und schlafe wohl!" sagte der Pater.

"Danke, mein Vater", antwortete Francisque respektvoll. Er betrat die Zelle und warf sich auf das Lager, ohne es vorher anzusehen, so war er in seine Gedanken versponnen. Immerhin spürte er, dass das Bett sehr hart war, so dass er nicht schlafen konnte! Es bestand nämlich aus einem löchrigen Strohsack, der so hart wie Holz war und noch unbequemer als die Tannenholtzbretter, auf denen er lag. Da war noch ein strohernes Kopfkissen, und eine wollene Decke bedeckte den Körper, der angezogen auf dem Bett lag. Denn der Trappist behält sein Kleid Tag und Nacht an, er legt nur den Chorrock ab.

Indessen verflogen die sechs Stunden ziemlich rasch. Während dieser Zeit überlegte Francisque sich seine zukünftige Existenz. Sie schien ihm merkwürdig endlos und ewig, und so heiß sein anfänglicher Eifer für dies Büberleben war, so lastete es doch auf seiner Seele und kühlte seinen Mut stark ab. Die Schwere dieses Lebens schien ihm über seine Kräfte zu gehen, aber der Prüfling überwand diese Schwäche, indem er eine unschuldige und praktische Ausflucht zu Hilfe nahm. Wenn seine Vorstellungen argwöhnisch wurden und sein Herz bei dem Gedanken an die ungeheure Aufgabe ängstlich schlug, so sagte er sich: "Lasst es mich nur einmal eine Stunde versuchen, dann werde ich entscheiden, ob ich dies Leben fortsetzen kann." Diese Überlegung seines Verstandes beruhigte seine nächtlichen Ängste.

Indes war es zwei Uhr geworden und die große Kirchenglocke läutete zum Aufstehen. Francisque sprang hurtig vom schlechten Lager herunter, zog rasch seine Schuhe an und ging, ohne sich zu waschen, zur Kirche. Fast alle Mönche waren schon dort, denn vor dem letzten Glockenklang (das Läuten dauerte nur ein Miserere lang, Psalm 50) mussten alle auf ihrem Platz im Chor sein. Der rasche Sprung aus dem Bett hatte bei Francisque alle Ängste der Nacht vertrieben, ihn der Wirklichkeit wiedergegeben und ihm den Willen gestärkt. Doch kaum

war er in seinem Chorstuhl, als er deutlich eine innere Stimme vernahm, die sagte:

"Francisque, hier bleibst Du nicht!"

"Doch, ich werde bleiben", antwortete entschlossen der Novize.

Die gleiche Stimme kam regelmäßig um dieselbe Stunde, und der Novize hatte immer die gleiche Antwort bereit. Dem Vorsatz, nur eine Stunde lang das Leben der Trappisten zu versuchen, setzte er einen neuen Entschluss entgegen: "Auf, liebe Seele, versuche es drei Stunden lang!" Die erste Tagesstunde wurde mit Meditationen ausgefüllt und mit auswendig Hersagen von Gebeten an die Jungfrau. Um drei Uhr wurde die Kirche beleuchtet, nachdem sie vorher so verdunkelt war, dass man kaum das heilige Licht vor dem Altar erkennen konnte. Zwei Reihen von Kerzen wurden angezündet, und sie warfen ihr Licht auf die großen Folianten, die vor den Chorstühlen aufgestellt waren, und Gebete und Gesänge der Mönche enthielten. Die erste Stunde war ein Kampf gewesen gegen den Schlaf, der sich bleischwer auf die Lider des Francisque legen wollte, und der als schwere Versuchung in dieser Dunkelheit wirkte. Aber er hatte Stand gehalten, und als er das Licht der Kerzen sah, sagte sich der Novize:

"Die erste Stunde wäre überstanden, ich kapituliere nicht vor der zweiten."

Indem er zu sich sprach, fiel er begeistert in den Gesang der Psalmen mit allen seinen Brüdern ein. Während anderthalb Stunden sangen sie die "Matutin" und dann die "Laudes". Zwischen jedem Psalm wurde die Doxologie gesprochen: "Ehre dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist", wobei sich die Mönche bis zur Erde verneigten. Von halb fünf bis sechs Uhr sah Francisque, wie ein Teil der Mönche Messen las oder dabei assistierte in den Seitenkapellen, andere gingen in den Leseraum, und wieder andere blieben in ihrem Chorstuhl und beteten weiter.

Um sechs Uhr läutete die Glocke für alle zur Kirche, um die "Terz" zu beten. Diese wird im Chor gesungen, wie die Laudes. Gegen halb sieben Uhr vereinigte man sich zum Kapitel (Vollversammlung) in zwei Abteilungen, voran die Patres, dahinter die Brüder. Kapitel nennt man eine wichtige Zusammenkunft, während der der Abt ein Kapitel oder eine Regel von St. Benedikt vorliest und erklärt, es schließt sich die allgemeine Beichte der Mönche an. Das Kapitel wird das ganze Jahr über täglich abgehalten. Man kam dazu in einen langen Saal mit

Bänken. Auf einem Podium im Hintergrund saß der Pater Abt mit dem Vorbeter zur Seite. Über dem Podium war an der Wand ein großes Kruzifix angebracht, das gewissermaßen den Raum beherrschte. Bevor man sich setzte, wurde ein Wechselgebet (Responsorium) gesprochen. Danach ließ man sich nieder. Stehend sang der Vorbeter die Leidensgeschichte (das Martyriologium) des betreffenden Tages, d.h. die Sterbens- und Leidensgeschichten von Märtyrern und Heiligen. Dann verlas der Abt einige Abschnitte der Ordensregeln und erklärte sie mit eintönigen trockenen Worten. Der Pater Bruno war eben nicht mit Beredsamkeit gesegnet, aber sein vorbildliches Leben war ein besserer Kommentar, als seine Worte. Nach einer Pause rief er mit feierlicher Stimme:

"Diejenigen Brüder, die gegen die Regeln verstoßen haben, mögen sich melden."

Nach diesem Aufruf sah Francisque, wie ein Dutzend Mönche wie tot zu Boden fielen. Eine Minute lang blieben sie in dieser Stellung, während der sich Francisque fragte, was sie wohl tun werden.

"Erhebet Euch im Namen Gottes," sagte der Abt ebenso feierlich. Auf diesen Anruf hin erhoben sich die Mönche, blieben aber auf ihren Knien.

"Was hast Du zu bereuen, Bruder Hildebrandt", sagte der Abt und wandte sich an einen der Büsser. Und Bruder Hildebrandt bezichtigte sich der Faulheit, ein anderer gestand, dass er gesprochen habe, einer anderer hatte im Chor geschlafen, ein anderer gelacht oder neugierig umhergesehen, usw..

Kaum hatten die Mönche ihre Geständnisse geendet, als mehrere der Brüder, die in ihren Bänken geblieben waren, sich erhoben, um ihrerseits Klagen gegen sie zu erheben. So zum Beispiel klagte man Bruder Hildebrandt an, er habe überaus gierig gegessen, ein anderer habe durch Ungeschicklichkeit seine Arbeit schlecht verrichtet usw. Als alle Anschuldigungen vorgebracht waren, wurden die Strafen bekannt gegeben. Bruder Hildebrandt musste auf Knien seine Mahlzeit von den anderen Brüdern erbetteln. Bruder Sigismund musste zehn Brüdern die Füße küssen. Bruder Bonifaz erhielt fünfzig Peitschenhiebe. Die Verurteilten nahmen ihre Strafen demütig an, wobei manche vielleicht doch die Lächerlichkeit empfanden. Die Versammlung war beendet. Nach neuem Gebet verließ man den Saal

und ging zurück zur Arbeit. Es war inzwischen halb acht Uhr geworden.

Auf dem Hof bekamen dann die Brüder ihre Arbeit durch den Aufseher zugeteilt. Dann gingen sie in den Umkleideraum und legten ihre Chorröcke ab. Jeder zog dann ein Paar unförmige Holzschuhe an und schürzte sein Kleid bis zum Knie. Dann wurden sie vom Vorarbeiter zu einem Gebäude geführt, wo jeder ein landwirtschaftliches Gerät empfing, eine Haue oder eine Schaufel. Bewaffnet mit diesen Instrumenten gingen sie in langen Zweierreihen hinter ihrem Chef her, wobei sie den Kopf bis zum Gesicht mit ihren Kapuzen bedeckt hatten. Die Kolonne hielt dann vor einer Wiese, die von schmalen Rinnen durchfurcht war, ein kleines Bächlein floss darüber. Der Vorarbeiter drehte sich um und sagte:

"Meine Brüder, es gilt die Maulwurfshaufen zu zerstören!"

Dann hieb er mit seinem Gerät drei oder vier Mal auf so ein Häufchen und zerstäubte es. Sogleich machten es alle nach, auch Francisque. Für Francisque war dieses im Zickzack Hin- und Hergehen eher ein Vergnügen als eine Arbeit. Nachdem sie dreieinhalb Stunden gedauert hatte und tausend kleiner Häufchen verschwunden waren, ertönte der erste Glockenschlag zur Messe. Darauf gingen die Mönche in der gleichen Ordnung, in der sie gekommen waren, schweigend zum Kloster zurück. Sie stellten ihre Geräte ab, wuschen sich die Hände an einem Brunnen und legte wieder Schuhe und Chorröcke an.

Nach wenigen Augenblicken sangen sie schon die "Sext", um dann der Heiligen Messe beizuwohnen. Danach konnte jeder Mönch nach Belieben etwas lesen oder im Stillen beten, und um viertel nach elf Uhr sang man zusammen die "Non". Nun war Mittag! Ging es jetzt zum Essen? Nein, es ging wieder zur Arbeit!

Da Francisque für gewöhnlich um diese Stunde seine Mahlzeit bekommen hatte, verlangte sein Magen heftig danach. Um ihn abzulenken und Geduld zu lehren, gab der Vorarbeiter ihm einen kleinen eisernen Hammer. Dann wurde er mit seinen Brüdern zu einem Haufen größerer Steine gebracht und angewiesen, sie in kleine Stücke zu hauen, womit Straßen gebaut oder repariert werden sollten. Zwei Stunden lang klopfte der Novize, ohne sich umzusehen, und dachte dabei durch seine Kraftanstrengung seine Sünden abzubüßen. Er war schweißüberströmt. Nach Verlauf dieser Zeit gab der

Vorarbeiter das Signal zu einer Pause von einer Viertelstunde, während der man ausruhen konnte. Francisque hatte einen Schmerz in den Händen gespürt, und als er sie betrachtete, waren sie von Blasen überzogen, die der harte Hammer verursacht hatte, den er so übereifrig gehandhabt hatte. Manche waren schon aufgebrochen und brannten ihn. Während dieser kurzen Pause kam der Vorarbeiter zu Francisque und sagte:

"Bruder, ermüde Dich nicht zu sehr, wer so mit Übereifer anfängt, der hört mit Nachlässigkeit auf."

Gegen vier Uhr hörte man auf. Der solcher Arbeit ungewohnte Novize war sehr ermüdet und überaus hungrig. Doch endlich schlug die Stunde für die Mahlzeit. Der Novizenmeister wies dem Hinzugekommenen einen Platz am Ende der Tafel an und sagte:

"Nicht wahr, fest essen!"

Diese Aufforderung war unnötig, denn der Hunger des Tischgenossen war größer als die doppelte Portion dessen, was geboten wurde und stärker, als der Magen verdauen konnte. Nach gemeinsamen Gebet, das kniend verrichtet wurde, setzte man sich an den Tisch, der zwar ohne Tischtuch, aber sauber war. Das Gedeck jeden Mönches bestand aus einem Löffel und einer Gabel aus Holz und einem Zinnteller. Daneben lagen ungefähr 250 Gramm Mischbrot (Graubrot), und vor jedem Tischgenossen standen zwei tiefe Gefäße, ebenfalls aus Zinn. Jedes davon fasste etwa zwei bis drei Pfund Nahrungsmittel. Das eine enthielt eine dicke Suppe, einen Brei, der mit Wasser und Salz gekocht war, das andere war angefüllt mit einer Mischung von Kohl und Kartoffeln, die ebenfalls mit Wasser und Salz gekocht war. Hinter diesen dampfenden Gerichten blieb jeder Arbeiter zunächst ruhig sitzen, um seines Hungers Herr zu werden, erst danach machten sich alle, so auch Francisque, ans Essen. Während sich sein Körper erholte, wurde seine Seele gespeist mit frommer Lektüre, die von einem Mönch laut verlesen wurde und ihn mit Demut erfüllte, deren Verfehlung am Morgen einige Brüder die Schuldigen belastet hatten. Francisque beobachtete, wie Bruder Hildebrandt demütigen Blickes von Tisch zu Tisch ging, niederkniete vor ein oder zwei, fünf, zehn Mönchen, ihnen seinen leeren Napf hinhielt und jeden um einen kleinen Teil seiner Nahrung anbettelte. Bruder Sigmund warf sich Francisque zu Füßen, erfasste sie mit beiden Händen und küsste sie ehrfurchtsvoll. Im ersten Moment wollte Francisque sie zurückziehen,

so fühlte er sich verwirrt, weil er solche Erniedrigung eines frommen Mannes vor sich zugeben sollte. Trotz dieses letzteren Eindruckes aber bekam er wieder Hunger und aß oder verschlang vielmehr all sein Brot, die ganze Suppe und die Hälfte des Gemüses, solchen Appetit hatte er. Auch wollte er dem Vater Remigius beweisen, dass er seinen Rat befolgte. Aber ach! Er hatte seinen Appetit und guten Willen nicht mit der Fassungskraft seines Magens in Einklang gebracht, denn letzter revoltierte, und nach einer Stunde bekam Francisque heftige Schmerzen. Das Blut schoss ihm zu Kopfe und erzeugte eine schwere Blutfülle im Gehirn. Francisque glaubte, er werde verrückt.

Während dieser Zeit beteten die abgehärteten Mönche in der Kirche, oder sie ruhten bei der Lektüre aus und erwarteten so die Abendandacht. Gegen sechs Uhr sang man die "Vesper", dann wurde die "Komplet" gesprochen. Francisque konnte kaum daran teilnehmen, so hatte er zu leiden. Schließlich aber wurde er Herr über das Übel und konnte "Salve Regina" mitsingen. Dieser Gesang war der letzte des Tages.

"Salve Regina" ist der tiefe Aufschrei des Herzens, den der Trappist zum Himmel schickt, wenn er von des Tages Arbeit ermüdet ist und oft von Angst gepeinigt zu seinem Lager begibt, dem Ebenbild seines Sarges. Dieser lange Aufschrei, dessen erste Melodie zwanzig Minuten dauert, richtet sich an Maria, die Königin der Elenden. Wer zum ersten Mal im Trappistenkloster den starken Akzent des Chores hört, dem erscheint dieses "Salve Maria" matt und glanzlos. Hier die Übersetzung.

“Sei begrüßt, o Königin, Mutter der Barmherzigkeit;
unser Leben, unsre Wonne und unsre Hoffnung, sei begrüßt!
Zu dir rufen wir, verbannte Kinder Evas;
zu dir seufzen wir trauernd und weinend in diesem Tal der Tränen.
Wohlan denn, unsre Fürsprecherin,
wende deine barmherzigen Augen uns zu,
und nach diesem Elend¹ zeige uns Jesus,
die gebenedeite Frucht deines Leibes.

¹ Elend bedeutet hier: "Leben in der Fremde"

O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria."

Man kann die Wirkung kaum beschreiben, die dieser höchste Anruf des Trappisten auf den einen oder anderen macht. Es liegt der ganze Gehalt seiner Seele darin, seine Schmerzen und seine Hoffnungen. Wenn Francisque sein "Salve Regina" gesungen hatte, fühlte er, dass ihm der Himmel nicht mehr für immer verschlossen blieb, und so getröstet konnte der dem Frieden der Nacht entgegensehen. Immerhin kann die ewige Wiederholung dieser ganz langsamen Melodie den Eindruck von Monotonie erwecken und für den ermüdend wirken, der ihre Inbrunst nicht mitempfindet.

Indessen war für Francisque der erste Tag beendet. Er empfand einen unsagbaren Trost, denn er hatte einen ganzen langen Tag gekämpft, ohne zu wanken und so konnte er ruhig den vierundzwanzig Stunden, die kommen sollten, entgegensehen. Freudig und dankbar stieg er zum zweiten Mal zum Schlafsaal hinauf. Sein Bett erschien ihm aber immer noch recht unbequem, doch wurde er schließlich müde und schlief bald ein.

So verbrachte er die ersten vierzig bis fünfzig Tage dieses Lebens, das eine immerwährende Wiederholung der gleichen Tätigkeiten darstellte. Aber der Anfänger empfand noch nicht die Auswirkung dieses ewigen Einerlei, denn einerseits war die Zerknirschung seines Herzens so stark, dass sie ihn völlig in Anspruch nahm, und andererseits waren Ort, Dinge und Menschen zu neuartig, als dass sie nicht seinen Geist abgelenkt hätten von dieser täglichen Wiederholung, bei welcher sein Dasein immer in gleichen Bahnen verlief. Eine Zeit lang konnte er sich in der Menge der Gebäude verlieren mit ihren vielen Treppen, Gängen, Ein- und Ausgängen. Erst nach zwei oder drei Wochen fand er sich darin zurecht. Er erkannte schließlich, dass das Zentrum des Klosters der viereckige Rasen Hof war, um den herum breite Korridore liefen. Diesen Gängen, die um den Rasen herumführten waren Klostergebäude angegliedert, die ihrerseits ein drittes Viereck bildeten. Die Mönche bewohnten bei Tag das untere Stockwerk und hielten sich bei Nacht im oberen auf. Die Kirche bildete die Südseite des Vierecks, die drei anderen enthielten im unteren Stockwerk den Kapitelsaal, den Lesesaal, das Refektorium

und einen Arbeitssaal. Das obere Stockwerk war eingeteilt in Schlafsaal, Werkstätten und Krankensaal. Die hellen luftigen Gänge waren an den Wänden in einem Hellgelb bemalt mit Motiven, welche den dort Wandelnden das Jenseits und Gottes Gegenwart ins Gedächtnis riefen. Der Friedhof lag entlang der Nordseite des Klosters. Die Gräber waren ohne Kreuze. Ein einziges Kruzifix in der Mitte schien die ewige Ruhe der Verstorbenen zu segnen. Zuweilen sah man einen Trappisten in Gedanken zwischen diesen Grabhügeln hin- und herwandeln.

Die Menschen, die Francisque umgaben, erregten natürlich seine Aufmerksamkeit und reizten manchmal die Neugierde, obwohl die Regeln ihm verboten, in die Menschen und ihr Leben näher einzudringen. Aber dieser Schleier, der sie umgab, diese geheimnisvolle Stille, in der sie verharrten, machten, dass Francisque den Eindruck von unlösbaren Rätseln bei ihnen sah, was seine Einbildungskraft wachrief. In diesen allgemeinen Eindruck mischten sich auch speziellere Fragen, etwa nach dem Alter und dem Charakter seiner Brüder. Ihre Gesichter sagten ihm, dass die meisten recht robust waren, dass die Mehrzahl zwischen dreißig und vierzig Jahre zählte, dass zwei oder drei jüngere dabei waren, und drei oder vier das siebzigste Lebensjahr überschritten hatten.

Unter diesen zogen drei die Aufmerksamkeit des Novizen unwillkürlich auf sich. Da war zunächst ein junger Mann zwischen achtzehn und zwanzig Jahren.

Er fiel durch engelhafte Schönheit auf, seine stete Andächtigkeit ließ darauf schließen, dass er ein wirklich frommer Mensch sei. Dieser Bruder, der Jüngste von allen, war der Kreuzträger des Abbés. Er trug es ihm bei allen offiziellen Anlässen voran. Dadurch fiel er natürlich auf. Seine Erscheinung beruhigte Francisque bei all seiner inneren Unruhe.

Der andere, der Francisque auffiel, war sein Nachbar im Chorgestühl. Dieser war vierzehn Tage vor ihm eingetreten und hatte einen starken schwarzen Bart. Er war kräftig, hatte einen starken Nacken und atmete so vernehmlich und ungeniert, dass Francisque manchmal lächeln musste. Während der Besprechungen erfuhr Francisque dank der Strafpredigten, die der Novizenmeister seinem eigenartigen Schüler erteilte, dass sein Nachbar als Feldprediger den Krimkrieg mitgemacht

hatte, wo er sich offenbar so eigenartige und wenig gepflegte Allüren angeeignet hatte.

Schließlich war da ein Greis von etwa fünfundsechzig Jahren, der Francisque während der Arbeitszeit einen sympathischen Eindruck machte. Dieser liebe alte Mann schien recht gebrechlich zu sein und bewegte sich langsam. Trotzdem beharrte er darauf, die schlimmsten Arbeiten auszuführen, beim Steineklopfen, bei Erdarbeiten, beim Gräbenziehen und beim Lastentragen. Er hatte wohl bemerkt, dass Francisque ihn bewunderte. Von Zeit zu Zeit dankte er ihm dafür im Vorbeigehen mit einem väterlichen Lächeln. Es konnte aber auch den neu Angekommenen mit liebenswürdigem Stolz aufmuntern und dabei sagen wollen:

"Siehst Du, mein Sohn, wie ich in meinem Alter noch arbeite, und dass ich auf dem Feld der Ehre zu sterben verstehen werde. Nur Mut, mein Kind!"

Das spornte Francisque an. Die für ihn neue Feldarbeit, die verschiedenen Teile des weiten Trappbesitzes, die er nach und nach kennenlernte, das Studium der Zeichensprache, die Kirchengesänge, alle diese Dinge verschleierten dem Novizen, was ihm etwas schwer fallen wollte in dieser gleichförmigen Existenz, vor allem bei den langen Chordiensten, die sich beständig wiederholten. Schließlich nahm ihn während der drei letzten Wochen dieser fünfzig Tage die Beschäftigung mit Dingen gefangen, die äußerst kompliziert, doch sehr ermüdend waren. Da ist zum Beispiel die Generalbeichte beim Pater Abt zu nennen. Francisque teilte ganz methodisch seine Überlegungen ein und dachte täglich während mehrerer Stunden über einen Punkt seiner Existenz nach. Dann besprach er während einer weiteren Stunde all dies mit seinem Beichtvater in allen Einzelheiten. Aber was war das für eine harte und entmutigend Arbeit! Ohne seine hartnäckige Ausdauer hätte es Francisque bald aufgegeben. Zwei solcher Sitzungen hätten genügen können, die ungeheure Länge derselben war eine Übertreibung, die sicher nicht im Sinne Jesu war.

Indessen waren die Probewochen vorübergegangen, und es kam für Francisque die Zeremonie der Einkleidung. Der Bruder wurde in den Kapitelsaal geführt, wo schon die Mönche versammelt waren. Er kniete vor dem Abt nieder, der seine priesterlichen Insignien angelegt hatte. Da hörte er, wie über ihn hin Totengesänge angestimmt wurden,

dann zog man ihm sein bürgerliches Kleid aus, rasierte ihm die Haare, so dass nur ein Kranz um den Kopf stehen blieb und zog ihm dann die Tracht des Trappistenordens an. Schließlich bekam er an Stelle seines Taufnamens den Namen des Heiligen Renovat. Es war für Francisque kein Freudentag, sondern ein Tag tiefen Ernstes. Bruder Renovat war nicht glücklich, ja, er wollte es nicht einmal sein! Trotz alledem war der Bewerber für würdig befunden worden, die Bürde des Lebens dieser Männer tragen zu dürfen, die als die Helden des Klosters galten. Trotz seiner inneren Bedenken nahm er alles auf sich, ohne einen Augenblick schwach zu werden.

Es sollen nun die charakteristischen Züge des Trappistenlebens nochmals genau beschrieben werden.

WAS IST EIN TRAPPIST?

Er ist ein beschaulicher bußfertiger Sünder, der für seine und der anderen Menschen Sünden büßt. Der Trappist sei beschaulich, sagte ich, er drückt seine Beschaulichkeit aus durch seine Gesänge und das lange Psalmodieren im Chor und durch den Geist der Gebete, der sein ganzes Leben aktiviert. Der Trappist ist außerdem ein Büßer, was er durch harte Arbeit seiner Hände und durch heftige Geißelungen beweist.

CHARAKTERISTISTISCHE MERKMALE DES TRAPPISTEN:

1. Der Chor und das Wesen des dauernden Gebetes

Die Anbetung des Trappisten geschieht in der Hauptsache durch gesungenes Psalmodieren. Das will heißen, dass die Existenz dieses Mönches ein himmlisches Leben darstellt. Denn nach den Ideen des Katholizismus stellt man sich vor, dass Gott im Himmel auf einem Thron sitzt, und dass die Seligen um ihn herumstehend ihre Verehrung durch Lobes- und Liebeshymnen erschallen lassen.

Von dieser Idee ausgehend, gestalten die Trappisten ihr Leben zu einem Chor von Heiligen, die das Tabernakel umstehen, diesen Thron des Heils, auf dem Gott vor seinen Kindern sitzt. Daher kommt es,

dass das Leben der Trappisten sich erschöpft im Singen von Hymnen, Psalmodieren und feierlichen Gottesdiensten. Man kann sich einen Begriff machen, wie lange das dauert, wenn man bedenkt, dass an Sonn- und Feiertagen dieser Gottesdienst von ein Uhr nachts oder Mitternacht bis sieben Uhr morgens fortgesetzt wird. Ebenso ist es in der zweiten Hälfte des Tages. Diese Gottesdienste sind ebenso monoton, wie sie ausgedehnt sind. Sie bestehen nur aus einer kaum wahrnehmbaren Melodie ohne Orgel- oder Instrumentenbegleitung. Eine der größten Qualen, die Bruder Renovat erduldet, das waren diese Chordienste.

"Wenn diese Dienste", sagte er zu sich, "Abbild des Paradieses sein sollen, so käme ich nicht zu meiner, sondern höchstens zu des Schöpfers Freude in den Himmel!"

Um diese Monotonie auszuhalten, versuchte Francisque seinen Geist zu beschäftigen mit höchsten Ideen im Sinne dessen, was er sang. Das gab manchmal seiner Stimme einen unaussprechlichen Ausdruck und war zugleich Labsal für seine Seele. Diese Beschäftigung mit höheren Gedanken während seines Betens übertrug sich auch auf seine Lektüre, seine Arbeit und übrigen Funktionen. Das Ich des Novizen war nicht eigentlich dabei, bei seinen äußerlichen Arbeiten, er ließ ihnen nur ein Ohr, während das andere, das bessere, immer auf das Geistige gerichtet war, welches in seinem Inneren Platz hatte. Hier hatte er fortwährend Beziehungen zum unsichtbaren Wesen. Das Gefühl, mit welchem er mit diesem Wesen verkehrte, war der große Wunsch, Verzeihung zu erlangen. Er erbat von ihm Verzeihung für seine Undankbarkeit und warf sich ihm zu Füßen. Um dies Wesen zufrieden zu stellen, unterzog er sich der härtesten Arbeit und der schlimmsten Geißelungen. Er sucht Gott nicht in der Natur, obwohl er täglich viele Stunden draußen arbeitete. Obschon er sie liebte, wandte er sich von ihr ab, wie von etwas Verführerischem und Schlechten. Wohin sein Herz ihn drängte, das war das Allerheiligste am Altar, denn er fand hier das Herz Jesu, das ihn aus der Hoffnungslosigkeit damals in Bethanien gerettet hatte. Monatlang konnte er sich nicht von diesem hingeopferten Herzen losreißen, das im Abendmahl gegenwärtig ist.

Man sieht, die Liebe war bei Bruder Renovat der Urgrund seines Wesens. Schon bei dem jungen Seminaristen, der über seine Neigung zur Frau Herr wurde, so auch jetzt, da ihn die Liebe zu seinem

gekreuzigten Meister beherrschte. Aber ach! Das Herz des Novizen wurde trotzdem wieder geplagt, er fand keine Ruhe, so dass seine Meditationen und Gebete am Altar von Angst erfüllt waren. Das Chorsingen und die Gebete der Trappisten während acht Monaten des Jahres wurden zweimal täglich durch die körperliche Arbeit unterbrochen, von sieben bis neun Uhr morgens und von zwölf bis vier Uhr nachmittags. Während des Sommers wurden die Trappisten fast immer mit Arbeit beschäftigt.

Es soll nun ein weiteres Merkmal des Trappistenlebens beschrieben werden.

2. Die Arbeit des Trappisten

In zweiter Linie ist das Trappistenkloster eine Ansiedlung von büßenden Landarbeitern, die von der übrigen Menschheit abgeschieden leben. In dieser Isolation muss die Siedlung sich selbst genügen und neben der speziellen Feldarbeit auch die übrigen Geschäfte verrichten, die das gemeinsame Leben erfordert. Das Trappistenkloster hat infolgedessen Mönche als Bäcker, Schneider, Müller, usw. Jeder Trappist aber kennt sich in jedem dieser verschiedenen Handwerke aus. Stundenweise ist er Hilfsschneider, Hilfstischler, Hilfskoch, usw., ja, er besorgt mit den anderen zusammen alle vierzehn Tage die Wäsche. Die meisten aber werden vor allem der Landwirtschaft zugeteilt, sie pflügen, sähen und mähen, sie reparieren die Straßen, graben Kanäle, bebauen die Felder, legen Sümpfe trocken, pflanzen Bäume, pflegen die Gehölze und schneiden sie aus. Ein Pater leitet die Arbeiten und teilt sie ein. Er hat als Arbeiter braune Laienbrüder. Diese arbeiten umso mehr, als sie am Chorgebet nicht teilnehmen müssen. Die Patres dagegen sind nur Helfer, weil sie nur vier oder fünf Stunden sich beteiligen können während der acht Monate des großen Fastens. Aber während der Heuernte, der Getreideernte oder anderer dringender Arbeiten bekommt der Leiter der landwirtschaftlichen Arbeiten die Chorbrüder zugeteilt und beschäftigt sie da, wo er sie brauchen kann. In diesen Zeiten stehen ihm alle arbeitsfähigen Patres zur Verfügung.

Ich kann es mir nicht versagen, dem Leser einen der arbeitsreichen Tage während der Ernte zu beschreiben. Es sind dabei ganz interessante Momente zu beobachten. Ich wähle einmal willkürlich einen Tag Anfang August während der Getreideernte.

Es ist morgens halb fünf Uhr. Schon seit zweieinhalb Stunden wachte und betete die Klostersgemeinde, und jetzt verlässt sie das Kloster. Es sind ungefähr siebzig bis achtzig Arbeiter. Der kräftigste davon, Pater Bruno, marschiert an der Spitze und trägt eine mächtige Sense. Die anderen Patres folgen ihm die Kutte über den Kopf geschlagen, so dass nichts vom Gesicht zu sehen ist. Durch die eine Hand gleitet der Rosenkranz, während sie in der anderen Hand eine Art Sichel tragen, die mit einer Hand bedient wird. Schließlich kommen die Laienbrüder, sie tragen Sensen, wie ihr Abbé, und die Sonne beglänzt die scharfen Schneiden. Ehe die Sonne am Horizont erglänzt, vergeht langsam der Morgennebel. Die Landschaft, in welcher die Arbeitergruppe marschiert, wird übergoldet von der aufgehenden Sonne. Die Morgenluft ist von köstlicher Frische. Wie schön ist die Natur im Erwachen eines dieser langen Tage. Aber der Trappist bleibt ungerührt von den Schönheiten der Welt, denn in seinem Inneren leuchtet eine andere Sonne und ein anderes Universum: Gott und sein Wille! Allein darauf richtet sich sein inneres Auge.

Schweigend, gesenkten Blickes marschiert die Gruppe, man hört nur ihre Schritte. In 150 groben Stiefeln stecken die nackten Füße der abgehärteten Brüder. In gleichmäßigem Takt erdröhnt der Boden. Zwanzig Minuten dauert der dumpfe Rhythmus und hört dann plötzlich auf. Die Kolonne ist an einem Kornacker angelangt. Dieser dehnt sich weithin in die Ferne. Der leitende Abbé wendet sich zu den Mönchen und sagt:

"Dieses Feld muss heute abgeerntet und eingefahren sein. Das Korn ist trocken, es eilt, denn morgen ist Ruhetag."

Nachdem er diesen Befehl gegeben hat, schwingt er seine mächtige Sense, die nun unablässig den ganzen Tag die goldenen Halme mäht. Alle Brüder Schnitter reihen sich links von ihm ein, dann kommen die Brüder, die zu Ackerknechten geworden sind. Kaum zwei oder drei Sichel sind dabei, denn diese gilt als Instrument für die Schwachen,

Frauen benutzen sie bei der Ernte. Nach dem Vorbild des Pater Bruno arbeiten alle mit Schwung darauf los. Francisque bleibt nicht zurück, auch er schafft mit Eifer. Der Fleiß der Schnitter hat bald die Halme zu Boden gemäht. Die Frucht fällt, fällt täglich und immer wieder unerschöpflich, sie ist reif zum Opfer, begierig, sich darzubieten. Schon während die Frucht unter der Sense fällt, sammeln andere fleißige Arme sie auf zu Bündeln, und wieder andere formen sie zu schweren Garben, von denen immer zehn zusammengestellt werden. So arbeitet man rasch und in einem Zug zwei Stunden lang. Erst wenn es sieben Uhr schlägt, ist es Zeit zum ersten Halt. Um sich auszuruhen, legen sich die Mönche in zwei Reihen auf den Boden, eine gegenüber der anderen, und während zwanzig Minuten wechseln sie sich ab, mit rauhen Stimmen das zweite Gebet des Tages zu sprechen, die "Terz". Der Gottesdienst ist körperliche Erholung und zugleich Nahrung für den Geist. Nachdem die Andacht beendet ist, ist man wieder zu Atem gekommen. Die Sensen werden frisch geschliffen, und man beginnt von neuem die gelbe Frucht zu schneiden, zu sammeln und aufzuhäufen. Immer mehr und größere Lücken zeigen sich bereits auf dem Feld, als der zweite Halt erfolgt. Und so geht es alle zwei Stunden bis zum Abend; Der fromme Schnitter wechselt dann jedesmal das Werkzeug mit dem Gebetbuch.

Gegen neun Uhr zeigen sich einige fremde Zuschauer, die sich jedoch in respektvoller Entfernung halten. Sie bewundern die Arbeit und scheinen von einem Gefühl der Verehrung ergriffen zu sein, manchmal sieht man sie auch lächeln. Bei einer Arbeitspause von fünfzehn bis zwanzig Minuten scheint ihre Aufmerksamkeit sich aufs Höchste zu steigern. Denn da spielen sich sehr originelle Dialoge ab. Da setzen sich die Trappisten auf ihre Garben, manche davon sieht man gebückt und stumm dasitzen mit gekreuzten Armen. Mit starren Blicken starren sie zum Himmel oder zu Boden, andere verlassen das Feld und setzen sich in den Schatten einer Birke oder eines Ahorns, oder sie lassen sich am Ufer eines Baches nieder. Dann entwickelt sich bei den Mönchen eine geheimnisvolle Unterhaltung durch Zeichen, was oft recht komisch und grotesk aussieht. Zum Beispiel sitzen sich da zwei Mönche gegenüber. Einer beugt sich nach vorne, berührt seine Mönchskapuze und betrachtet sie. Diese Geste bedeutet bei den Trappisten, dass der Untergebene von seinem

Vorgesetzten die Erlaubnis erbittet, sich wegzubegeben. Nun lässt er die Kapuze wieder los, und das bedeutet: "Dankeschön". Von diesen beiden Mönchen ist der eine ein Novize und der andere sein Lehrer.

Jetzt steht da inmitten der Mönche ein brauner Bruder, der sich an den Bruder Prior wendet. Er scheint aufgeregt, hat die Hand am Mund und deutet damit an, dass er ein Glas Wasser trinken möchte. Er erbittet die Erlaubnis, sich erfrischen zu dürfen. In der Tat wird das erlaubt, dann geht er an das Flösschen und schöpft mit der hohlen Hand einen Schluck Wasser.

Und sehen Sie dort unten den Pater Abt? Er winkt einen Bruder zu sich her. Er sagt zwei Worte zu ihm, denn der Vorgesetzte darf sprechen. Er scheint ihn zu beauftragen, einen anderen Bruder herbeizurufen, den er suchen soll. Nun steht er vor einem Bruder, der an einer Ulme sitzt und macht ihm drei Zeichen mit einem Finger der rechten Hand. Zunächst führt er seinen Zeigefinger an seine eigene Stirn, dann an seine Lippen und schließlich an die Brust des Paters, um ihm anzudeuten, dass es sich um ihn handelt. Der Mönch versteht sofort, dass der Superior ihn sprechen will, denn der Zeigefinger an der Stirn bedeutet: Der Chef! An den Lippen heißt es: wünscht zu sprechen, und nach der Brust gedeutet will sagen, Du bist gemeint.

Natürlich interessiert sich ein fremder Beobachter für all diese Dinge und ist erstaunt ob dieser stummen Unterhaltung, über dieses Kommen und Gehen, über diese Arbeiten und diese Männer.

Inzwischen hat die Arbeit auf dem Feld gewaltige Fortschritte gemacht. Hunderte von Garben-Zehnerreihen stehen in langen Linien da. Von zehn Uhr an kommen sechs bis acht große Wagen, bespannt mit starken Pferden vom Kloster herangefahren. Sie fahren zu den Schnittern, werden mit der schweren Last beladen und fahren zurück zum Kloster, wo sie die weiten Scheunen damit füllen. Sie kommen und gehen ohne Pause bis zum Abend.

Während des Sommers arbeitet der Trappist von zwölf Uhr bis zwei Uhr nicht. Er hält im Kloster Mittag und ruht dann eine dreiviertel Stunde dort aus. Falls er auf dem Feld bleibt, schläft er dort, den Kopf auf einer Garbe mit der Kapuze bedeckt. Um zwei Uhr packen alle wieder ihre Sensen und Hauen, und die Wagen laden weiterhin auf und ab. Man ist um diese Zeit der prallen Sonne ausgesetzt, aber der

arbeitende Mönch kümmert sich nicht um Hitze, noch um Kälte. Von zwei bis vier Uhr fällt von Neuem unzählige Frucht, die emsig gesammelt wird, um dann mit ungeheurer Ausdauer auf die Wagen geladen zu werden, die unersättlich immer neue Garben aufnehmen. Die emsige Tätigkeit endet wie einem Schlag um vier Uhr. Der Abt gibt das Zeichen, die Mönche formieren sich wieder in zwei Reihen entlang des Flüsschens, im Schatten der Trauerweiden psalmodieren sie die Vesper.

Es ist schön und rührend, diesen arbeitsamen Männern zuzuhören, wie sie barhäuptig, mit erhobener Stirn inmitten der ahnungslosen Natur dankbar ihr Gebet zum Himmel schicken, zum Vater, der alle Kreatur ernährt. Dieser Akt, an dem er selbst mitwirkte, rührte jedesmal des Bruders Renovat empfängliche Seele. Nach einer letzten Aufnahme der Arbeit neigt sich endlich der Tag, und die Männer sind ermüdet von der langen Arbeit. Die Sonne geht unter, und lange Schatten breiten sich auf den Stoppelfeldern aus. Der Pater Abt klatscht nochmals in die Hände und geht an der Spitze der Männer zurück zum Kloster.

Gottes Segen ruht auf ihnen, denn die Felder hatten all ihren Reichtum gespendet, und dieser füllt die Scheunen dieser gläubigen und fleißigen Männer. Immerhin muss gesagt werden, dass die materielle Versorgung nicht ganz durch die eigene Arbeit gesichert ist. Der Gottesdienst nimmt zuviel Zeit weg. Aber die Barmherzigkeit kommt diesem Mangel zu Hilfe. Viele fromme Seelen schicken Almosen, weil sie die Mönche wegen ihrer Heiligkeit und strengen Lebensweise verehren.

Mit letzterer wollen wir die Beschreibung des Trappistenlebens beenden.

3. Die strenge Lebensweise der Trappisten

Die Reformatoren de Rancé und Dom Augustin¹ haben das Leben der Mönche so organisiert, dass es nicht nur jeder Annehmlichkeit entbehrte, sondern zu einem dauernden psychischen und moralischen Leiden wurde.

Zunächst waren alle Zerstreuungen untersagt, wie Spaziergänge, Konversation, Spiele und Unterhaltungen, Vergnügungen, angenehme geistige Lektüre. Arbeit wurde nur unterbrochen durch andere Arbeit, jegliche Beschäftigung nur durch eine andere. Man gestattete also einem Trappisten nichts Angenehmes, sondern man plagte ihn so, dass er immerfort zu leiden hatte.

Jegliches Schauen wurde zum Leiden. Es ist ihm verboten, irgendetwas anzuschauen, das nicht mit seiner Beschäftigung zusammenhing. Bruder Renovat unterwarf sich so sehr dieser Regel, dass er nur selten wusste, wer seine Nachbarn auf dem Felde oder im Lesesaal waren.

Die schlechten Speisen, die man den büßenden Brüder reichte und die tierischer Nahrung ähnlich waren, erzeugten bei vielen Mönchen Ekel und Widerwillen. Bei Francisque allerdings war das nicht so. Dank seiner harten Arbeit fand er schließlich die Speisen angenehm, weil er seinen Hunger damit stillen konnte, während zu seiner Seite Novizen diese Nahrung verweigerten und das Trappistenkloster verließen, mit Ausnahme eines Einzigen. Er aber verzehrte seine Brotbrocken mit Vergnügen.

Was aber für Bruder Renovat lebhaftes Bedauern erzeugte, das war die große Menge, die er essen musste, wollte er nicht das Kloster verlassen. Der Magen konnte es nicht verdauen, und er musste es erbrechen oder heftige Schmerzen erdulden. Diese tägliche Qual dauerte ungefähr sechs Monate. Zwei Stunden nach der Mahlzeit quälten ihn heftige Schmerzen, so wie es auch bei manchen seiner Brüder war, die dieselben Krisen durchmachen mussten und zuweilen auf dem Feld oder sonstwo hinfielen, überwältigt von ihren Schmerzen. Nach sechs Monaten hörte das auf, der Magen hatte sich daran gewöhnt. Aber zu dem Magenleiden gesellte sich eine andere

¹ Dom Augustin de Lestrange

Qual, die sehr lang dauerte. Ein mehr oder weniger heftiger Heißhunger plagte ihn eine Stunde lang und dauerte oft bis zur nächsten Mahlzeit.

Auch der Schlaf, aus dem er zwischen Mitternacht und zwei Uhr gerissen wurde, bereitete ihm meist großes Unbehagen, vor allem in der Dunkelheit, in welcher man in der Stunde nach dem Aufstehen in der Kirche verharren musste. Das lebhaftes Gehirn des Bruders fühlte sich nie genug ausgeruht und nur selten konnte Bruder Renovat sich sagen:

"Heute habe ich einen klaren Kopf."

Obschon man die Kälte ohne Feuer ertragen musste, denn es wurde nie geheizt, so litt der Novize doch weniger unter der Unbill des Winters als unter der sommerlichen Hitze. Da man im Winter und Sommer das gleiche Kleid trug, fühlte Francisque im Sommer alle Glieder von Schweiß überströmt. Um diese Last tragen zu können, musste er von Stunde zu Stunde sein Gelöbnis, auszuhalten, erneuern. Feinfühlige Naturen hatten ihre besonderen Qualen auszuhalten, die nicht weniger peinlich waren. Sie empfanden zuweilen einen unwiderstehlichen Widerwillen, sich das Gesicht zu waschen, die Zähne zu putzen und ließen ihren schmutzigen Bart oft tagelang stehen. Vierzehn Tage lang mussten sie Tag und Nacht die gleiche Wäsche tragen, und sie wurde nur gewechselt, um eine andere anzuziehen, welche zehn, zwanzig, dreißig andere Mönche schon vor ihm getragen hatten. Denn der Trappist hat nichts Eigenes, nicht einmal die Schuhe. Und was er heute trägt, bekommt morgen sein Bruder. Im Kloster, wie damals in Bethanien, existiert das Wort "mein" nicht, man kennt nur das Wort "unser".

Geister, die es nach Wissenschaft verlangte und gute Literatur liebten, litten besonders unter dem Mangel an intellektueller Anregung. Im Trappistenorden gibt es als Anregung für den Geist nur fromme Traktate. Weltliche Wissenschaften sind aus dem Kloster verbannt.

In diesem Zusammenhang sollen einige Zeilen aus einem Brief des Francisque an Monsignore Bellegarde angeführt werden, die charakteristisch und bezeichnend sind. Sie wurden einige Monate nach Francisques Eintritt ins Kloster geschrieben.

"Studium ist hier etwas Unbekanntes. Meine Kenntnisse wurden mir unnützlich, und außer meinem Latein, das ich beim Gottesdienst brauche, hätte ich alles, was ich vom Griechischen, von Geschichte,

Geographie, Physik und Mathematik wusste, in jene Seen werfen können, zwischen denen ein so schmaler Steg verläuft, der gar nicht Platz lässt für überflüssiges Gepäck. Ich hätte zum Überfluß auch noch meine Philosophie und meine Kunst da hineinwerfen können, die ich auf dem Gebiet der Rhetorik und Beredsamkeit besaß. Denn wozu dienen solche Dinge der Welt einem Menschen, der die Welt verlassen hat, und in der Stille zurückgezogen keine andere Aufgabe seinen Mitmenschen gegenüber hat, als für sie zu beten."

Die Stille, das ist der wichtigste Punkt in der strengen Ordnung des Trappisten. Er bleibt ein zweites Mal Einsiedler inmitten der Existenz seiner Kameraden, nachdem er schon durch das Klosterleben von der Allgemeinheit ausgeschieden wurde. Mehr als jeder andere Mönch lebt der Trappist dem Grabe entgegen in dem Leichentuch seiner ewigen Stummheit. Er bleibt stumm für alle Menschen, stumm seinen Brüdern gegenüber, die er im Vorübergehen mit einem Kopfnicken begrüßt, ohne ein Wort zu sagen, nicht einmal das berühmte "Memento mori!" In dieser strengen Stille stirbt auch der Trappist. Als Totenbett bekommt er eine Strohschütte mit Asche. Dort stirbt er wortlos. Die Brüder Krankenwärter hüllen ihn in der Stille in sein Chorkleid, und ohne Sarg wird er ins Grab gelegt. Der Hügel darüber trägt keine Tafel mit dem Namen des Mannes, dem die Stummheit das ganze Leben eingehüllt hat. Nicht einmal ein Grabkreuz bekommt er. Aufs Äußerste schon im Leben beraubt, bekommt er nicht einmal sein Holzkreuz mit ins Grab. Auch stirbt der Trappist ohne Klagen und Trauer. Er verliert nichts von dieser Welt. Im Gegenteil, der Tod ist die Befreiung von einem Leben voller Qual.

Hier soll die Beschreibung des Wesens dieses Mönches enden, dieses großen Büßers, der versunken ist in Einsamkeit und Schweigen. Diese Strenge, diese Einsamkeit und Stille, welche dafür sorgen, dass nichts vom Glück und den Sorgen des Weltenlärms den Trappisten berührt, haben etwas Befremdendes an sich, aber auch etwas Ergreifendes und Erhabenes. Sie bewirken, dass die von allem Vergänglichem befreite Seele außerhalb des Erdentalen sich ergehen kann, in welchem die übrigen Menschen leben. So erscheint der Trappist, wie der einsame Adler in der Höhe über den Wolken, der die Sonnenregionen, Gott und den Himmel erblickt. Auf dem Felsen eines so erhabenen

Standpunktes hatte Bruder Renovat sich eingenistet. Es schien ihm, als müsse er für immer dort bleiben, bis er eines Tages seine Flügel ausbreitete und in andere Regionen entschwebte. Die Luft war zu eisig und nüchtern! Renovats Seele drohte zugrunde zu gehen. Mit diesem letzten Drama soll die Lebensbeschreibung des Francisque abgeschlossen werden.

Innere Arbeit an der Entwicklung und Aufschwung

In großen Zügen wurde das innere und äußere Leben der Trappisten und ihres Noviziats geschildert, nunmehr soll auf das Geheimnis ihres Innenlebens eingegangen werden.

Betrachtet man von diesem Standpunkt das Trappistenleben, so enthüllt es seinen wirklichen geistigen Wert und beweist, dass Bruder Renovat im Recht ist, wenn er über seine früheren Brüder wie folgt urteilt:

"Der Hauptteil der Mönche dieses Klosters besteht aus ziemlich *gewöhnlichen* Menschen, und sie erscheinen nur auf die Distanz als groß. Die beiden Flügel bestehen auf der rechten Seite aus einigen auserwählten Seelen, die das Ganze mit sich fortreißen und in Bewegung halten; auf der linken Seite aus einigen unrettbar verwirrten Naturen, die im Dunkel gehalten werden."

Das ist das Urteil über das Kloster, in dem sich Bruder Renovat befand. Man darf nicht glauben, dass das Trappistenkloster den meisten Menschen, die hier ein Refugium suchten, etwas Seelenheil und Freude bietet. Für fast alle ernsten Geister ist das Trappistenleben nur ein Zustand von Routine und ein Platz, wo schwere Kämpfe und seelische Qualen ausgefochten werden müssen. Der Zustand, in welchem die Seele des Francisque geraten ist, wird dies beweisen.

Dank seines starken Willens und der Stärke seines Körpers konnte Francisque das äußere Leben durchhalten, seine Energie hatte die Härten überwunden. Die Arbeit und das Fasten hatten ihn aufrecht gehalten. Aber während der Geist das Äußere beherrschte, wurde seine Seele zugrunde gerichtet. Einer der Gründe, die Francisque ins Kloster geführt hatten, war die Absicht, eine Stätte zu finden, die Schutz bot vor Verführungen und weit entfernt war von einem Platz, wie es damals Montretout war, damit es ihm leichter würde, das

Gelübde der Keuschheit zu erfüllen. Das Gegenteil traf ein. Denn tatsächlich hatten ihn die verführerischen Gedanken bis in die Einsamkeit verfolgt, so wie es auch dem berühmten Jerome und all den Einsiedlern in der Wüste gegangen ist. Um zu widerstehen, betete der Bruder und richtete seinen Sinn auf tiefere Gedanken. Aber die lüsternen Bilder brachen in seine Meditationen ein, verheerten seine Gebete und wurden zu verführerischen Begleitern seiner Arbeit und seiner wachen Nächte. Auf dem Kopfkissen seines elenden Lagers war er ihnen unwiderstehlich ausgeliefert. Andererseits hielt er ausgedehnte Fastenzeiten und bemühte sich bei Anstrengungen jeglicher Art, seine Sinne zu meistern. Aber die Versuchung schien ihre Angriffe zu verdoppeln und überhand zu nehmen. Wachen und Fasten schienen die Glut seiner Sinne noch anzufachen. In diesen Nächten plagten ihn verzehrende Träume wie Strafen, und wenn die Glocke Renovat wach rief und ihn zur Verantwortung mahnte, da sagte sich der Novize mit innerer Entrüstung angesichts seiner materiellen Träume:

"Welche Schande! Sicher ist der Ehestand und das Familienleben, so sehr man es hier verdammt, trotzdem heilig gegenüber dem, was mir geschieht."

Das ist nicht alles. Die ewige Wiederholung der Chordienste rieben seine Nerven schließlich auf, so dass sich dabei Hände und Füße fortwährend in fieberhafter Bewegung befanden. Darüber hinaus hatte die Einengung seiner Gedanken, die immer auf das Allerheiligste des Altares konzentriert waren, seine wahre Natur so unterdrückt, dass er es nicht mehr aushalten konnte. Es war, als kochten in einem Dampfkessel ständig Einbildung und Gedanken. Um einer Explosion zuvorzukommen, übergab Pater Bruno dem Bruder Renovat das Amt des Anstaltsgeistlichen an der Besserungsanstalt der Trappe. Dieses Amt aber bot dem Vielgeprüften dieselben Verhältnisse und Gefahren wie damals in Rossignol. Da herrschten mit kleinen Einschränkungen dieselben Verhältnisse und verderbten Sitten. Zwei Drittel der Zöglinge waren vom unsittlichen Treiben angesteckt worden, und, schändlich es zu sagen, sechs der Angehörigen des Dritten Ordens (*d. h. in geistlicher Verbundenheit mit dem Orden lebende Laien*) hatten die jungen Menschen verführt, und was soll ich sagen, sogar einige Patres waren im Umgang und bei der Arbeit Opfer oder

Begünstiger der Schwächen dieser Kinder geworden. Kurz: alle diese Dinge erzeugten in Francisque heftige Gewissenskämpfe über die angebliche Zweckmäßigkeit der Anstalt und über den Wert des Klosterlebens, insbesondere der Trappe. Mit einer betrüblichen Deutlichkeit offenbarte sich ihm der Abgrund, der sich zwischen dem hohen Ideal, das er sich vom Kloster vorgestellt hatte, und der unübersehbaren Wirklichkeit auftat. Sein Enthusiasmus für die Mönche erlosch immer mehr und mehr, und verschwand schließlich vollständig. In Francisque bahnte sich allmählich die schwere Erkenntnis geistiger Enttäuschung an. "Oh", sagte er zu sich, "ist es möglich, dass die einzige Sache, der ich hier auf Erden meine Verehrung und meinen Glauben gewidmet habe, eine Illusion sein soll?"

Von da an fühlte sich der Novize sehr unglücklich. Diese schwere Enttäuschung steigerte sich aufs Höchste, als bei einer vertraulichen Besprechung mit seinem Vorgesetzten über die Vergehen gewisser Mönche und weltlicher Priester ihm die niederschmetternde Eröffnung zuteil wurde:

"Der Herr Bischof von S. hat gestern in unserer Sakristei vor dem Pater Abt und mir erklärt, dass, wenn er die Priester, die dauernd in Todsünden leben, entlassen müsste, so käme die Hälfte, um nicht zu sagen, zwei Drittel von ihnen in Frage!"

So zeigte sich dem Bruder Renovat das Klosterleben, und so urteilte er dann darüber. Aber auch die Situation des eigenen Herzens war für ihn nicht weniger aufregend. Die Hauptwunde bei Francisque war die des Herzens. Es war eine offene Wunde, unheilbar, aus welcher immer eine unstillbare Sehnsucht zur Liebe entsprang. Lieben, geliebt zu werden und sich aufzuopfern, das war das unendlich innere Sehnen des Novizen. Hatte Francisque nicht Hunderte von Brüdern um sich, die er hätte lieben können? Zweifellos übte Bruder Renovat die verschiedenen Möglichkeiten brüderlicher Liebe aus, die das Trappistenkloster ermöglichte. Aber diese Liebe genügte ihm nicht. Ausgeübt gegenüber allen zusammen, statt auf eine Person konzentriert, verlor die Liebe viel von ihrer Süße, wie Parfüm seinen herrlichen Duft verliert, wenn es nicht auf einer bestimmten Person sich ausbreiten kann und sich ohne Grenzen ausdehnt. Der Wiederhall,

den er von den Mönchen empfing, der aber nicht speziell seiner Person galt, ließ seine Seele kalt.

Ach, war denn das die wirkliche Liebe, diese unbestimmte Barmherzigkeit, die sich nicht an bestimmte Personen richtete, die nicht gerade diese Person meinte, die ihn Francisque, nicht ergriff, nicht im Innersten erschütterte, die ihm kein Lächeln seiner Lippen oder Augen entlockte? Nein, denn die wahre Liebe erfüllt die ganze Seele, während diese Liebe hier nur Leere und damit Qualen erzeugt. "Aber wie, habe ich nicht Gott?" sagte öfter der Bruder schmerzvoll und voller Scham. Und um seine verzehrende Unruhe zu stillen, betete er zur Gott aus der Tiefe seines Herzens. Aber Gott war ein Wesen, das sich nicht fassen ließ, zu heilig, zu unendlich, und er, dieses beschmutzte Atom, konnte er es wagen, auf Gottes Liebe zu bauen?

Blieb schließlich noch Christus, der aus Liebe zu den Menschen Mensch geworden ist... Gewiss, diesem Retter war er in der Hauptsache ergeben. Aber seit Montretout erlaubte sich Francisque nur noch Mitleid von ihm zu erbitten. Mehr wagte er in seinen Gebeten nicht. Aber seinem Herzen genügte Mitleid allein nicht, und so konnte er manchmal kein Vertrauen zu ihm aufbringen. Es hatten sich mehrere Dinge abgespielt, die ihm das Zutrauen zum Mitleid genommen hatten. Ich gerate in lebhaft Erregung, wenn ich davon berichten muss.

Eines Tages kam der Novize vom Straftribunal, da sagte sein Beichtvater Pater Bruno zu ihm:

"Dein Eifer, mein Bruder, ist groß, aber bleibe bescheiden, und denke daran, dass Du wohl Tausende von Jahren durchs' Fegefeuer gehen musst, bis Deine Sünden getilgt sind."

Francisque war zuerst niedergeschmettert, dann zwei oder drei Tage lang tief unglücklich, schließlich raffte er sich auf, und in dieser Stimmung suchte er nach einigen Tagen den Pater Abt auf und bat ihn darum, eine Frage stellen zu dürfen.

"Sprich, mein Bruder", sagte der Abt.

Gerührt äußerte sich der Novize wie folgt:

"Lassen Sie mich bitte annehmen, Sie seien der Vater einer Familie. Als solcher haben Sie einen Sohn, der Ihnen schwere Sorgen macht.

Ein Sohn, der fünfzig Jahre lang so unordentlich lebte, dass Ihre Haare vom Schmerz weiß geworden sind. Er hatte Sie durch seine Ausschweifungen zur Verzweiflung gebracht. Aber eines Tages sieht der Sohn seinen Fehler ein, sein Schmerz, seinen Vater so beleidigt zu haben, ist unermesslich! Er wirft sich vor Ihnen mit blutigem Herzen auf seine Knie, weil er Sie so schwer betrübt hat, Sie, seinen Erzeuger, der immer so hochherzig war. Mit einem Wort, sein Schmerz ist so groß, dass er darüber verzweifeln möchte. Wenn Sie so Ihr zusammengebrochenes Kind zu Ihren Füßen sähen, was täten Sie, mein Vater?"

"Ich würde ihm verzeihen", sagte Pater Bruno.

"Auf der Stelle?", fragte der Novize.

"Ohne Zweifel!"

"Ohne ihn zu schlagen oder zu verfluchen?", fügte Francisque bei.

"Weit entfernt davon", sagte der Superior, "ich wäre der Erste, der ihm hülfe, sich zu erheben. Ich würde sogar ein fettes Kalb schlachten zum Zeichen der großen Freude, ich würde ihm gleich ein königliches Kleid umlegen, einen Goldring geben und ihn in alle Rechte einsetzen, die er vorher hatte."

"Und Sie würden nicht von seinen Fehlern reden, um nicht von Neuem die Wunden aufreißen, die ihn so sehr zur Verzweiflung gebracht hatten?"

"Sicherlich nicht, mein Sohn!"

"Oh, Vater, Sie sind sehr gütig."

"In diesem Falle folge ich nur dem Beispiel des Herrn. Es könnte da vielleicht ein Bruder vorhanden sein, der neidisch ist auf so schnelle Vergebung, aber der Vater, ein wirklicher Vater, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, ist so glücklich, seinen Sohn wieder zu bekommen, dass er ihm ohne Hintergedanken gleich vergibt."

"Danke, mein Vater, darf ich nun voller Respekt wagen, weiterzufahren im Fragen?"

"Ja, mein Bruder!"

"Wenn nun dieser Vater", fuhr der Novize fort, "seinem reumütigen Sohn geantwortet hätte: mein Kind, ich vergebe Dir aus vollem Herzen, indessen ich verlange, dass Du zehnfach Deine Sünden büßen musst. Für jedes Jahr, das Du in Sünden lebstest, wirst Du zehn Jahre im Kerker leben müssen in Schande und bei grässlichen Qualen."

"Einen solchen Vater gibt es nicht", sagte der Abt.

"Aber, gütiger Vater, vor einigen Tagen haben Sie mir erklärt, dass meine Reue ernst sei und mein Eifer groß, und nachdem zwanzig, dreißig, vierzig Absolutionen vorüber sind und nachdem Gott also meine Sünden vergeben hat, lassen Sie ihn sprechen: Bruder Renovat, ich vergebe Dir, aber Du musst Deine ein oder zwei Jahre, die Du in Sünden gelebt hast, Jahrhundertlang im Schrecken des Fegefeuers büßen. Im Fegefeuer, welches das Entsetzlichste ist, abgesehen von der Dauer! Oh, mein Vater, Sie wissen nicht, welchen Schlag Sie mir versetzt haben."

In der Folgezeit konnte nichts den furchtbaren Eindruck abschwächen, den diese Worte des Abts auf den Novizen gemacht hatten, im Grunde genommen waren sie ja die reine katholische Doktrin, aber der Novize hatte sich von ganzem Herzen dem Trappistenorden ergeben, was gewissermaßen schon die härteste Buße darstellt und der beste Beweis für vollkommene Reue war. Jedenfalls ließen dieses und ähnliche Vorkommnisse in Francisque beunruhigende Zweifel an der Gnade Gottes entstehen. Diese quälende Unruhe erzeugte in seinem schon an sich ängstlichen Herzen furchtbare innere Kämpfe.

Als eines Tages wieder einmal einen der schweren Kämpfe ausgestanden hatte, wie sie öfters vorkamen, da sagte Francisque zu sich, nachdem er sich gründlich geprüft und seine Kräfte abgewogen hatte:

"Das religiöse Leben ist nichts für mich, und ich glaube nicht, dass mein Gelübde für mich heilsam war. Ich zweifle an seiner Berechtigung. Ich will ganz offen mit dem Pater Abt darüber sprechen."

Der Abt erwiderte, dass er sehr überrascht sei darüber, dass eine solche Frage bei dem Bruder auftauchen könne.

"Seit einiger Zeit drängt sie sich mir machtvoll auf", sagte Francisque respektvoll. "Sie beherrscht mich von Tag zu Tag mehr, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, es Ihnen mitzuteilen."

Der Superior fuhr fort:

"Ich sehe jedoch nicht ein, welcher anderer Grund in Dir diesen Zweifel hat aufkommen lassen, als nur der Geist der Versuchung, und noch weniger kann ich verstehen, dass Schwierigkeiten entstehen können

bei einer solch klaren und selbstverständlichen Frage. Erkläre mir aber trotzdem Deine Zweifel, denn es ist meine Pflicht, Dir zu helfen."

"Ich werde aufrichtig sein, denn ich muss, weil mein Zustand es erfordert."

Der Bruder erklärte dann seinem Superior, was uns in den vorhergehenden Seiten bezüglich seiner intimen Erlebnisse so erschüttert hat, und fuhr dann fort:

"Oh, mein Vater, ich fühle, dass ich dem Untergang entgegen gehe! Sie wissen es jetzt und ich nehme Sie zum Zeugen, dass ich alles versucht habe und dass niemand mehr Mut hat aufbringen können, um das Schwere auf sich zu nehmen, das meine Berufung und das Gelübde der Keuschheit von mir verlangt hat. Die Probe ist gemacht, und angesichts der Vernichtung, die mich bedroht hat, bin ich gezwungen, Ihnen zu sagen, nicht allein dieses Leben, dieses Gelübde sind unmöglich, für mich wenigstens, sondern vor allem scheint mir, dass das Gelübde der Keuschheit unmöglich zu verwirklichen ist."

"Wieso?", erwiderte der Abt.

"Ja, mein Vater, ich wusste damals, dass einer kindlichen oder menschlichen Versuchung entgegengearbeitet werden sollte. Aber meinen Sinnen blieb das fremd, und sie haben sich nicht bei mir geregt. Um ganz wahr zu sein, ich wusste damals nicht im mindesten, was das Gelübde der Enthaltensamkeit bedeutete. Mein Wille beschäftigte sich mit einer Materie, die er zu kennen glaubte, und nur die Diakonalien haben mir die Augen geöffnet. Bis dahin hatte ich mir dank dem Internat und der Frömmigkeit im Seminar meine Unwissenheit und vollkommene Reinheit bewahrt."

Der Pater fuhr fort:

"Warum hast Du nicht bei den Diakonalien schon die Frage erörtert, die Du mir jetzt stellst?"

"Zunächst, weil das Gelübde schon getan war, dann aber, weil ich nicht während des Kurses die Schwere dessen erkannt habe, was ich versprach. Hier handelt es sich um eine ganz praktische Sache. Ich konnte weder die Schwierigkeit noch die Unmöglichkeit erkennen, die die Durchführung dieser Dinge verlangt. Wenn ich geahnt hätte, um was es sich da handelte, so hätte ich niemals die Verantwortung für ein solches Gelübde auf mich nehmen können, das nur ein Engel aussprechen kann, ohne zu befürchten, meineidig zu werden."

"Ach, es ist zu spät mein Bruder, Du hättest Dispens erbitten müssen, ehe Du Priester wurdest."

"Aber, mein Vater, erst nach meiner Ordination und in dem Haus, in das mich Monsignore Bellegarde schickte, erkannte ich zum erstenmal, was ich Ihrer Meinung nach Unwiderrufliches gelebt hatte. Vorher kannte ich ja nicht an Dispens denken. Nachdem mir die Augen geöffnet worden waren, konnte ich ja nicht versuchen, das Gelübde los zu werden, ohne dass ich versucht hatte, es zu erfüllen. Diesen Versuch habe ich fünf Jahre lang gemacht. Ich habe bis aufs' Blut gekämpft, bis zur Verzweiflung, aber alles war vergeblich. Nach reiflicher Überlegung ist nur der Augenblick gekommen, diese Frage einem Superior zu stellen. Bin ich an ein Gelübde gebunden, von dem Monsignore S. Ihnen gesagt hat, dass es von mehr als der Hälfte seiner Pfarrer verletzt werde und dessen Opfer, wie man sagt, die großen Städte zu Tausenden bevölkern, ein Gelübde, das ich in vollkommener Unwissenheit abgelegt habe. Bitte, antworten Sie mir, mein verehrter Vater, denn ich spreche offen zu Ihnen, und auch Sie mögen offen zu mir sein."

"Es ist zu spät, habe ich gesagt, und unmöglich", wiederholte der Superior.

"Aber, mein Vater, das Zölibat ist ein kirchliches Gesetz, und die Kirche, die es erlassen hat, kann es auch aufheben. Schließlich hat sie das in manchen Fällen schon getan."

"Vielleicht in ein oder zwei Fällen und nur dann, wenn es sich um höhere Interessen handelte. In Deinem Falle wird und kann sie es nicht tun."

Der Abt weigerte sich, darüber zu sprechen.

"Wenn dem so ist", erwiderte Francisque tief beeindruckt, um nicht zu sagen, bestürzt, "so bezweifle ich, dass die Kirche Hüterin und Mutter all der Seelen ist, die an sie glauben."

"Welcher Dünkel und Hochmut steckt in Dir!", antwortete der Abt entrüstet, "Gott wird Dich strafen."

"Ob, ich bitte sehr um Entschuldigung, Hochwürden, wenn ich Sie verletzt habe, aber nicht Dünkel und Hochmut sprechen in diesem Moment aus mir, das versichere ich Ihnen. Ach, Sie haben jetzt nur einen vollkommen unglücklichen Menschen vor sich, eine verzweifelte Seele, die in der Gewissheit ihrer Unfähigkeit diese Frage an Sie gerichtet hat. Ach, was mich zum Reden brachte, das ist der

Schrecken einer Hölle. Ehe ich dieser verfallende und mich ihr ausliefere, frage ich mich und Sie, ob man mir nicht durch den Dispens, um den ich inständig bitte, dieses Schicksal nicht ersparen könnte, nämlich ewige Marter."

Durch diesen Aufschrei eines Herzens gerührt, schwieg der Pater einen Augenblick still, um den Novizen sich beruhigen zu lassen. Dann sagte er sanft und gütig:

"Fasse noch einmal Mut, mein lieber Bruder, Du hast bis jetzt tapfer gekämpft, Du wirst es weiter tun. Ja, Mut! Ich will für Dich beten."

"Oh, ja bitte", antwortete Francisque in Tränen aufgelöst, "aber das unvermeidliche Gefühl meiner Verdammung steht vor mir!"

Und der Novize setzte seinen Kampf fort. Vielleicht nur durch die energische Unterstützung seiner Vorgesetzten blieb er im Kloster, sollte er auch physisch und psychisch zugrunde gehen. Aber das Klosterleben, das sein Herz so bedrängte und die Harmonie seiner Lebensführung untergrub, brachte schließlich noch die Erschütterung des Zweifels in seinen Verstand.

Tatsächlich war das Kloster, in welches sich der Priester zurückgezogen hatte, um die Welt zu vergessen, in einer Hinsicht ein Brutplatz, in welchem alle Dinge und verschiedene Beobachtungen, welche Francisque in der Welt gemacht hatte, ebenso wuchsen und zu Mauern von Ideen und Gefühlen wurden, die Francisque bemerkte und ihn dazu führte, Vergleiche zu ziehen zwischen der Zivilisation und Rom, welches jene verdammt. Von den Erfahrungen im Trappistenkloster war die Stimme Roms nicht die einzige, die sich hören ließ, sondern daneben tauchte immer deutlicher das Echo der Stimme des Pfarrers Bardot auf, jenes Propheten seiner Zukunft, die Stimme jenes Besuchers von Sanetis, das Echo der Stimme der Wissenschaft, der Familie des Staates, welche gegen die Kirche protestierten und auch gehört sein wollten:

DIE STIMME ROMS UND DIE INNERE STIMME DES FRANCISQUE

Rom:

"Wahr ist, dass es geistliches Leben nur in meinem Schoß gibt."

Die anderen Stimmen antworteten:

"Es lebt in allen Teilen der menschlichen Kultur."

Rom:

"Die Vollkommenheit des Menschen beruht ausschließlich in der Frömmigkeit."

Stimmen:

"Der Mensch nach Gottes Ebenbild ist derjenige, der alle seine physischen und moralischen Fähigkeiten in harmonischen Gleichgewicht entwickelt und in freiheitlichem Geist anwendet."

Rom:

"Das Ziel des menschlichen Lebens ist außerhalb dieser Welt."

Stimmen:

"Irrtum!"

Rom:

"Der Himmel ist die selige Anschauung Gottes."

Stimmen:

"Das ewige Leben hat schon hier unten begonnen. Es ist: die Liebe, die Verehrung der Wahrheit, der Schönheit und der Güte inmitten der Schöpfung, wovon Christus die Fülle ist, erster Beginn und unsichtbares Heiligtum. Im Jenseits wechselt das Leben nicht seine Art. Es gibt nur Unterschiede im Fortschritt und in der Vervollkommnung."

Rom:

"Die Natur ist gefallen."

Stimmen:

"Das Universum und jedes seiner Wesen sind und bleiben so, wie sie geschaffen wurden, unzählige Behausungen, in denen der Geist Gottes wohnt, der jeder wahrheitssuchenden Seele die unsterbliche Nahrung gibt, nach welcher sie hungert."

Rom:

"Der Ehestand und die Familie sind unvollkommen, das religiöse Zölibat ist die höchste Vollendung."

Stimmen:

"Die Familie ist die Stätte uneigennütziger und heldenhafter Haltung, es ist die vorläufige Probezeit der himmlischen Familie. Die Familie ist die innerlichste Offenbarung des liebevollen Gottes, der höchste Erweis des göttlichen Herzens, des Vaters der Welten, der Familie und aller Geister."

Rom:

"Der Staat hat nur die Aufgabe, den Frieden und die äußere Ordnung zu erhalten. Er dient nur dem geistigen Leben als Glied der katholischen Kirche."

Stimmen:

"Der Staat, das Vaterland, die Gesellschaft, das ist die große Familie, der geistige und physische Vater im weitesten Sinn, der häusliche Herd der Vermehrung, der Erziehung, das Zentrum des geistigen Wesens, des ewig dauernden weltlichen Lebens, das durch die Jahrhunderte erhalten bleiben soll. Der Staat und das Vaterland sind die schöpferische Quelle, aus der alle geistige Kraft der Nation entspringt, der Glanz des Schönen, die Leistungen der Wissenschaft, des Rechts und der Gerechtigkeit. Staat und Vaterland sind diejenigen, welche die Lehrer moralischen und religiösen Lebens, die Künstler und Gelehrte hervorbringen, die Gesetzgeber und die Größen, die Dichter und Priester sind der Halt, die Stützen und Verteidiger der Kirchen und der Religion ebensogut wie auch der anderen Einrichtungen des geistigen Lebens, wie Verwaltung, Universitäten, Akademien und der verschiedenen Zentren menschlicher Wirksamkeit. Staat und Vaterland sind mit einem Wort der erhabene Vater, die ehrwürdige Mutter organischen, sowie des geistigen, menschlichen und schließlich religiösen Lebens. Die beiden sind also nicht bedeutungslos im Reich der Seelen."

Rom:

"Ich bin die einzige Kirche, außer mir gibt es kein Heil!"

Stimmen:

"Aber Hundert Millionen Stimmen aller Zungen, aller Stämme, aller Zonen protestieren dagegen: warum hat uns dann Gott außerhalb dieser Kirche auf die Welt kommen lassen?"

Rom:

"Ihr alle kommt schuldig auf die Welt, der ewigen Verdammnis gewiss."

Aber ein ungeheures Rufen ertönt:

Stimmen:

"Wir sind unbewusst geboren, was sollen wir dem Fehler eines anderen entgegenhalten?"

Rom:

"Eine kleine Herde allein wird gerettet."

Stimmen:

"Wie, der Teufel könnte dann Gott ewig Trotz bieten und zu ihm sagen: armer König, trotz Deiner Macht und Deines Mitleids hast Du als Anhänger nur eine Handvoll Auserwählter, während ich, der Feind der Menschheit, der ich ihnen nur Qualen und Hass zu bieten habe, ich habe in meinem Reich ungezählte Legionen."

Rom:

"Um gerettet zu werden, muss man alle religiösen Wahrheiten glauben, ohne Ausnahme."

Stimmen:

"Es genügt, dass unser Leben mit unserer Überzeugung übereinstimmt, vorausgesetzt, dass diese ernst ist und unser Streben nach Wahrheit aufrichtig."

Rom:

"Außer mir gibt es keine Moral, keine Frömmigkeit, keine echte Zivilisation."

Stimmen:

"Wir appellieren an Dein Gewissen, Du hast gesehen und gehört, urteile also, ist nicht das Gegenteil wahrhaftiger?"

Und diese Stimmen wiederholten von allen Seiten ihre feierlichen Anklagen im Bewusstsein des Bruders, so dass schließlich der Novize, der kraft seiner Erziehung bis dahin immer Partei für seine Kirche ergriffen hatte, in Zweifel geriet, unparteiisch sein wollte und sich entschloss, bis in die Tiefe durch genaues Studium zu ergründen, was die gegnerischen Meinungen wert sind, die bisher ungerechter Weise verkannt wurden.

Dazu musste die aufrechte Seele des Francisque schließlich kommen! Lange wehrte sich sein Wille dagegen, und öfters teilte er seinem Vorgesetzten seine Zweifel mit. Manchmal war der Abt ungehalten, zuweilen klagt er den Novizen des Hochmutes, zuweilen machte er den Aufenthalt in der Welt für die Unsicherheiten verantwortlich, immer aber verlangte er blinden und unbedingten Gehorsam des Geistes, je mehr er die Versuchung wachsen sah. Bruder Renovat gelang es zunächst, in diesem Geisteskampf seine Überzeugung zu dämpfen. Er ging sogar so weit, nach vergeblichen Anstrengungen wider seine eigene Meinung zu Pater Abt ernstlich zu sagen: "Hochwürden, wenn Sie mir erklären, dass ein Ding aus grobem Holz

sei, welches ich für silbern ansehe, dann werde ich meine Ansicht ändern und wie Sie sagen, ja, es ist aus Holz. Und wenn Pater Bruno eine Ansicht oder Überzeugung des Novizen hören wollte, dann konnte jener fortfahren und sagen:

"In der Tat, Hochwürden, ich weiß genau, dass ich einerseits mich täuschen kann, andererseits fühle ich, wenn Sie kraft Ihrer Autorität mich überzeugen, so würde ich glauben, wenn es einen Irrtum gibt, dass dieser von mir, Ihrem schwachen Schüler, und nicht von Ihnen stammt."

Entzückt von der Unterwerfung sagte der Pater Bruno:

"Gut, mein Bruder, fahre mit gleicher Entschiedenheit fort, Deine stolze Meinung zu bekämpfen, dann wird Gott Dir den Sieg verleihen, und wäre das auch mit der Gewalt des Schwertes, den Sieg über Deinen Geist, so wie das scheinbar bereits geschehen ist in Deinem Herzen und über Dein schwaches Fleisch."

Aber Francisque konnte den Menschen der Religion nicht unterwerfen. Also ging der Kampf weiter. Von Monat zu Monat wurde er härter, von Woche zu Woche und schließlich von Tag zu Tag. Er nahm ein solches Ausmaß an, dass das Heil des Novizen verlangte, dass er seine Lebensweise ändern musste. Denn dieser Kampf zerstörte ohne Gnade die Organe, Gefühle und den Verstand, er war zum Wüten geworden und kam nie mehr zur Ruhe. Wenn nur Bruder Renovat in diesem Wüten einen soliden Felsen unter seinen Füßen gespürt hätte als Widerstand! Wenn nur die Hoffnung auf einen Sieg oder ein Ende ihn aufrecht gehalten hätte. Aber er wusste, dass künftig weder Sieg noch Ende zu erwarten war. Wenn wenigstens Ruhe und Frieden im Gewissen eingekehrt wäre. Aber das gab es im Kloster nicht und würde es auch in Zukunft nicht geben.

Das Trappistenkloster vermittelte ihm nur die Schrecken von Bethanien, die Ängste von Sion und die Verzweiflung von Montretout, alles vereinigt in einer düsteren und grausamen Vereinigung. Sie hatte bei ihm den tiefen Abgrund aller moralischen Qualen aufgerissen. In diesem Zustand merkte der Priester, dass sein Leben sich in seinem Hirn konzentrierte. Ach, nach zweijährigem unermüdlichen Eifer blieb Francisque nichts als die Kraft seines Willens, der Rest schien ausgelöscht. Aber was sollte aus dem Bruder werden? Was würde ihm geschehen? Sicherlich ein Hirnschlag, die

Verwirrung der Ideen, der Irrsinn! Da rettete ihn der Selbsterhaltungstrieb, als er klar und schrecklich zugleich die sichere Katastrophe vor sich sah, und da fasste er den unwiderruflichen Entschluss:

"Bis jetzt", sagte er sich im Gefühl einer festen Überzeugung, "war mein Leben nur ein Irrtum. Ach, man kann ja ganz von vorne wieder anfangen...!"

Nachdem er mit Willenskraft die fast unbesiegbaren Widerstände seiner Vorgesetzten überwunden hatte, meldete sich Francisque sechs Monate später bei der Universität von N. Er hoffte durch die Wissenschaft die erste Erleuchtung zu bekommen für den neuen Weg, den er einzuschlagen gedachte. Seine ganze Hoffnung und Sicherheit beruhte auf einem Pass und auf einem einfachen kleinen Zettel, den er von seinen Vorgesetzten erbeten hatte, und der nur folgendes enthielt: "Der Abbé Francisque trat am... des Monats... 18... ein und verließ auf eigenen Wunsch am 18... usw. das Kloster. Er hat seine Pflicht mit intelligentem Eifer erfüllt."

Folgten zwei Unterschriften, die des Priors des Trappistenklosters und die des Direktors der Besserungsanstalt, bei der Francisque Anstaltsgeistlicher war. Neben diesem Zeugnis, dem man die Kürze ansieht, hatte Francisque keine Hilfe, keine Unterstützung, ich täusche mich, er ging mit Gott, wie man sehen wird. Tatsächlich, als er sich zwei Universitätsprofessoren vorstellte, empfingen sie ihn kühl und misstrauisch. Das war selbstverständlich, denn er war für sie ein Unbekannter. Man wollte ihn von seinem Vorhaben abbringen, denn es schien aussichtslos und unpraktisch unter den gegebenen Umständen.

"Was wollen Sie in Ihrem Alter und ohne Mittel anfangen? Haben Sie schon bedacht, wieviel Zeit und Mittel so ein Studium kostet? Gehen Sie doch woandershin!"

Man wollte ihn also los sein, aber diesem Widerstand gegenüber antwortete Francisque den Herren mit ebenso überraschender als respektvoller Überzeugung:

"Meine Herren, es ist mein fester Wille zu studieren. Wenn mich Menschen daran hindern, so bleibt mir Gott und mein Mut. Mit diesen zwei Hilfen werde ich mein Ziel erreichen. Nun habe ich zwei Jahre auf hartem Boden geschlafen und werde immer einen Torweg finden,

wo ich meinen Körper in der Nacht ausruhen kann. Als Nahrung genügt mir ein Stück Brot, und das wird mir aus Mitleid gewährt werden. Da schließlich einige Kurse unentgeltlich sind, werde ich mit diesen anfangen, was die anderen betrifft, so werden Vorsehung und Zeit das ihre dazu tun."

Überrascht antworteten die Professoren:

"So werden Sie durchhalten, Monsieur Abbé."

"Ich bin absolut entschlossen", sagte Francisque und ging.

Am selben Abend wurde auf Empfehlung eines der Herren von der Universität eine Familie gefunden, welche bereit war, dem Fremden Unterkunft und Gastfreundschaft zu gewähren.

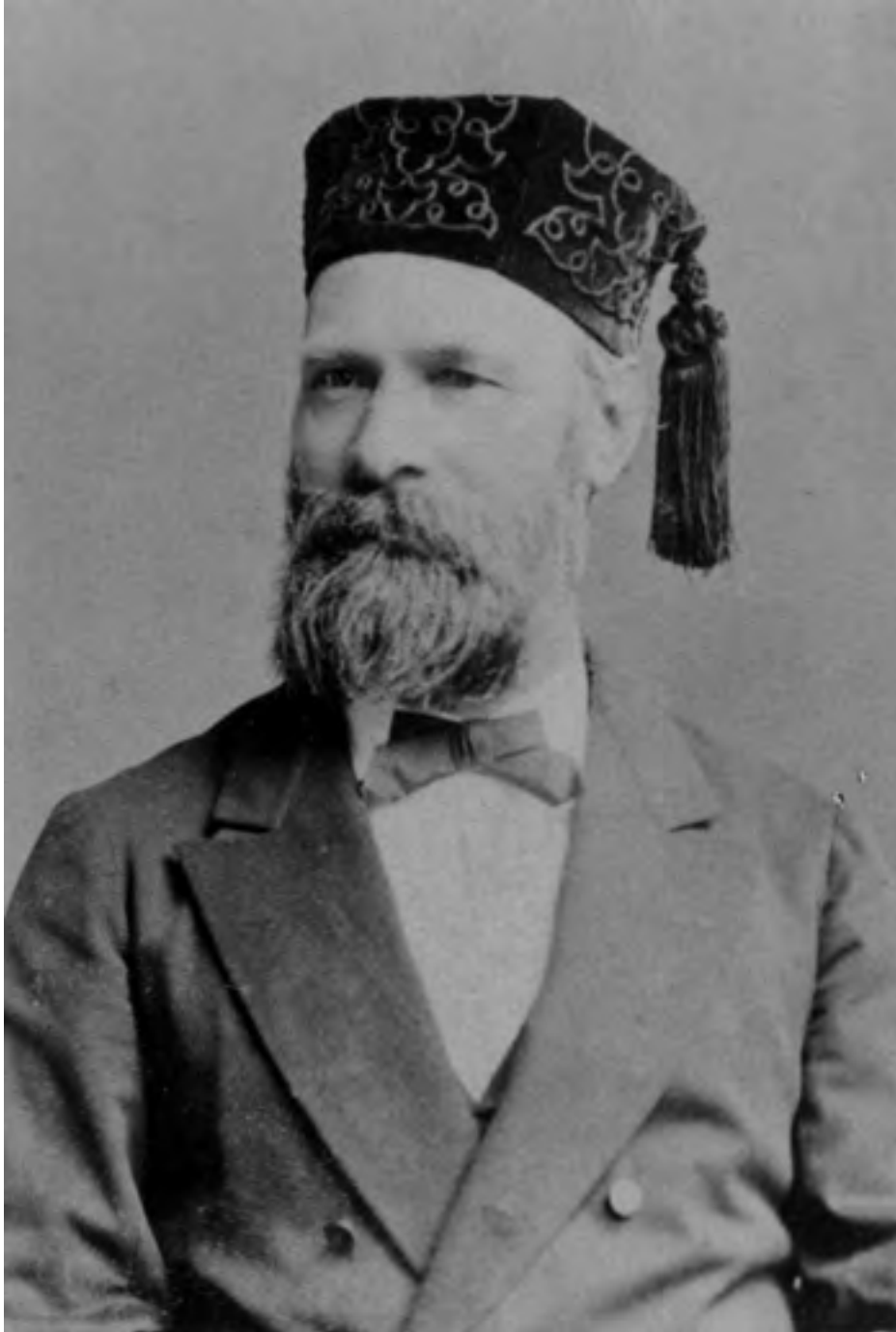
Woher kam der unerwartete Wechsel der Meinung der Herren über Francisque, bei denen er sich am Morgen so vergeblich vorgestellt hatte? Das kam daher, dass das Betragen des Priesters, sein mutiges Wort und sein fester Vorsatz etwas so besonderes hatten, dass sofort nach seinem Weggehen die beiden Professoren sagten:

"Wir können diesen Geflüchteten nicht verlassen, er ist nicht wie andere, er hat etwas Erstaunliches an sich." Daher kam die Empfehlung, dass er aufgenommen wurde. Francisque sah in dieser unerwarteten Änderung der Meinung über ihn den Finger Gottes. Er dankte ihm aus Herzensgrund und sah der Zukunft mit Ruhe und Vertrauen entgegen. In der Tat war es Gott, der ihm so sichtbar geholfen hatte, derjenige, der zweieinhalb Jahre lang seine innere Stimme hat sagen lassen: Francisque, Du bleibst nicht bei der Trappe! Auch war er es, der ihn auf seinen neuen Weg geführt hatte und ihm dabei so wunderbar half. Auch wird er es sein, der ihm den Erfolg bereiten wird auf dem neuen Weg. So war es dann auch. Francisque hatte in der Tat den wahren Boden seiner Existenz für immer betreten, den der Freiheit des Studiums und Freiheit des Gewissens. Auf diesem Boden im hellen Schein der unabhängigen Wissenschaft und im Schoß erhabener und reiner Freundschaft konnte der neue Mensch erstehen. Auf diesem fruchtbaren Feld, auf dem der Flüchtling sein Zelt aufschlug, konnte die wahre Ernte gedeihen und reifen, nämlich geistiges Leben.

JENES, DES CHRISTLICHEN HUMANISMUS !

Dr. theol. J. B. F. Leclercq,

1825 bis 1890



**Letzter französischer Prediger
der Wallonischen Gemeinde in Hanau**

Anhang

zur Herausgabe in deutscher Sprache

Neben einem kurzen Lebenslauf des Autors, Dr. theol. Jean-Baptiste François Leclercq, werden hier drei kurze Originalaufsätze (in neuer Rechtschreibung und Schrift) abgedruckt. Ferner enthält dieser Anhang eine Faksimile-Wiedergabe der ersten Seiten des französischen Originals von 1879 mit einer Widmung der Tochter des Autors, meiner Urgroßmutter.

Lebenslauf von Jean Baptiste François Leclercq

Jean Baptiste François Leclercq wurde am 2. Dezember **1825** in Saintines bei Compiègne geboren, als Sohn des Jean Baptiste Claude Leclercq, Kaufmann, und dessen erster Ehefrau, Geneviève Adelaide Sophie Wable. Seine Mutter starb sehr früh (1832), und Jean Baptiste François Leclercq kam ab Oktober 1836 in ein katholisches Internat ("Das kleine Seminar"). Anschließend besuchte er das zugehörige "Große Seminar" (Priesterseminar), das er 1852 mit der Priesterweihe in Beauvais/Oise abschloss. Es folgte die Tätigkeit als katholischer Priester und schließlich, ab 1856, als Mönch in einem Trappistenkloster (Grand Trappe).

Nach langem Zögern und Überlegen brach Jean Baptiste François Leclercq schließlich 1858 mit der katholischen Kirche und konvertierte zum Protestantismus. Von 1858 bis 1861 studierte er protestantische Theologie in Straßburg.

Im September 1861 heiratete er in Straßburg **Wilhelmine ("Minna") Emma Wickel**, geboren am 2. August 1836 in Straßburg. Sie war die Tochter des bereits verstorbenen Ehepaares Johann Wilhelm Gottfried Wickel und Luise Friederika Kneiff in Straßburg. Minna Leclercq starb am 10. Oktober 1902 in Königstein/Taunus, sie überlebte ihren Mann um 12 Jahre.

1862 bekam Jean Baptiste François Leclercq seine erste Stelle als Protestantischer Pfarrer bei der Waldenser-Gemeinde in Freissinières (Hautes Alpes).

Vom 1863 bis zu seinem Tod im Jahre 1890 war Jean Baptiste François Leclercq Pfarrer in der Wallonischen Gemeinde in Hanau. Er war der letzte in französischer Sprache predigende Seelsorger dieser Gemeinde.

In dieser Zeit gab er mehrere Veröffentlichungen (auf Französisch) heraus, unter anderem die Geschichte der Wallonischen Gemeinde in Hanau im 17. Jahrhundert, für die ihm von der Universität Marburg am 5. August 1868 der Titel „Dr. theol.“ verliehen wurde. 1879 erschien seine Autobiographie in Romanform unter dem Titel „Francisque par l'Abbé Jean“.

Jean Baptiste François Leclercq starb am 24. Juni 1890 in Hanau. Das Grab von ihm und seiner Frau auf dem Hanauer Friedhof ist noch erhalten.

Die Kinder des Autors:

1. Alphonse,
* 5. August 1862 in Freissinières (Hautes Alpes)
† 18. April 1899 in Antonina bei Lodz (Polen),
∞ mit Adeodata Gräfin Walewska. Die einzige Tochter war Edmée Le Clercq, *16. 10. 1894, die am 28. 4. 1982 kinderlos in Warschau starb.
2. Emilie,
* 27. Juni 1864 in Straßburg,
† 8. August 1936 Königstein i. Taunus,
∞ 22. 11. 1887 in Hanau mit Dr. med. Hugo **Amelung**
(* 20.7.1857, † 4.2.1948 in Königstein im Taunus, Gründer der Privatklinik in Königstein). Nachfahren sind die Familien Amelung und Brandt.
3. Louison,
* 28. März 1869 in Hanau
† 4. Oktober 1954 in Gronau im Odenwald .
∞ in Königstein 22. Nov. 1898 mit Wilhelm **Braun**
(Kaufmann und Drogist,
* 31. Jan. 1862 Domäne Eichhof/Kreis Hersfeld,
† 17. Juli 1909 in Königstein),
Nachfahren sind die Familie Gast, Braun und Alpers.

Predigt in der Wallonischen Kirche zu Hanau
am 19. Oktober 1902 gehalten von Pfarrer C. Nessler

*Predigt in der
Wallonischen Kirche
zu Hanau
am 19. Oktober 1902 v. C. Nessler Pfr.*

Text: Hebräer 13 Vers 7:

Gedenket an Eure Lehrer, die Euch
das Wort Gottes gesagt haben,
ihr Ende schauet an, und
folget ihrem Glauben nach.

Es ist gewisslich unsere Pflicht, in dieser Stunde eines Ereignisses zu gedenken, welches für unsere Wallonische Gemeinde von Bedeutung gewesen ist. Am letzten Freitag vor 8 Tagen, den 10. Oktober, ist zu Königstein im Tanus die Witwe meines Vorgängers auf dieser Kanzel, Frau Pfarrer Leclercq, gestorben und am folgenden Dienstage auf dem hiesigen Friedhof beigesetzt worden. Verlangt es schon die einfache Pietät, dass von diesem Todesfalle der Gemeinde in der Kirche Kenntnis gegeben werde, so treten noch zwei Umstände hinzu, welche es nahe legen, derselben ausführlicher zu gedenken. Mein Vorgänger im Amte ist einer der eigenartigsten Gestalten, welche auf dieser Kanzel gestanden haben, und seine Gattin hat in solcher Gemeinschaft des Fühlens und Denkens mit ihm gelebt, sie ist so eng mit seiner ganzen Tätigkeit verbunden, dass wir uns einiges aus ihrem Leben vorhalten müssen.

Meine Ausführungen werden den Älteren unter uns nichts Neues bieten, es wächst aber ein junges Geschlecht heran, welches von Herrn

Pfarrer Leclercq und seiner Gattin nichts weiß, und für welche es gut ist, einiges aus der Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes und seiner Gattin zu vernehmen. Und es wird die schlichte Erzählung der Tatsachen ganz ungesucht zu einer sehr eindringlichen Ausführung dieser Worte der Schrift sich gestalten: Gedenket Eurer Lehrer, die Euch das Wort Gottes gesagt haben, ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.

Jean Baptiste François Leclercq war geboren am 2. Dezember 1825 zu Saintines in Frankreich. Er verlor früh seine Mutter; sein Vater verheiratete sich wieder und in frühem Alter schon wurde der Knabe, welcher sowohl gute geistige Fähigkeiten zeigte als auch das Interesse und die Liebe des Ortsgeistlichen gewonnen hatte, für die geistliche Laufbahn bestimmt. Über seinen inneren Beruf zum geistlichen Amte hat er sich später mit großer Unparteilichkeit selbst ausgesprochen. Er sagt nämlich, dass er sich mit dem Herzen einigermaßen zur Religion und zu ihrem Dienste hingezogen gefühlt, dass er gerne und inbrünstig zur Mutter Gottes gebetet habe, dass aber andererseits seine Gedanken und seine Interessen sich vielfach anderen Gebieten zuwandten, sodass seine Befähigung zum katholischen Geistlichen nur eine bedingte gewesen sei.

Wie dem nun auch sein möge, der junge Leclercq absolvierte seine Studien in kleinen und in großen priesterlichen Seminaren gewissenhaft und fleißig und konnte im kanonischen Alter die Weihe zum Priester erhalten. Er hatte mit Kopf und Herz studiert und war wohl geeignet, die verantwortungsreiche Stellung eines katholischen Pfarrers und Seelsorgers zu übernehmen. Hohe Begeisterung für sein herrliches Amt und der aufrichtige Trieb, dem Herrn Jesu Christo nachzufolgen, haben ihn damals erfüllt und den überweltlichen, überirdischen Sinn gegeben, der ihn nie mehr verlassen hat. Schon im Jünglinge zeigte sich jene tiefe Herzensgüte, welche ihn den Armen gegenüber stets Mildtätigkeit üben lies. So oft er nach den großen Ferien das Vaterhaus verließ, war er wohlversehen mit Kleidung, Wäsche und dem Übrigen. Wenn er nach einem Jahre wiederkam, war der Koffer meistens leer oder enthielt nur wenig Habseligkeiten. Alles andere war an Bedürftige verschenkt worden. Er hatte nicht umsonst das Leben des heiligen Franz von Assisi studiert und in seinem ganzen Leben hat er sich hierin nicht irre machen lassen.

So sehr er nun für sein Gemütsleben, für sein Herz in dem priesterlichen Berufe Genüge fand, so konnte sich doch sein scharfer durchdringender Geist mit den Lehren der Kirche je länger je weniger befreunden. Und heftige innere Kämpfe erfüllten ihn zwischen seinem 20. und 30. Lebensjahr. Wie Martin Luther wegen seines Gewissens in das Kloster gegangen war, um dort durch Kasteiungen und fromme Übungen den Seelenfrieden zu suchen, so suchte Leclercq Frieden bei allen Anstalten, welche die katholische Kirche ihm öffnen konnte. Er ward Priester und erfüllte durch treue Pflichterfüllung die Herzen seiner Vorgesetzten und der ihm Anvertrauten mit großer Freude. Er fand aber in dieser Tätigkeit keine dauernde Befriedigung.

Er hatte den Protestantismus kennen gelernt, und dessen Lehre, dass der Mensch vor Gott gerecht werde nicht durch seine Werke, sondern durch seinen Glauben, prägte sich ihm tief ein; aber zum Bruche mit dem Katholizismus kam es noch nicht. Er glaubte noch an diesen und trat in den katholischsten aller katholischen Orden ein: Er wurde Jesuit. Die Disziplin der Zöglinge befolgte er gewissenhaft, kam aber bald zur Überzeugung, dass er auch hier das Gesuchte nicht finden werde. Er trat aus und suchte wiederum als Weltpriester durch fromme Tätigkeit in treuer Pflichterfüllung sein Gewissen zu beschwichtigen. Neu auftauchende Zweifel sah er als Versuchungen des Bösen an und beschloss, das Strengste zu tun, was die katholische Kirche verlangen konnte, und wurde Trappist. Die angestrengte Arbeit und das fortwährende Schweigen, die unaufhörliche Erinnerung an Tod und Ewigkeit sollten ihn beruhigen. Es war umsonst. Er verlangte und erhielt die Erlaubnis des Austrittes aus der Grande Trappe, sagte dem Priestertum für immer Lebewohl und war nun frei, aber auch – vogelfrei.

Als ein Mensch, der sein ganzes Leben von Neuem beginnen wollte, meldete er sich bei den Professoren der Fakultät für evangelische Theologie zu Straßburg im Elsass. Mit einigem Misstrauen wurde er aufgenommen, doch erkannte man bald, dass man es mit keinem gewöhnlichen Abenteurer zu tun habe. Gebt mir Brot und Wasser, sagte er, dazu die Erlaubnis unter einem Torbogen zu nächtigen, und ich werde für meinen Leib nicht mehr brauchen: Ich muss aber die Wahrheit erkennen. Zunächst galt es, das Abiturienten-Examen nachzumachen. Er setzte sich wieder auf die Schulbank und bestand nach kurzer Zeit die Prüfung. Dann studierte er 3 Jahre

evangelische Theologie und gab nebenbei französischen Sprachunterricht am Gymnasium.

Nach Bestehung des Staatsexamens nahm er die Stelle eines Pfarrers an in einem einsamen Alpendörfchen, das wegen seiner Abgeschlossenheit seit langem keine geistliche Versorgung mehr hatte. Dorthin führte er auch seine Gattin, eine junge Straßburgerin, die er in der letzten Zeit kennen gelernt hatte. Nun war er evangelischer Pfarrer: kein Zwang legte ihm mehr einen Glauben auf, den er nicht bekennen konnte, aber er hatte dieses Gut teuer erkaufte: er hatte gewissermaßen Alles verlassen und verleugnet, was ihm bisher das Liebste gewesen war. In dem Dorf Freissinières blieb er nicht lange. Eine Reihe von Umständen brachten ihn bereits im Jahre 1863 nach Hanau als Nachfolger des heute noch in Bern lebenden Pfarrers Henry Groß.

Die Kirchensprache unserer Gemeinde war damals noch französisch, und wenn auch nur noch in sehr wenigen Familien das Französische geübt wurde, so war diese Sprache in Hanau allgemein hochgehalten und in Übung – man schrieb noch 1863! – besonders für unsere Gemeindeglieder eine Ehrensache. So fand Leclercq, der Konvertit, der den ganzen Katholizismus durchlaufen und kennen gelernt hatte, in der Gemeinde der einstigen Flüchtlinge, deren Vorfahren um ihres evangelischen Glaubens willen Herd und Heimat verlassen hatten, eine zusagende und ihn befriedigende Stellung, und bei vielen Entgegenkommen und Verständnis.

Die politischen Ereignisse der folgenden Jahre haben seine Wirksamkeit hieselbst einigermaßen eingeschränkt. Er war und blieb Franzose: Das war seine Natur und nur durch seine Natur konnte er gedeihlich wirken. Er hatte sich zuviel zugemutet, als er vermeinte, nach 3 Jahren deutsch predigen zu können, und es war seitens unseres Konsistoriums eine zu sanguinische Hoffnung gewesen, dass der Mann, der beinahe sein ganzes bisheriges Leben im Herzen Frankreichs verbracht hatte, das Deutsche so bemeistern würde, dass er es in öffentlicher Rede gebrauchen könnte. Dieser Umstand, in Verbindung mit dem gewaltigen Umschlag der Meinung in den Jahren 1870 und 1871, hat seine Wirksamkeit vielfach verkleinert. War es bis dahin den Gemeindegliedern eine Ehre, es einander im Französischen zuzurufen, so wollte nach dem Kriege niemand mehr französisch sprechen. Die letzte Stunde des rein französischen Kirchenwesens

hatte geschlagen. Denen aber, die ihm treu blieben, ist er ein Helfer und Berater im besten Sinne des Wortes geworden.

Und wie konnte es auch anders sein? Hatte er doch Theologie „durchaus studiert mit heißem Bemühen“! war er doch durch innere Kämpfe hindurch gegangen, wie sie so stark wohl keiner seiner Zuhörer durchzumachen gehabt; und hatte er sich doch bei dem Allem eine Kindlichkeit des Denkens und eine Milde des Herzens bewahrt, von der noch heute seine Bekannten reden. Seine Predigten waren geistvoll und geistesmächtig; für manche Gemeindeglieder zu hoch, aber denen, die ihm zu folgen vermochten, bereitete er einen hohen Genuss und verlieh er viel Förderung. Doch kam sein durchaus französisches Wesen, jene herzugewinnende bestrickende Höflichkeit im Umgang mit Anderen und seine Wohltätigkeit, welche so oft wieder von Neuem ansetzte, als sie missbraucht oder verkannt worden war. So war er, wenn auch in kleinerem Kreise wirkend, doch intensiv tätig, und sein Andenken bleibt im Segen in unserer Kirchengemeinde.

Und nun wollen wir von seiner Gattin reden, welche ihm eine gleichgesinnte Genossin gewesen ist, welche, je länger je mehr, seine geistigen Interessen teilte, und welche die großen Kämpfe und Nöte, den endlichen Sieg ihres Gatten noch einmal mit durchlebte und mit ihm auf die lichten Höhen eines felsenfesten Gottvertrauens, in die Tiefen einer innigen herzlichen Frömmigkeit geführt wurde und dadurch so recht die Herrlichkeit des evangelischen Glaubens erfahren lernte. Wirkte sie weniger nach Außen als nach Innen, so war sie ihres Hauses fühlendes, warmes Herz und hat als treue Hausmutter, welcher die Pflege des Gatten und der Kinder das Höchste war, das echte Bild einer evangelischen Pfarrfrau abgegeben. Bei den Einzelheiten des Wirkens beider Ehegatten kann ich mich nicht aufhalten, aber ich darf wohl sagen, dass ich mit Interesse und Teilnahme das Wirken meines Vorgängers und seiner Gattin in der Gemeinde, welche jetzt die Meinige ist, verfolgt habe, und ich habe mich davon überzeugt, dass die Beiden mit Wort und Tat das Evangelium, das Wort Gottes, gepredigt haben, und dass es eine Pflicht der Gemeinde ist, ihrer zu gedenken.

Ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach! So lauten die letzten Worte unseres Textes. Ihr Ende schauet an! Um den Tod

Pfarrer Leclercqs und die ihn begleitenden Umstände recht zu erfassen, müssen wir noch einen Blick nach Frankreich werfen. Es ist mir versichert worden, und ich glaube es gerne, dass bis auf den heutigen Tag in einem Kirchlein in Paris, das weit abgelegen ist von dem Trubel der Großstadt, Messen gelesen und Gebete gesprochen werden für die Seelenruhe des nach katholischer Lehre verirrten Priesters. Wenn das heute noch geschieht, so ist leicht zu ermessen, welche Anstrengungen die interessierten Personen bei Lebzeiten Pfarrer Leclercqs gemacht haben werden, um ihn nach ihrem Urtheile zu retten. Als er auf dem Krankenbette lag, wetteiferten brüderliche Liebe und amtliche Bemühungen, um ihn, wenn auch im Geheimen, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen. Es wurde nicht gespart an Versprechungen für die Zukunft. Aber Leclercq blieb treu. Im evangelischen Glauben, den er sich kämpfend errungen, hat er gelebt und ist er gestorben.

Zwölf Jahre hat ihn seine Gattin überlebt; hat aber in unaufhörlicher geistiger Gemeinschaft mit ihm gelebt. Auch sie wurde auf eine harte Probe gestellt und hat sie bestanden. Jahrelang wurde sie von einem qualvollen Leiden heimgesucht, hat sich aber stets Heiterkeit und Seelenruhe bewahrt. Unfähig zum Gehen und Stehen, ja zuletzt an jeder Bewegung gehindert, diente sie allen zur Erbauung, die in ihre Nähe kamen.

Ihre Geduld und ihre Freudigkeit im Leiden haben laut von dem Glauben gezeugt, den sie im Leben bekannt hat. Ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach! Amen.

Ihre Geduld und ihre Freudigkeit
im Leiden haben laut von dem
Glauben gezeugt, den sie im Leben
bekannt hat.

Ihr Ende schauet an und folget
ihrem Glauben nach! Amen.

Pfarrer Leclercq und sein Pfarrgarten in Hanau

Über Pfarrer Leclercq ist der folgende Zeitungsartikel in der Familie überliefert worden, Er erschien am 25. Juni 1914 im Langenselbolder Anzeiger (Langenselbold liegt bei Hanau), geschrieben von Pfarrer Nessler (1858 bis 1924), dem Nachfolger von Pfarrer Leclercq in der Wallonischen Gemeinde in Hanau.

Der Französische Pfarrgarten und Herr Dr. theol. J.B. Leclercq († 24. Juni 1890)

Der Übergang des Hauses und Gartens Gärtnerstraße Nr. 61, früher Rebengasse 7 Neustadt, durch das Enteignungsverfahren in den Besitz der Stadt Hanau ruft manche Erinnerungen wach an dies Pfarrhaus der Wallonischen oder Französischen Gemeinde und an den letzten, wirklich französischen Pfarrer, der es 1863-1890 bewohnte, und der sich besonders mit dem Garten in denkwürdiger Weise identifiziert hatte. In diesem Garten hielt er während der guten Jahreszeit die Konfirmandenstunden ab. Hier erteilte er nicht nur den Unterricht, sondern besprach sich auch mit seinen Schülern über ernste wie heitere Gegenstände und gab ihnen manchen wertvollen Rat für das Leben. Die einstigen Konfirmanden erinnern sich noch heute mit Wonne an diese Stunden.

Herr Pfarrer Leclercq war ein großer Naturfreund und ein unendlich gütiger, liebevoller Mensch. In der Zeit der Obstreife rief er oft Kinder von der Straße in den Garten, um sie mit Äpfeln und Birnen zu beschenken. Gelegentlich traf er auch einen kleinen Schlingel im Garten an, der nicht eingeladen war. Diesem gab er dann erst recht viel Obst zum Mitnehmen und sagte ihm nur: "Tue es aber nicht wieder!" – Schon die Anlegung der Baumpflanzung, die Pfarrer Leclercq vorgenommen hatte, offenbart seine Gemütsart. War da einmal ein Landsmann aus Frankreich, ein Obstbaumhändler, in seine Wohnung getreten, der ihn um Adressen von Gartenbesitzern bat. Pfarrer Leclercq schrieb solche gern auf und der Mann hatte Glück damit. Er war nämlich mit einem Waggon von Obstbaumsetzlingen hergereist und wollte diese verkaufen. Mit Hilfe der erhaltenen Adressen gelang ihm dies auch vorzüglich. Als er am Abend zu Herrn Pfarrer zurückkam, meldete er ihm freudig: "Ich habe alles verkauft!" Übrig geblieben sind mir nur 60 Birnbäume, eine ausgezeichnete Sorte, die feinsten Beurrées (Butterbirnen), die es gibt, aber diese

wollten die Herrschaften nicht. Wenn ich die noch los wäre, dann hätte ich ausverkauft und könnte wieder heimfahren." Der Pfarrer besann sich einen Augenblick und sagte dann: "Wissen Sie, der Obstbaumbestand in meinen Pfarrgarten ist doch schon abgängig und müsste über kurz oder lang erneuert werden. Geben Sie mir die 60 Stämmchen. Ich werden schon Verwendung dafür haben." Niemand war froher als unser Obstbaumhändler und gleich am nächsten Morgen fing der Herr Pfarrer an, seine alten Obstbäume auszugraben und die jungen Birnbäume einzusetzen. So ist es gekommen, dass im Französischen Pfarrgarten bis auf heute über 50 Birnbäume stehen und zwar viele von der gleiche Sorte. Sehr praktisch ist das gerade nicht, denn wenn die Sorte auch vorzüglich ist, es sind eben lauter Früchte gleicher Art, die überdies schnell reifen und, da sie sich nicht lange halten, schnell weggegessen werden müssen. Aber daran hatte der gute Pfarrer nicht gedacht, oder wenn er auch daran gedacht hatte, so war ihm doch viel wichtiger gewesen, einem Landsmann einen Dienst erweisen zu können als seinen Vorteil wahrzunehmen, und das war ihm vollkommen gelungen. Bei dem meist reichen Ertrag der wohlgepflegten Obstbäumchen war es ihm eine große Freude, befreundete Familien und Gemeindemitglieder mit diesen edlen Früchten zu beschenken.

Mit gleicher Liebe wie am Obstgarten, hing er am Ziergarten, in dem er viele Bäume und Sträucher eigenhändig gepflanzt hat. Ableger dieser Gewächse sind dann später auf sein Grab gesetzt worden und sind üppig gediehen. Eine großem, schlanke Birke steht noch heute, die er 1871 eingesetzt hat zur Erinnerung an den zwischen seinem wirklichen und seinem Adoptivvaterlande geschlossenen Frieden. Der größte und schönste Baum des Gartens ist aber eine mächtige Esche, deren hoher Stamm ganz von Efeu umspinnen ist, der sich weit hinauf in die Äste emporgerankt hat. Auf die Dauer dürfte das der Tod der Esche sein, aber einstweilen vertragen sich Esche und Efeu noch ganz gut in ihrer innigen Umarmung und bieten ein interessantes Schauspiel. Die Linde beim Lazarett ist vor mehren Jahren durch einen Sturm entwurzelt und an die Stelle ist ein wilder Kastanienbaum gepflanzt worden, der gut angegangen ist. Dieser Platz unter der Linde war den Konfirmanden besonders lieb. Den Nussbaum und den Birnbaum, die in der Nähe des Hauses stehen, hat der Herr Pfarrer zwar schon angetroffen, aber seiner treuen Pflege verdanken sie ihr

Leben, denn in manchen ungünstigen Zeitläufen sind sie durch seine Sachkenntnis gerettet worden. Unter dem Nussbaum vor dem Hause wurden in der schönen Jahreszeit die Mahlzeiten der Familie eingenommen und an lauen Sommerabenden saß man dort, trauliche Unterhaltung pflegend. Vom Ziergarten trat man auf verschlungenen Pfaden in den parkähnlichen Teil des Gartens, wo dichte Laubhallen Schutz vor der Sonne boten. Bestieg man dann eine kleine Erderhöhung, den sogenannten "tertre" (d. i. Hügel), so schweifte der Blick frei in den Gemüse- und Obstgarten. Links an der Mauer entlang stand in Reih und Glied der reiche Bestand an Zwergobstbäumchen; das lange bis an das Ende des Gartens reichende Beet war vom Spalier der Goldparmäne eingefasst. In der Mitte erstreckte sich der große Rasenplatz, wo hohe Äpfel-, Birn- und Mirabellenbäume standen. Die kundige Hand des Gartenliebhabers hatte es auch hier verstanden, Abwechslung in die einförmige Anlage zu bringen. Aus einer künstlich geschaffenen Vertiefung erhob sich die sogenannte "Ruhe". Der Platz war von sich rankenden Heckenrosen eingefasst, in der Mitte stand der herrliche Goldrenettenbaum, dessen weitverzweigte Äste ein Laubdach bildeten und der, war es Frühling, mit seinem Blütenschmuck, war es Herbst, mit der Fülle der lachenden Äpfel, stets einen herrlichen Anblick bot. An stillen Abendstunden sangen Herr und Frau Pfarrer französische Weisen und auch aus dem Deutschen ins Französische übersetzte Volkslieder, die er auf der Gitarre begleitete. In den schmetternden Gesang des Finken, der sein Nest über ihnen hatte, erklangen die Lieder: "*Viens, belle nuit, me couvrir de ton voile*" usw. "*Beau soleil que j'aime*" usw. War erst der Frühling eingezogen, so wurde dem ganzen Garten jeden Samstag das Sonntagsgewand angelegt, da wurde geharkt und gerech, das Unkraut gejätet, wobei die Kinder und Käthel, das gute elsässische Mädchen, tüchtig mit Hand anlegen mussten. Prangte dann dies schöne, vom Lärm der Stadt abseits gelegene Stückchen Erde im Festschmuck, so erging sich Pfarrer Leclercq mit gen Himmel gerichtetem Blick in den stillen Laubgängen. Sein der Umgebung entrückter Geist vertiefte sich in der Betrachtung des Göttlichen. In Ruhe und Sammlung des Gemütes verfasste er die Predigt, die voll Geist und Leben, stets in freier Wiedergabe aus seinem beredeten Munde floss. Sein Aussehen während dieser Gartenwanderungen ist allen, die ihn dabei sahen, in der Erinnerung geblieben, und verdient festgehalten zu werden. Von

den Geißelungen und den Entbehrungen, die er im Jesuitenorden und im Kloster der Grande Trappe durchzumachen gehabt, worüber unten Näheres berichtet wird, hatte er eine gewisse Leibesschwäche zurückbehalten. Darum umband er sich abends, wenn es kühler wurde, mit einem warmen wollenen Tuche. Wenn er dann so ein seinem Schlafrock, von dem Tuche umwunden, langsam daher gewandelt kam, war er in der Dämmerung halb wie ein Mönch, halb wie ein überirdisches Wesen anzusehen, und seine Kinder, die schon einiges wussten von den Schicksalen und Anfechtungen, die der Vater durchgemacht, wurden dann daran erinnert und empfanden vor ihm einen geheimnisvollen Respekt, der von einem leisen Schauer nicht ganz frei war.

An Vögeln war der Garten reich, und der Pfarrer verstand es, sie anzulocken, sie zu hegen und zu pflegen und heimisch zu machen. Im Winter legte er Futter- und Trinkplätze für sie an. In der Brutzeit hütete und schützte er die Nester so viel er konnte. Dann durften die Kinder nicht in den Garten, um die Vögelchen nicht zu stören. Die Katzen vertrieb er umbarmherzig und hat so mancher Vogelfamilie das Leben erhalten. So war der Garten von Amseln, Finken, Meisen und Schwarzköpfchen bevölkert, auch Stare stellten sich ein; sogar der seltene Pirol war einmal in einem Exemplar vertreten. In der rauen Jahreszeit, wenn die Raben, vom Hunger getrieben, die Nähe der menschlichen Wohnungen aufsuchten, erbarmte er sich auch dieser und ließ jeden Tag einen Topf voll Kartoffeln kochen, um die armen Tiere zu füttern. Seine Töchter haben mir zwar nicht gesagt, ob die Frau Pfarrer, ihre liebe Mutter, mit dieser Kocherei so ganz einverstanden war, allein bei deren großer Herzensgüte und ihrem Mitleid für jedes Geschöpf lässt es sich doch wohl annehmen. Er wollte eben auch den Raben Gutes tun und wollte beobachtet haben, dass sich diese in ihrer Weise für die Wohltat erkenntlich zeigten, indem sie beim Herannahen der Sperber die kleinen Vögel warnten, sodass sich diese bei Zeiten verstecken konnten. Wer das Leben des Franziskus von Assisi gelesen und dessen kindlich-naives herzlich teilnehmendes Verständnis für die Tierwelt bemerkt hat, wird nicht umhin können, den Pfarrer Leclercq mit diesem Heiligen zu vergleichen. Auch den Bienen war er hold und behandelte die seinigen gut. Wie mancher Bienenvater machte auch er die Erfahrung, dass ihn die Bienen kannten und ihn nicht stachen; aber auch seine Kinder

können sich nicht erinnern, jemals von einer Biene gestochen worden zu sein. Viel Kummer bereiteten ihm die Schnecken, an denen der Garten sehr reich war, und die die Salat- und anderen Pflanzungen verwüsteten. Denen musste zu Leibe gegangen werden. Seine Kinder mussten Schnegel und alles, was Schnecke hieß, einsammeln, und dann wurden die Tiere ausgesetzt, aus dem Pfarrgarten hinaus an den Stadtgraben getragen. Sie umbringen zu lassen, hätte der Pfarrer doch nicht über das Herz gebracht. Wie bei jedem Naturfreund vereinigte sich bei ihm der Sinn für das Praktische und Nützliche mit dem sinnigen, poetischen Element. In diesem Stück hatte der Franzose doch etwas von dem deutschen Wesen, und es ist gewiss kein Zufall, dass er, der nach 27-jährigem Aufenthalte in Hanau nur mit Mühe Deutsch sprechen konnte, doch so gern nach Deutschland gekommen war und sich hier so glücklich fühlte. Hinter dem Gartenliebhaber und Vogelfreund stand aber, was die wenigsten in Hanau wussten, ein gewaltiger Geistesarbeiter und geistreicher, fruchtbarer Schriftsteller. Kaum hier angelangt, stürzte er sich in das Studium, und nach unglaublich kurzer Zeit hatte er zwei bedeutende wissenschaftliche Arbeiten fertig. Die eine behandelte in französischer Sprache die Geschichte der ersten hundert Jahre seiner Wallonischen Gemeinde, die andere in lateinischer Sprache betraf Luther als Übersetzer und Ausleger der Bibel. Auf Grund dieser Arbeiten erteilte ihm die theologische Fakultät der Universität Marburg den Titel eines Doktors der Theologie. Daneben schrieb er unter den angenommenen Namen Abbé *** und Abbé Jean *** mehrere Werke in französischer Sprache, welche die Schattenseiten des Katholizismus einer scharfen Kritik unterzogen. Er sprach hierbei aus Erfahrung. Schon in zarter Jugend zum katholischen Priester bestimmt, besuchte der befähigte Knabe zuerst "Le petit Séminaire". Nachdem er dasselbe absolviert hatte, trat er als Novize in den Jesuitenorden ein, den er wieder verließ, als er das Wesen der Gesellschaft kennen gelernt hatte, setzte dann seine Studien im "Grand Séminaire" fort, und wurde Priester. Von Zweifeln gequält und im Suchen nach der Freiheit des nur seinem Gott verantwortlichen Gewissens, trat er darauf in den strengsten Mönchsorden ein, den der Trappisten, denen ständiges Schweigen auferlegt ist. Aber auch hier fand er trotz aller Selbstpeinigungen keinen Seelenfrieden, legte kein Gelübde ab und ging, gänzlich unbemittelt, zuletzt nach Straßburg, um an der protestantischen

Fakultät Theologie zu studieren und evangelischer Pfarrer zu werden. Als solcher kam er 1863 nach Hanau an die Wallonische Gemeinde, wirkte hier im Segen während 27 Jahren und starb 1890, nachdem er auf dem Sterbebette noch schwere Anfechtungen und Angriffe auf sein Geistes- und Seelenleben und seine religiösen Überzeugungen hatte aushalten müssen. Auf seinem Grabstein lesen wir das Bibelwort: Apoc. II, 10 "Sois fidèle jusqu'à à la mort et je te donnerai la couronne de vie."¹⁾

Nächstes Jahr werden es 25 Jahre, dass er gestorben ist. Es ist anzunehmen, dass der Evangelische Bund, der auch in Hanau einen Zweigverein hat, zur Erinnerung an diesen hochinteressanten und bedeutenden Mann und den "Letzten der Réfugiés", wie Pfarrer Leclercq sich selbst gern nannte, eine Gedächtnisfeier abhalten wird.

C.N.

Biographie von 1919:

Separatabdruck aus dem Werke: „Hanauer Biographien aus drei Jahrhunderten“ von Dr. med. et phil. K. Siebert, Hanau 1919, Hofbuchdruckerei J. S. Rittsteiner. Hanau am Main.

Der letzte, ausschließlich französisch predigende Seelsorger der Hanauer wallonischen Gemeinde, Dr. theol. Jean Baptiste Francois Leclercq, verdient wegen seiner Glaubensstreue und seiner vortrefflichen Geistesgaben eine besondere Beachtung. Er wurde am 2. Dezember 1825 zu Saintines, einem kleinen Dorf im Department Oise, geboren, wo die Eltern neben Landwirtschaft noch ein Ladengeschäft betrieben. Nach dem frühen Tode der Mutter bestimmte der Vater, der sich noch einmal verheiratet hatte, Jean Baptiste für den geistlichen Stand, dessen Laufbahn er in einem Seminar antrat und unter jesuitischer Leitung beendete. Im Jahre 1853² wurde Leclercq in Beauvais, der Hauptstadt des Departements, zum Priester geweiht. Dem glaubenseifrigen jungen Geistlichen sagte

¹⁾ Bibelzitat aus den "Offenbarung des Johannes", Kapitel 2, Vers 10: "...Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone (=Kranz) des Lebens geben!"

² 1852, siehe Seite 149!

die Tätigkeit als Weltpriester auf die Dauer nicht zu, er suchte daher Aufnahme in den strengen Orden der Trappisten. Auch hier fand er den gehofften Seelenfrieden nicht, Zweifel an der Richtigkeit mancher Glaubenssätze gewannen in ihm die Oberhand. Anhaltendes Beten und harte Bußübungen brachten seine inneren Kämpfe nicht zu Ruhe, er befasste sich daher eingehend mit dem Studium der Urquelle der christlichen Religion, der Bibel. Das Ergebnis seiner Forschung war die Lossagung vom Katholizismus, er verließ am 6. September 1858 nach zweijährigem Aufenthalte das Kloster von Grande Trappe, das ihm ein ausgezeichnetes Führungsattest ausgestellt hatte. Leclercq begab sich nach Straßburg, wo er Student der evangelischen theologischen Fakultät wurde und gleichzeitig als Lehrer am protestantischen Gymnasium seinen Lebensunterhalt verdiente. Nachdem er 1861 das theologische Staatsexamen bestanden und eine Elsässerin als Frau heimgeführt hatte, übernahm er im folgenden Jahre die Pfarrerstelle einer Waldensergemeinde im weltentlegenen Dörfchen Freissinières in den französischen Alpen. In der armen Gemeinde wirkte er segensreich bis zu seiner Berufung zum Prediger der Wallonischen Gemeinde in Hanau, wo er sein Amt am 20. Februar 1863 antrat.

In der neuen Stellung entwickelte Leclercq neben seinen gewissenhaften seelsorgerischen Pflichten eine lebhaft literarische Tätigkeit, die er schon in Straßburg begonnen und besonders eifrig in dem Alpenorte fortgesetzt hatte. Es waren zunächst die berühmten antiklerikalen Romane, von denen „La Religieuse“ 1864, „Le Maudit“ und „Le Jésuite“ 1865 unter dem Pseudonym „L'Abbé ***“ erschienen sind und großes Aufsehen erregten; sie wurden in mehrere Sprachen übersetzt und erlebten einige Auflagen. Eine für die Hanauer Kirchengemeinde wichtige Arbeit, für die ihm das Archiv der Wallonischen Gemeinde reichen Stoff bot, zeigt seine Befähigung für die Behandlung wissenschaftlicher Aufgaben. Sie erschien 1868 in Hanau als Buch unter dem Titel: „Histoire de l'Eglise Wallonne depuis sa fondation jusqu'à l'arrivée des Réfugiés Français“ und brachte dem Verfasser in Verbindung mit einer Abhandlung über Luther als Bibelausleger die Würde eines Dr. theol. der Marburger

Universität ein.¹ Eine Bekenntnisschrift eigener Art, in der Leclercq seine Kindheit und Jugend sowie seinen äußeren und inneren Werdegang schildert, ist die 1879 pseudonym erschienene Selbstbiographie: „Francisque par l'Abbé Jean“.

Als Mensch erfreute sich Dr. Leclercq einer außerordentlichen Verehrung nicht nur bei seinen Gemeindeangehörigen, sondern auch bei allen, die mit ihm in nähere Berührung getreten sind. Dies zeigte sich ganz besonders am 21. Februar 1888, dem Tage der 25jährigen Wiederkehr seines Amtsantrittes, bei der kirchlichen Feier und bei dem Festbankett im Rathaussaale, woran sich außer den Pfarrkindern auch viele aus der Hanauer Bürgerschaft beteiligten. Herzensgüte und ein kindlich einfaches Gemüt bildeten den Grundzug seines Wesens, sein Christentum kannte keine dogmatische Engherzigkeit. Als geborener Franzose, der erst in vorgerückterem Alter nach Deutschland gekommen war, lernte er die deutsche Sprache niemals völlig beherrschen. Seine kirchlichen Funktionen, vor allem die geistvollen, auf philosophischer Grundlage beruhenden Predigten erfolgten daher stets in französischer Sprache, selbst als in der Gemeinde die mit kalvinistischer Zähigkeit festgehaltene Tradition des Französischen nach dem Jahre 1870/71 ins Wanken geraten war. Wehmütig musste sich Leclercq selbst eingestehen, dass er wohl der letzte französische Prediger sein werde.

Die letzten Lebenstage von Dr. Leclercq wurden ihm durch einen Versuch, seine Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche herbeizuführen, getrübt. Sein jüngerer Bruder, der sich als Pariser Antiquitätenhändler ein großes Vermögen erworben hatte und in kinderloser Ehe lebte, war ganz in ultramontanen Anschauungen befangen und glaubte ein besonders wohlgefälliges Werk zu tun, wenn

¹ Den Dokortitel erhielt er für das Werk: "*Une Eglise réformée au 17 siècle ou Histoire de l'Église wallonne de Hanau depuis sa fondation jusqu'à L'arrivée dans son sein des Réfugiés français, d'après des documents inédits et impartiaux.*" Dieses Buch wurde von der Französisch-Wallonischen Gemeinde zu Hanau 1996 zur Feier des 400. Gründungstages zweisprachig neu herausgeben (ISBN 3-9801933-9-X), enthält aber keine nennenswerten biografischen Daten zum Autor. Zu beziehen bei der Wallonisch-Niederländische Gemeinde, Dammstraße 3, 63 450 Hanau.

er den Bruder zum früheren Glauben zurückbringen würde. Mit einem Jugendfreunde des Pfarrers, dem Prior eines französischen Trappistenklosters, erschien er in Hanau unter dem Vorwande, den schwer Kranken noch einmal vor dem Ende zu sehen. Die Freude des Wiedersehens wirkte bei dem Dahinsiechenden fast Wunder, solange nur gemeinsame Erinnerungen aus der längst vergangenen Jugendzeit aufgefrischt wurden. Um so größer war aber der Rückschlag, als der Prior auf religiöse Fragen zu sprechen kam, und der Bruder eine für die bescheidenen Verhältnisse des Pfarrers außergewöhnliche Summe der Familie in Aussicht stellte, wenn er dem evangelischen Glauben entsagen würde. Doch mit Entrüstung wies Leclercq diese Versuchung zurück. Erst als die beiden Franzosen unverrichteter Sache die Stadt verlassen hatten, kehrte seine frühere Seelenruhe wieder, und er fand bald darauf, am 24. Juni 1890, als überzeugter Protestant den ewigen Frieden.

* * *

**Auszug aus dem
Französischen Original von 1879**

Dieses Buch ist die selbstge-
schriebene Lebensbeschreibung
meines Vaters Dr. theol. Francois
Jean-Baptiste Leclercq bis zu
seinem Übertritt zum Protestan-
tismus im Jahre 1858.

Er war vom 20/II 1863 - 24/6 1890
letzter franz. Pfarrer d. d. franz. ref.
Kirche zu Hanau 9 Main.

Louison Braun-Leclercq

FRANCISQUE

HISTOIRE CONTEMPORAINE
DE L'ENSEIGNEMENT ET DE L'ÉDUCATION CLÉRICALE
ET MONASTIQUE

Par l'Abbé JEAN

DOCTEUR EN THÉOLOGIE

Ou homme! (TÉRENCE.)

Ou cadavre! (IGNACE DE LOYOLA.)



PARIS

LIBRAIRIE SANDOZ ET FISCHBACHER
G. FISCHBACHER, SUCCESSEUR

33, RUE DE SEINE, 33

1879

Tous droits réservés



PARIS. — IMPRIMERIE V^o P. LAROUSSE ET C^{ie}
19, RUE MONTPARNASSE, 19



PRÉFACE

En publiant ces pages, l'auteur ne vise pas au style ; encore moins recherche-t-il un succès de scandale.

Il désire uniquement faire connaître dans leur vrai jour et dans leur réalité entière *l'enseignement et l'éducation* que Rome donne à ses clercs, à ses novices et, jusqu'au sein de la société, à la jeunesse et aux populations qui lui sont confiées.

Pour atteindre ce but, il n'a qu'à retracer avec une impartialité sévère la vie, souvent bien émouvante, parfois terrifiante et singulièrement exceptionnelle, d'un jeune prêtre-moine contemporain du nom de Francisque ; dépeindre dans leur exactitude historique les hommes et

les institutions qui l'ont formé et au milieu desquels il a vécu; décrire la science dont on l'a nourri, les principes et les habitudes sous l'influence desquels se sont développés son caractère, les tendances de son esprit et la direction de son activité; enfin révéler le génie de l'ascétisme qui est venu jeter la guerre dans son âme d'homme, la diviser contre elle-même et y allumer, durant des années, une guerre désespérée.

Lire cette biographie, c'est surprendre du même coup Rome cléricale dans sa vie intime et comme au foyer domestique; c'est découvrir les ressorts invisibles de son action sur la société et les secrets de sa puissance sur elle; c'est enfin voir, dans tout l'éclat de l'évidence, l'impuissance de l'idéal et de l'éducation catholiques à satisfaire une grande moitié des plus nobles aspirations de l'âme humaine, et par cette évidence arriver à se rendre compte de la haine de Rome contre la civilisation et de son incompatibilité absolue avec la vie libre des nations et des individus.

Sauf les noms propres, que nous devons cacher momentanément, tout, dans ce livre, sera la reproduction aussi fidèle que singulièrement originale des faits, des choses et des hommes, tels que les a perçus, sentis l'âme idéale, confiante et sérieuse de Francisque.

La publication de ces pages n'est point, ce semble, sans à-propos dans un temps où les esprits cultivés de notre âge cherchent des faits et des points de vue nouveaux sur la grande question qui divise le plus notre société contre elle-même; dans un moment surtout où le public se demande avec une vive curiosité et une sérieuse inquiétude : « Qui l'emportera? — Rome ou l'Esprit qui palpète au fond des entrailles des générations modernes? »

. . .

CHAPITRE PREMIER

LE PREMIER APPEL

Je n'oublierai jamais le jour et les circonstances dans lesquels Francisque, enfant de dix à onze ans, fut enlevé à ses parents, à son village et à ses habitudes instinctives, pour être placé au petit séminaire de N..., où il devait être transformé en un nouvel être et apprendre à vivre pour une autre famille et un autre monde que ceux de la terre.

Ce fut par une matinée de mai 1836 que l'abbé Vaillant se présenta chez le père de l'enfant pour lui demander son fils au nom de l'Église.

L'abbé Vaillant était le curé du charmant village de S... C'était un homme de trente à quarante ans, de haute stature, aux traits mâles et au teint brun; quoique d'humeur parfois bizarre et assez souvent grondeur, il possédait un fond de bonté dont se resentaient surtout ses privilégiés. Son bagage scientifique était fort léger; il ignorait à peu près le latin, parce que les guerres de la Révolution et de l'Empire avaient amené le désordre et l'interruption dans ses études. Mais, à défaut de connaissances approfondies et variées, un désir ardent de servir l'Église suppléa aux examens et lui valut la prêtrise à l'époque de la Restauration.

Une fois consacré, l'abbé Vaillant imprima au zèle qui lui avait obtenu les ordres sacrés un caractère

...

((letzte Seite nach 377 Seiten Text:))

378

FRANCISQUE.

esprits en sa faveur la trace du doigt de Dieu. Il l'en remercia du plus profond de son cœur et envisagea dès lors l'avenir avec un calme et une confiance inaltérables.

En effet, le Seigneur, qui venait de le protéger si visiblement, avait dû être celui qui pendant deux ans et demi avait inspiré la voix intérieure qui lui répétait chaque matin : « Francisque, tu ne resteras pas à la Trappe ! » C'était lui aussi qui avait dû le conduire dans une voie nouvelle, puisqu'il lui en avait si merveilleusement ouvert l'entrée ; ce serait donc lui qui lui en assurerait désormais le succès après avoir fixé tout son avenir.

Il en fut ainsi.

Francisque avait réellement trouvé et pris possession pour toujours du vrai sol de l'existence, celui de la liberté de l'étude et de la liberté de la conscience.

C'est dans ce sol qu'aux beaux rayons de la science indépendante et sous l'influence de l'amitié élevée et pure devait naître l'homme nouveau ; c'est dans ce champ fécond, au milieu duquel l'exilé était venu poser sa tête, que devait s'épanouir et mûrir pour lui la véritable moisson ou vie spirituelle,

Celle de l'*Humanisme chrétien*.

FIN DE FRANCISQUE

* * *

Weitere Bücher und Quellen

Auch das französische Original dieses Buches "Francisque" gab ich 1995 neu heraus, und zwar als Faksimile-Nachdruck:

Dr. theol. Jean-Baptiste François Leclercq,
**"Francisque - Histoire contemporaine de l'enseignement
et de l'éducation cléricale et monastique au 19ième siècle,"**
(Première édition: Paris 1879), Reproduction fac-similé:
Berlin 1995,
ISBN 3-00 000455-6

Der Text kann auch, ebenso wie weitere biografische Unterlagen über den Autor, als pdf-Datei auf CD-ROM gegen Rückporto bei der auf Seite 4 genannten Adresse von mir bezogen werden.

Das Buch von Pfr. Leclercq über die Geschichte der Wallonischen Gemeinde in Hanau im 17. Jahrhundert,

"Une Eglise réformée au 17 siècle ou Histoire de l'Église wallonne de Hanau depuis sa fondation jusqu'a l'arrivée dans son sein des Réfugiés français, d'après des documents inédits et impartiaux."

wurde von der Französisch-Wallonischen Gemeinde zu Hanau 1996 zur Feier des 400. Gründungstages zweisprachig neu herausgeben. Es enthält aber keine nennenswerten biografischen Daten zum Autor. Zu beziehen bei der:

Wallonisch-Niederländische Gemeinde,
Dammstraße 3,
63 450 Hanau.
(ISBN 3 980 1933-9-X)

In der Wallonischen Gemeinde sind aufgrund der Kriegszerstörungen von 1945 keine weiteren Unterlagen mehr vorhanden.

Ferner ist von Pfr. Leclercq noch die Universitäts-Abschlussarbeit: "Droits et Devoirs de l' homme" in einigen Exemplaren erhalten (als pdf-Datei auf CD-ROM lieferbar, Adresse siehe Seite 4). Weitere Werke, wie die in den Biografien erwähnten lateinischen Abhandlungen über Luther sind meines Wissens nicht erhalten. Nach Prof. Dr. med. Walter Amelung und nach

eigenen Recherchen erhielt er den Dokortitel jedoch nicht für diese lateinische Abhandlung, sondern für die oben genannte Geschichte der Wallonischen Gemeinde im 17. Jahrhundert.

Das Folgende ist nur mündlich überliefert:

Meine Mutter, Erika Gast, geborene Alpers, eine Urenkelin erzählte von ihrem Urgroßvater Pfr. Leclercq. Unser Vorfahre Pfr. Leclercq tat sich als Franzose schwer mit der Deutschen Sprache. Als er in Hanau einmal eine Trauung auf Deutsch halten musste, sagte er zum Brautpaar:

"Wollt Ihr in den eiligen Stand der Héhé treten" (=Heiligen Stand der Ehe). Dies wurde lustig empfunden, weil es bei der Braut tatsächlich "eilig" war, das heißt, sie war schon erkennbar schwanger.

Dagegen kann ich für das folgende Sprachenmischmasch in der Hanauer Gemeinde keine Quelle mehr angeben, ich weiß nicht, woher ich das gelesen oder gehört habe, meine Mutter zumindest kennt den Ausspruch nicht: "Jean, chasse mal die Gickel aus dem Jardin." (=Jean, jage mal die Hühner aus dem Garten).

Biografisches zu Pfr. Leclercq findet sich auch in dem Buch eines Enkels:

Walther Amelung,

"Es sei wie es wolle, es war doch so schön -

Lebenserinnerungen als Zeitgeschichte"

Königstein/Taunus 1984

ISBN 3 – 9800 951-0-X

In seinem Buch schreibt Walter Amelung unter anderem auch über seinen Großvater Pfr. Leclercq, seinen Onkel Alphonse und über seine Großmutter Minna Leclercq. Letztere hat Walter Amelung als Kind noch kennengelernt. Neben einigen Details der Doktorarbeit des Pfr. Leclercq für die Universität Marburg schreibt er auch weitere, sonst nirgends festgehaltene Details, darunter die folgende Anekdote (Seite 29):

"... *Noch unsere Mutter¹ pflegte uns z. B. beim Essen von langen Spargeln, Eiern usw. zu sagen: »Das müsst ihr so essen; so hat es der Großpapa bei den Jesuiten gelernt.« ...*

Da dieses Buch nicht im Buchhandel erhältlich ist, gebe ich auf den folgenden Seiten die betreffenden Passagen wieder, etwas gekürzt und mit Fußnoten und Erklärungen ((*in Doppelklammern*)) ergänzt.

Auszug aus dem Buch von Walter Amelung

... Die Frau, die Hugo Amelung wählte, Emilie Leclercq, stammte aus dem evangelischen Pfarrhaus, freilich nicht aus dem deutschen, das als solches Geschichte machte, sondern aus dem französisch reformierten-wallonischen des **Pasteurs Dr. theol. J. B. Fr. Leclercq**, der Abstammung nach ein Vollfranzose. Über ihn finden wir aus Tradition, mündlicher Überlieferung und aus zahlreichen Dokumenten wichtige Unterlagen. Dieser Großvater wurde am 2. 12. 1825 in Saintines (Oise), also im Herzen Frankreichs, unweit Compiègne, als Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers geboren. Nach schweren inneren Kämpfen studierte er evangelische Theologie und war seit 1863 Pfarrer der Wallonischen Kirche in Hanau.

Die Großmutter Leclercq hat mich 8½ Jahre lang umhegt; sie war für mich als Kind von größter Bedeutung. Rund 20 Jahre ihrer letzten Lebenszeit war sie an den Lehnstuhl gefesselt durch eine langsam von den Füßen bis zum Atemzentrum aufsteigende spastische Lähmung (wohl spastische Spinalparalyse). Ihr Tod in meinem Beisein durch akute Atemlähmung war der erste schwere Schmerz in meinem Leben; ihr letzter Schrei: »I sterb«. Sie war eine kluge, tapfere, warmherzige Frau, mittelgroß, blond, Pyknerin; sie klagte nie, ruhte fest in ihrem Glauben, die Bibel las sie bis in die letzten Tage ihres irdischen Daseins. Die Lähmung der Hände wurde so schwer, dass ich zuletzt ihr jede Seite der Bibel umblätterte. Als sie die unerwartete Nachricht vom Tode ihres Sohnes Alphonse 1899 erhielt (in meiner kindlichen Gegenwart) betete sie lange still, ernst und gefasst und versenkte sich dann wortlos in ihre Bibel. Ich verdanke wohl ihr in erster Linie die religiöse Ausrichtung und eine besondere innere Bindung an den Großvater Leclercq, der mir immer wieder im Traum erscheint und sich mit mir unterhält, obwohl ich ihn nie gesehen habe. Die Großmutter Wilhelmine, Emma geb. Wickel (2. 8. 1836 — 10. 10. 1902) wurde im damaligen französischen Straßburg geboren.

¹ Die ältere Tochter von Pfr. Leclercq, Emilie Amelung, geborene Leclercq

Der Vater meiner elsässischen Großmutter Joh. W. G. Wickel (1793—1836) starb vor ihrer Geburt. Er war Schiffskapitän (Maître Batelier) geboren in Remagen am Rhein, lebte aber später in Straßburg und war nach den Unterlagen stolz, Offizier der Garde Nationale »legion de Strasbourg« zu sein.

Die Wickels, so erfuhr ich durch den Pfarrer, galten als eine angesehene Familie am Rhein in Remagen und Oberwinter (auch Wyckel geschrieben). Unter den Ahnen finden sich hier die Familien Simonis und Vogels. Die Mutter der Großmutter, Luise Friederike Kneiff, geb. 1793, starb schon, als die Großmutter 12 Jahre alt war. Ihre Geburtsurkunde aus einem der ersten Jahre der französischen Revolution ist in Elsässer Deutsch abgefasst. Die Mutter von F. L. Kneiff, die »Fritzin«, hieß Maria Salomea, war Tochter eines Pfarrers in der Nähe von Kolbsheim. Der Vater war der Wundarzt K. Chr. Gotthard Kneiff. Meine Großmutter erzählte viel vom Vetterli »Kneiff«. Von diesem Eduard Kneiff (1810—1836) stammt ein fesselndes Büchlein »Hinterlassene poetische Schriften«. Straßburg Th. Dannbach 1837. Lebendige Gedichte, in bestem Hochdeutsch geschrieben. E. K., früh verstorben, Sohn eines Professors der Pharmacie; ein charmanter Lebenskünstler, voll Enthusiasmus, ähnelte sehr, so scheint mir, meinem Onkel Alphonse (1862—1899), dem früh verstorbenen Bruder meiner Mutter. Im 19. Jahrhundert nach Abklingen der Zeit des ersten Napoleon bis zum deutsch-französischen Krieg 1870/71, durch den Elsass-Lothringen vorübergehend zum deutschen Reich bis 1918, ebenso wie 1940/44 gehörte, fühlten sich die Elsässer als echte Franzosen. Aber sie sprachen ihr »Elsässer Dütsch«, wie meine Großmutter, konnten aber besonders in der Oberschicht ein dialektgefärbtes Hochdeutsch und auch etwas Französisch. Als Kind erlebte ich noch Verwandte der Großmutter, die Tante Lina Wickel (gest. 1900) aus Straßburg, deren mitgebrachtes Gebäck ich heute noch als wunderbar süß schmecke, ebenso wie ich Herrn und Frau Philipp, geb. Wickel, die Cousine aus Remagen, mit uns im Pferdewagen im Taunus spazierenfahren sehe. Meine Urgroßmutter Luise Friederike ((Kneiff)) wuchs in ihrer Jugend zeitweise im elsässischen Steintal (Vogesen) in Waldersbach im Hause des großen Philanthropen J. F. Oberlin (1740 — 1826) auf. ...

Und wie verlief das Leben meines wunderbaren, einzigartigen Großvaters Leclercq? Je mehr man sich in dieses versenkt — und zahlreiche Unterlagen liegen vor und viel neue sind vor Abschluss des Buches unerwartet zugegangen — um so mehr muss ich ihn lieben und verehren. Von meinen Großeltern — und welche Bedeutung können diese häufig für die Enkel haben — habe ich, wie geschildert, nur die

Großmutter Leclercq-Wickel mit anhaltendem Einfluss für mich persönlich kennengelernt.

Die bedeutende Persönlichkeit des Großvaters mütterlicherseits erschöpft sich keineswegs in seiner Tätigkeit als Prediger und Seelsorger, die noch Jahrzehnte nach seinem Tode gerühmt wurde, sondern er war auch ein vorbildlicher Gelehrter und profilierter Schriftsteller, dessen Lebensführung in der Frömmigkeit des großen Heiligen der Frühzeit der Kirche Benedikt von Nursia (etwa 480—547) wurzelte. Seine Eltern hatten einen großen Gutshof mit einem Ladengeschäft. Sein Vater, J. B. Claude Leclercq (geb. 1802 in Lataule = Dep. Oise, gestorben 1878 in Neufoy) wurde mir von meiner Mutter, die ihn noch kennenlernte, als stattlicher Mann, hellhäutig, mit blauen Augen und blondem Haar geschildert.

Dieser Vater von J. B. F. ((Pfr. Leclercq)) hatte wenig Interesse für seinen Erstgeborenen. Er war ungeduldig und unwirsch zu ihm zu allen Zeiten, ging kaum auf seine Interessen ein und hat ihn wohl auch später in Hanau nie besucht. Dagegen nahm sich der mütterliche Großvater Wable nach dem frühen Tod seiner Tochter sehr des mutterlosen Enkels an. Dieser Großvater, immer heiter und gütig, besuchte den Enkel häufig, hatte immer kleine Geschenke für ihn, auch blanke Silbermünzen, die er sich absparte und brachte ihn nach Sankt Croix. Die Mutter Geneviève Adélaïde Sophie Wable (1795—1832) war ein romanisch-dunkelhäutiger Typ mit großen strahlenden Augen. Sie starb an Cholera, nachdem sie einige Monate vor ihrem Tod einen verhungerten, zerlumpten, mit widerwärtigen Geschwüren bedeckten Fremden längere Zeit in ihr Haus zur Pflege aufgenommen hatte; er verließ dankbar und gesund das Haus (hatte er sie angesteckt?). Die Mutter hinterließ ihrem damals siebenjährigen Sohn »das unauslöschliche Andenken an ihre Wohltätigkeit und den heiligen Funken einer hochherzigen Nächstenliebe.«

Der Urgroßvater Leclercq heiratete wieder und die Stiefmutter drängte, dass mein Großvater, seit vier Jahren mutterlos, in einer »pension« untergebracht würde. Seine Biographie »Francisque« erschien 1879 als »Roman« unter dem Pseudonym »l'Abbé Jean«, ein Buch, das großes Aufsehen hervorrief. Seine 1. Auflage war bald vergriffen und, wie der Verfasser versichert, bringt er nur Tatsachen, abgesehen von den fingierten Namen. Der Autor hat seine Erziehung zum Priester und Weltgeistlichen, zum Mönch als Jesuit und Trappist geschildert, bis er sich zum radikalen Wechsel, dem Übertritt zum Protestantismus und zur Immatrikulation an der Fakultät der protestantischen Theologie der Universität Straßburg im 34. Lebensjahr entschloss.

Die Biographie beginnt mit der Schilderung, wie er als Knabe durch den an sich verehrten Ortsgeistlichen seiner Familie, Heimat und Gewohnheiten entrissen wurde einer ihm ungewisse Zukunft entgegen. »Francisque« ist als eine Biographie des Verfassers über seine wissenschaftliche und praktische Ausbildung besonders in der katholischen Religion, sein geistliches Wirken und seine innere Entwicklung, so seine schweren innere Kämpfe um den rechten Glauben, »seinen gnädigen Gott«, etwa seit dem 10. Lebensjahr bis zum Beginn des Studiums in Straßburg anzusehen (1836—1859). Die sorgfältige Lektüre des »Francisque« zeigt trotz der schweren inneren Spannungen des Verfassers eine deutliche Objektivität, eine bewundernswerte Sachlichkeit; die Liebe, die Anhänglichkeit an die Religion seiner Väter kommen immer wieder durch. Die katholische Kirche in den jungen Jahren von Francisque war eine andere als die heutige in Deutschland, die ohne ihre Grundlagen zu verleugnen modern und der Zeit aufgeschlossen auch manchem Protestanten ans Herz gewachsen ist. Frankreichs katholische Kirche musste in jenen Jahren neu aufbauen nach der scheinbaren Vernichtung durch die große Revolution, die latente Verachtung im Kaiserreich Napoleons und die immer mehr sich ausdehnende Religionsferne in allen Schichten (vgl. hier die großen französischen Schriftsteller dieser Zeit wie Balzac, den ich immer wieder lese, Stendhal, Sand u. a. und als Zeitbild den heute deutsch neu aufgelegten Roman von E. Sue 1843 erschienene »Les Mystères de Paris«. Leclercq hat die als Roman bezeichnete Biographie ungemein spannend in einer edlen französischen Sprache geschrieben. Nach vielen Jahrzehnten habe ich jetzt wieder das ganze Buch (380 Druckseiten) tief ergriffen, bisweilen erschüttert, aber auch immer voll Bewunderung für das Können und den tiefen sittlichen Ernst des Autors gelesen.

»Francisque« enthält 5 Abschnitte: 1) Sanct Croix oder das kleine Seminar. 2) Bethanien oder 2 Jahre Noviziat bei den Jesuiten. 3) Sion oder das große Seminar (Studium der Theologie). 4) Die Einrichtungen von Montretout — Der Weltpriester. 5) La Grande Trappe oder das Noviziat des Trappisten. Für den zu Hause verwöhnten, auch die Mutter entbehrenden Jungen war aber schon das Seminar eine besondere Belastung. Dieses war einem Internat vergleichbar und auch, wie aus der Lektüre der lateinischen und griechischen Schriftsteller zu ersehen ist, dem klassischen humanistischen Gymnasium mit hervorragender mathematischen und naturwissenschaftlichen Ausbildung. Diese Ausbildung verlief im kirchlichen Rahmen täglicher Gebete, Messen, Beichten, Gewissensprüfungen und der Predigten. Für den Bauernbuben war es

schwer, sich der Umgebung anzupassen, zumal unter den Schülern einige wilde Burschen waren. Aber der neue Bischof Bellegarde griff durch und es traten würdige Verhältnisse ein. Bellegarde hielt während Francisques Aufenthalt im klösterlichen Leben seine schützende Hand über ihn.

Der Jesuitenorden, 1534 als Reaktion auf die Reformation gegründet, wurde entscheidend für die Entwicklung der christlichen Konfessionen. Er hat unzweifelhaft große Bedeutung für den Fortschritt vieler Wissenschaften. Sein Einsatz in der Gegenreformation, die angewandten Mittel sind umkämpft, auch in katholischen Kreisen. Vom Papst 1773 verboten, konnte er sich nur noch halten in Schlesien, wo der freigeistige große Friedrich II. regierte, ebenso in Russland, das die Kaiserin Katharina II. beherrschte, ebenso voll Verachtung der Religionen an sich wie der von ihr hochverehrte gewaltige Spötter auf dem preußischen Königsthron. 1814 von Rom wieder erlaubt, hatten die Jesuiten auch in Frankreich alsbald eine aktive Tätigkeit entfaltet. Unter ihren französischen Novizen fanden sich viele Söhne aus vornehmen Familien, dem hohen Adel vieler Länder. Die religiösen Übungen, die großen Exerzitien ihres Gründers Ignatius von Loyola wurden weiterentwickelt als eine große »geistige Gymnastik«; es gab zur Zeit Francisques 120 verschiedene Meditationen und die Gebetsübungen waren sehr differenziert. Unzweifelhaft stammen mannigfache Übungen moderner Psychotherapie (in der Gruppentherapie usw.) aus den religiösen Meditationen. Körperliche Arbeiten, weite Wanderungen mit bestimmten Aufgaben wurden ebenfalls betrieben und die Tischsitten gepflegt. Noch unsere Mutter¹ pflegte uns z. B. beim Essen von langen Spargeln, Eiern usw. zu sagen: »Das müsst ihr so essen; so hat es der Großpapa bei den Jesuiten gelernt.« Aber die Arbeit an dem »inwendigen Menschen« stand im Vordergrund des großen Eifers von Francisque. Wie auch schon im kleinen Seminar war Francisque nie mit sich zufrieden, er litt an seiner »moralischen Unvollkommenheit«, während seine Kameraden in vielfacher Hinsicht ihn bewunderten. Es kamen Tage, an denen er an Gott nicht mehr glauben konnte, an allem zweifelte und verzweifelte. Der heutige ärztliche Leser wird solche Phasen als Zeichen einer Depression wohl ansprechen. Auch die häufige Beichte half nicht mehr. Nach mehreren schweren Ohnmachten verfiel er in ein schweres Kranksein. Man zweifelte an seinem Aufkommen. Aber es trat eine langsame Besserung ein, und man sandte ihn zur Erholung nach Hause. Seine Vorgesetzten waren allerdings der Meinung, F. sei dem Klosterleben gesundheitlich nicht gewachsen und er sollte Weltpriester werden. Durch

¹ Die ältere Tochter von Pfr. Leclercq, Emilie Amelung, geborene Leclercq

den Bischof wurde er dem großen Seminar von Sion zugeteilt, nach den zwei Jahren bei den Jesuiten. Die Zeit eines ernsten Universitätsstudiums begann. Ein bedeutender Lehrer beurteilte ihn mit Recht mit den Worten: »Sie vereinigen in Ihrem Verstand mathematische Genauigkeit mit einer hohen Begeisterung für das Ideale.« Auf dem großen Seminar musste F. zunächst mit der Abneigung seiner Lehrer gegen die Jesuiten wie mit mancher primitiven Einrichtung des Hauses sich abfinden. Die Darstellung der Wissenschaft vom katholischen Glauben mit allen ihren Nebendisziplinen (einschließlich Philosophie) erfasste seinen Geist ganz und erfüllte auch sein Herz. Eine Begegnung auf einer Wanderung wurde von Bedeutung: Zufällig sah er eine protestantische Kirche und lernte deren Prediger kennen. Er war zunächst von verständlicher Voreingenommenheit, war aber bereit nach inbrünstigem Gebet, zu einem langen ernsten Gespräch über ihre verschiedenen Auffassungen von Christentum, das erwartungsgemäß keinen überzeigte. Francisque rang mit einem tiefen Schmerz, dass ihm keine Überredung gelungen war.

Francisque ((*d. h. J. B. F. Leclercq*)) wurde 1852 zum Priester geweiht in der berühmten gotischen Kathedrale von Beauvais. Auf unserer Fahrt durch Nordfrankreich 1972 haben wir das eindrucksvolle Gotteshaus besichtigt. Die Kathedrale wurde nie vollendet; sie bestand nur aus Längsschiff und Seitenschiff, geplant als die edelste und größte Frankreichs. Reinhold Schneider sah in einem Essay über Beauvais gerade in der Unvollendung eine Melodie, die sich im Grenzenlosen verlor.

Francisque wurde nach der Priesterweihe der zweite Ortpfarrer des Dorfes Montretout, dem ein Gutshof als Waisenanstalt — Rossignol angeschlossen war, die wohlhabende Gönner finanzierten. Die karge Einrichtung wurde verstärkt durch die mangelnde Reinheit, auch die der Werkstätten der einzelnen Handwerker; das reichliche Vieh war schlecht versorgt. Hier zu verbessern sah Francisque als eine große äußere Aufgabe an. Er war zudem bestürzt über die Gottlosigkeit, die er überall erleben musste. Mit Liebe und Langmut stellte er fest, dass die Landleute nur materiell und nicht an ihre christlichen Pflichten dachten und gottfern lebten. Dieses Bild musste er sich auch von den Familien Montretouts machen, in die er kam. (Keine Nächstenliebe!). So wurden Kranke nicht versorgt. Uneheliche Mütter wurden nur gestraft; kein Versuch, aus dem armen kleinen Kind eine Freude des Hauses zu machen. Viel Kraft erforderten die sehr vernachlässigten Waisenkinder; Rossignol machte ihm viel Kopfzerbrechen. Er versuchte durch seine Predigten, die er beim Gehen konzipierte, und in der Beichte die Menschen zu erreichen. Seine große religiöse Innerlichkeit, die in ihm tief begründet war, zwangen auch

ihn die Gebote seiner Kirche, nämlich die Armut, Gehorsam und Keuschheit (das Zölibat!) wie jeder geweihte Priester streng einzuhalten. Er war aufs Tiefste erschüttert, als immer mehr Frauen ihn als Beichtvater aufsuchten, und zuguterletzt kamen auch solche, die anfangs zaghaft, dann immer deutlicher ihre irdische Liebe zu ihm gestanden und zuletzt Forderungen stellten. Er musste fürchten, das Keuschheitsgelübde zu verletzen und damit zur ewigen Verdammnis bestimmt zu sein. Der Bischof schlug seine Bitte, bei Frauen keine Beichte abzunehmen, ab. Francisque verzagte über das in seinen Augen verderbte Montretout, mehr noch über seine mangelnde innere Festigkeit und erbat und erhielt vom Bischof die Erlaubnis, M. zu verlassen und einen längeren Urlaub zu nehmen.

Francisque schildert sich, den Priester zu der Zeit, als er eine Rast im väterlichen Haus machte, als einen Menschen, in dessen Brust zwei Wesen sich befänden. Das eine Wesen ist der wahrhafte Mensch, der Sohn der Humanität und des großen Weltenschöpfers; ihm steht ein religiöses Wesen gegenüber, das beinahe entstellt war, wie der Fuß einer Chinesin in seiner beengenden Bekleidung. Er schien jetzt frei zu sein, aber er stand unter der »Furcht der ewigen Strafe«. Trotz seiner Verzweiflung beschloss er, zunächst die »Welt« zu ergründen und dann die große Weltausstellung in Paris 1855 anzusehen. Auf der Fahrt nach Paris traf er zufällig den protestantischen Prediger wieder, mit dem er vor Jahren, noch als Jesuit, ein langes religiöses Gespräch geführt hatte, das auf der Fahrt nach Paris jetzt seine Fortsetzung fand. Der Protestant versuchte seine Glaubenslehre als christlichen Humanismus oder humanes Christentum dem Abbé zu erklären. Francisque beschloss jedenfalls, in Paris »als freier Sohn des Ewigen« nicht nur den Protestantismus, sondern auch die jüdische, die mohammedanische und andere Kulturen zu studieren. Er wollte an einer großen Weltkonferenz der Protestanten teilnehmen und sollte in ihre Familien eingeführt werden.

Neben allen Besichtigungen war Francisque bestrebt, eine einträgliche Beschäftigung zu suchen. Die Welt der Wissenschaften, der Kunst, das ganze menschliche Leben, wie es ihm begegnete, erschien zunächst ihm, seinen Idealen fremd. Freilich fand er unter den Protestanten persönlich gläubige, überhaupt wertvolle Menschen, tüchtig und gediegen, während ihm ihr Schrifttum und ihr Kult noch nicht nahe kamen. Wohl in der fünften Woche seines Pariser Aufenthaltes ereignete sich etwas Seltsames: Francisque wurde in eine Falle gelockt. Der unerwartete Besuch seines Vaters mit zwei jüngeren Brüdern führte zu seiner gewaltsamen Verbringung in eine Klosterzelle, wo ihm von einem Priester eröffnet

wurde, er sei gefangen wegen des Besuchs protestantischer Gottesdienste. Gegen Abend gelang ihm die Flucht. F. suchte eine neue Wohnung in Paris und ging zunächst nur in Begleitung seiner neuen Freunde aus, darunter einem bedeutenden Gelehrten, der zum Protestantismus übergetreten war. F. fühlte sich weiter seiner katholischen Kirche verbunden trotz seiner Erfahrungen. Überzeugt von der Notwendigkeit, weiteren Abstand zu gewinnen, fuhr er über Le Havre nach seinem neuen Aufenthalt am Meer, wo er nach drei Tagen durchnässt und völlig erschöpft bei seinem Gastfreund ankam. Dieser, ein Protestant wie alle seine neuen französischen Freunde, lebte in vorbildlicher Ehe; seine Gattin betreute ihn wie eine Schwester, und F. kam in einen Kreis hochstehender gebildeter Menschen. Als Kaufmann fand er ein auskömmliches Einkommen. Aber auch innerhalb von 8 Monaten, in denen sich sein Gesichtsfeld, seine Weltkenntnis erheblich erweiterten, konnte er weder die Angst vor den Strafen des Jenseits überwinden noch die Überzeugung gewinnen, der Protestantismus sei die bessere Form des Christentums im Vergleich zu dem ihm angestammten Katholizismus. Der Ruf seines Gewissens lautete: »Kehre zurück, kehre an das Herz deiner Mutter zurück. Demütige Dich!« Er beschloss, Trappist zu werden. Mit aufrichtigem Bedauern und dankbar trennte er sich von den lieben Menschen, seinen protestantischen Freunden.

Im Mittelalter waren die Mönchsorden, die Klöster im ganzen Abendland zu größter Bedeutung geworden als Träger von Kultur und humaner Zivilisation, die die Wissenschaften pflegten und weiter verbreiteten. Die Trappisten entwickelten sich ursprünglich aus dem großen Orden der Benediktiner. Durch den bedeutenden Abt Rancé (1626—1700) entstand innerhalb des Zisterzienser Ordens 1664 in der Abtei La Trappe ein Kloster von strengster Askese, wie es der Großvater noch erlebte. Als ich vor Jahren während der Reise nach Saint-Malo durch das Studium der Bücher F. Sieburgs (1893—1964) mit dem großen französischen Schriftsteller und Staatsmann F. R. Chateaubriand (1768—1848) bekannt wurde und sein kluges und fesselndes Meisterwerk über Rancé (1848 erschienen, jetzt auch 1977 deutsch erschienen) las, wurde mir Rancé nahegebracht. Als reicher Kavalier und vielseitiger geistreicher Abenteurer machte R. als Enddreißiger eine tiefe innere Einkehr durch, die er vielen schweren Widerständen zum Trotz zur schwersten Buße bis ins Greisenalter durchhielt.

Der Trappistenorden ist bis heute ein kleiner Orden gewesen und geblieben, ist aber weithin bekannt durch seine harten Anforderungen. Der Trappistenorden verlangt nicht nur die drei früher erwähnten

Voraussetzungen des Priestergelöbnisses, sondern außerdem: Strengstes Schweigen (nur der Abt darf zu Anordnungen sprechen, die übrige Verständigung erfolgt durch Zeichen), harte landwirtschaftliche Arbeit, strengste körperliche Geißelschläge, regelmäßig freitags und schon bei kleinen Vergehen, und knappe vegetarische Kost (monatelang nur eine Mahlzeit). Es gibt geistliche Übungen, häufige Beichten, vor allem wiederholte Chorgesänge usw., aber keine geistige, wissenschaftliche Tätigkeit.

Der Großvater Leclercq holte das Einverständnis seines ihm noch wohlgesinnten Bischofs ein »als heimgekehrter verlorener Sohn« und begab sich in Begleitung eines alten Jesuitenfreundes, des Professors Modestus, nach La Trappe. Auf Modestus und den empfangenden Abt wirkte Francisque nicht als »zerknirschter Sünder«, sondern, was ihm auch gesagt wurde »war seine ganze Erscheinung ernst und würdevoll; der jetzt gewachsene Bart kleidete ihn gut bei seinem sehr distinguiertem Auftreten«. Francisque betrat nach dem Empfang seine Zelle mit dem Glauben an seine Zukunft, die Möglichkeit durch Bußen und strenges Leben zum rechten sicheren Glauben in Frieden zu gelangen. Über die Trappistenzeit hat der Großvater nicht nur eingehend im »Francisque« berichtet, sondern in Hanau in seiner Familie und im Freundeskreis, so dass gerade diese 2½ Jahre bei den Trappisten später auch uns Enkeln vertraut wurden. Es waren schwere Jahre, die er durch seinen eisernen Willen und seine körperliche Bewegsamkeit durchhielt. In ernsten Beichtgesprächen mit seinem klugen und würdigen Abt, der stets den Standpunkt Roms und der offiziellen Kirche vertrat und trotzdem sehr um F. besorgt war, kam der Großvater zu der festen Überzeugung, er müsse einem Christentum der Humanität in Zukunft dienen. Im Vertrauen auf die »Hilfe Gottes« und »seinen Mut« erklärte er seinen Oberen nach Überwindung fast unüberwindlicher Hindernisse sein Ausscheiden aus dem Orden. Sein einziges Hab und Gut, seine einzige Stütze bestand aus einem Pass und einer Bescheinigung seiner bisherigen Oberen, dass der Abbé Francisque, der aus eigenem freien Willen das Kloster verlassen hat, mit Verstand und Eifer seine Pflicht erfüllt hat. Er begab sich nach Straßburg, um dort evangelische Theologie zu studieren. Wir dürfen annehmen, dass das jahrzehntelange schwere Seelendrama sein Ende gefunden hatte.

Die theologische Fakultät (protestantisch-calvinistisch) nahm den Großvater sehr freundlich auf, nachdem sie sich von seinem festen Willen, Protestant zu werden und zu studieren, überzeugt hatte. Der Dekan der Fakultät, Professor Bruk, half ihm auch wirtschaftlich, wo er konnte. Mein

Großvater blieb ihm, so lange er lebte, in Freundschaft verbunden. Freilich musste er häufig hungern. Da er aber bei den Jesuiten gründlich gelernt hatte zu unterrichten, wurde er vorübergehend an einem Gymnasium Lehrer (professeur). Das theologische Examen schloss er mit Auszeichnung 1861 ab. Er konnte im gleichen Jahr seine Braut Minna Wickel, die er im kirchlichen Raum kennengelernt hatte, heimführen. Er bekam die Pfarrerstelle in einer armen Waldenser-Gemeinde im weltentlegenen Dörfchen Freissinières in den französischen Alpen. Hier wurde der älteste Sohn Alfons ((Alphonse)) geboren. Der Großvater war schon frühzeitig während des Studiums und des Aufenthaltes in den Alpen wissenschaftlich tätig. Er hatte bereits nach Abschluss seines Studiums das Bakkalaureat — einen in Deutschland fast unbekanntem akademischen Grad — abgeschlossen (Thema: *Droits et devoirs de l'homme dans la recherche de la vérité religieuse*). Er trat sein neues Amt im Februar 1863 in Hanau als Pfarrer der französischen reformierten wallonischen Gemeinde an, wohin er berufen wurde. Er fand hier für seine seelsorgerische Tätigkeit, die ihm sehr am Herzen lag, den besten Rahmen, den er sich vorstellen konnte. In Hanau existierte neben einer niederländischen Gemeinde, die ihren eigenen Pfarrer hatte, eine französisch-wallonische, die heute noch existiert. Die Gemeinde war zur Zeit des Großvaters unabhängig und auch wirtschaftlich gut fundiert, da zu ihr zahlreiche wohlhabende Bürger, insbesondere Bijouterie-Fabrikanten gehörten, die spendenfreudig waren und auch Wert auf die Pflege des traditionellen Gottesdienstes in französischer Sprache legten. Der jeweilige Pfarrer dieser Gemeinde hatte nur seinen Kirchenvorstand, an den er sich halten musste. Es bestand aber sonst keine kirchliche Hierarchie. Ein kurzer Rückblick auf das Entstehen der Hanauer Gemeinde.

Die Hanauer französisch-reformierte wallonische Gemeinde verdankt ihre Entstehung dem Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg (1597). Eine vorübergehend in Frankfurt/Main lebende Flüchtlingsgruppe von französisch sprechenden Wallonen und holländisch sprechenden Flamen hatten wegen Verfolgung durch die spanische Inquisition ihre Heimat in den spanischen Niederlanden verlassen müssen und konnten in Frankfurt wegen Schwierigkeiten mit dem lutherischen Stadtrat nicht bleiben. Der Graf nahm sie in seinen Landen trotz mancher Gegnerschaft auf und wies ihnen ein weites Gebiet südlich der Altstadt zur Errichtung ihrer Stadt an. Die Kolonisten verpflichteten sich, eine neue Stadt aufzubauen. Die neuen Hanauer Bürger sollten in kirchlichen und schulischen Angelegenheiten vollkommene Handlungsfreiheit haben. Innerhalb weniger Jahre erweiterte sich das Gesamtareal von Hanau fast

um das Dreifache. Es entstand 1608 der Kirchenbau, in dem auch mein Großvater später predigte. Der Doppelkirchenbau hatte nicht nur bis zu seiner Zerstörung im Jahre 1945 die Silhouette des Stadtbildes geprägt, sondern hatte auch in der gesamten abendländischen Sakralarchitektur nichts seinesgleichen (H. Martin. Hanau, 1143—1978. 1978). Durch die Neusiedler kamen hochqualifizierte Handwerker und gutsituierte Kaufleute nach Hanau, denen die Hanauer Gold- und Silberschmiederei ihren Anfang verdankt (1613 bereits 23 Silberschmieden). 1685 folgte ein neuer Zustrom französischer Hugenotten, ein auf ein Höchstmaß bürgerlicher Freiheit bedachtes Element. Den Bombenkrieg im Jahre 1945 überstand die Doppelkirche nur als Ruine. In den Jahren 1957 bis 1959 wurde die kleinere niederländische Kirche wieder aufgebaut, während die größere Kirche zu einem Ehrenhof gestaltet wurde.

Trotz seiner Entfremdung vom Katholizismus war Leclercq gläubiger Christ geblieben; ein starkes humanes Denken zeichnete ihn aus, und sein Christentum kannte keine demokratische Enge. Eine starke persönliche Bescheidenheit, Herzensgüte und ein kindlich einfaches Gemüt waren Grundzüge seines Wesens. Er hielt die Predigt stets in französischer Sprache, auch im Kriege 1870/71. Er lebte sich gut in Deutschland ein und liebte die Deutschen, wenn er auch nicht mehr lernte, ein reines Deutsch zu sprechen.

Das Pfarrhaus lag in der Gärtnerstraße 61, früher Rebenstraße 7, Neustadt, in dem gut gepflegten Garten. Der Pfarrer war ein großer Naturfreund. Der Garten vereinigte einen Obst- mit einem Ziergarten. Hier wurden die Mahlzeiten eingenommen und auch die wissenschaftlichen Arbeiten geschrieben. Als guter, liebevoller Mensch sorgte L. ((Pfr. Leclercq)) sich auch um die Tierwelt, besonders um die Vögel, aber auch um die Bienen. Über den französischen Pfarrgarten sind noch rund 25 Jahre nach Leclercqs Tode eindrucksvolle Darstellungen erschienen. Sein Nachfolger Pfarrer C. Nessler schrieb: »Der französische Pfarrer identifizierte sich mit dem Garten. In mehreren Jahrzehnten hielt er dort bei günstigem Wetter die Konfirmandenstunden ab. Beim Wandeln im Garten wurden die Predigten konzipiert. In Ruhe und Sammlung verfasste er die Predigten, die nur selten schriftlich fixiert wurden. Sie waren »voll Geist und Leben, stets in freier Wiedergabe aus seinem beredten Mund«.

Vom Großpapa liegen der Familie nur wenige Predigten vor. ... In Hanau wirkte der Großvater, wie viele bezeugten, die ihn noch persönlich kannten, immer ausgeglichen und zufrieden. Auch die Predigten verraten seine starke Religiosität, dabei auch deutlich ein soziales Ethos (nicht sozialistisch, nicht marxistisch). Aus theologischer Sicht entsprechen die

Predigten nicht einer liberalen Theologie, sondern sie sind als evangelikal anzusehen. Seine Predigten gaben dem frommen und dem suchenden evangelischen Christen viel Kraft. Natürlich sind sie auch zeitgebunden. Die große Neujahrspredigt 1889 geht auf die Unruhe der Bevölkerung im vergangenen Jahr ein (verursacht wohl durch den Schock des unerwarteten Todes des geliebten Kaisers Friedrich nach 88 Tagen Regierung und durch die Angst vor der Unerfahrenheit des jungen Kaisers Wilhelm II.; Dreikaiserjahr!). Leclercq war in allen Schichten seiner Gemeinde und darüber hinaus hochgeachtet und geliebt, konnte mit den Menschen aller Gesellschaftsschichten umgehen; zu dem damals in Wilhelmsbad residierenden Landgrafen von Hessen, dem sogenannten »blinden Landgrafen«, einer bedeutenden Persönlichkeit, wurde er wiederholt eingeladen.

Schon bei den Jesuiten hatte er das wissenschaftliche Arbeiten gelernt. Die Ablegung des Bakkalaureats war das erste äußere Zeichen seines wissenschaftlichen Könnens. Gleichzeitig begann er mit der Abfassung mehrerer Romane, die zunächst große Verbreitung fanden. Soweit ich feststellen konnte lagen hier vor: Zuerst »Le Maudit« (3 Teile 1864), »La religieuse«, »Le Confesseur« (2 Teile), »Le curé de campagne« (2 Teile), von dem mir nur ein Teil zugänglich wurde. »Francisque« wurde schon besprochen. Alle Romane sind in französischer Sprache, während die wissenschaftlichen Arbeiten teilweise in lateinischer Sprache abgefasst wurden. Im Jahre 1867 legte er ein in lateinischer Sprache abgefasstes Bittgesuch an die zuständige Marburger evangelische theologische Fakultät vor, ihm die Würde des Dr. theol. zu verleihen. Er fügte neben den üblichen Papieren drei lateinisch verfasste Arbeiten bei. Das Hauptmanuskript »Luther als Deuter und Übersetzer der Bibel«, »Prolegomena zur Geschichte der religiösen Freiheit« und drittens eine Darstellung der Religiosität im Osten. Die hochinteressanten Akten über den Kampf in der theologischen Fakultät um J. B. F. ((Pfr. Leclercq)) haben während ihrer Marburger Tätigkeit Eberhard und Rosemarie Amelung photokopiert und mir zum 80. Geburtstag, schön eingebunden, geschenkt. Jeder Prüfer war beeindruckt von der Persönlichkeit, der hohen Bildung und dem großen philosophischen Wissen L.'s., der trotz seines Schicksals noch die Kraft hatte, auf schwere Fragen der Theologie einzugehen und klare und kritische Darstellungen zu bringen. Es wurde beanstandet, dass Leclercq mehr philosophisch als theologisch eingestellt sei, und es wurde auch behauptet, L. stehe näher dem mit ihm etwa gleichaltrigen Ernst Renan (1823—1892), dem damaligen Theologiestudenten Renan, der dann freier Wissenschaftler und Freigeist wurde.

Dieser stiftete große Unruhe im katholischen Frankreich durch sein »Leben Jesu«. Die Wirkung von R. auf L. dürfte sehr gering gewesen sein. Es gibt in den hinterlassenen Schriften von Leclercq keinen Hinweis über Beziehungen von L. zu R.. Die Fakultät, die bei allen Überlegungen sorgfältig vorging, bat L., eine weitere Schrift vorzulegen. Wie aus dem Ärmel geschüttelt legte L. alsbald vor »*Histoire de L' Eglise Wallonne*« in Hanau. Er hatte jahrelang die interessante Geschichte seiner Hanauer Kirche studiert. Die Fakultät zögerte nicht, ihm in lateinischer Sprache, wie damals üblich, unter besonderer Betonung der Bedeutung auch seiner Persönlichkeit den Dr. theol. 1868 zu verleihen. Einige Jahre später lehnte er einen Ruf als Professor an die Universität Straßburg wegen seiner Gesundheit ab.

Mein Großvater hatte von derselben Mutter noch einen etwas jüngeren Bruder Achille, kinderlos verheiratet, ein fanatischer gläubiger Katholik, als Antiquitätenhändler sehr reich geworden. Trotz des Glaubenswechsels bestand die brüderliche Beziehung weiter; meine Mutter erzählte mir von ihren »wundervollen« Aufhalten in Paris. Die zweite Auflage der pseudonym 1879 bei G. Fischbacher, Paris erschienenen Selbstbiographie »*Francisque par l'Abbé Jean*«, die die besten Besprechungen in der Presse gefunden hatte (mir vorliegend), verschwand plötzlich aus dem Buchhandel, ebenso die anderen Romane. Achille hatte sie aufgekauft. Es entsprach nicht dem Charakter meines Großvaters, einen Prozess zu führen. Er schwieg. Auch wirtschaftlich ein großer Verlust. Die Honorare hatten dem bibliophilen Großpapa erlaubt, eine stattliche Bibliothek sich aufzubauen mit französischen, besonders philosophischen Klassikern in Exemplaren aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert usw. Er liebte auch gute Bilder. Nur Reste sind auf die Enkel gekommen.

Als der Großvater, noch keine 65 Jahre alt, auf dem Sterbebett lag, erschien plötzlich ein Jugendfreund, der Prior des Trappistenklosters, mit dem er Freundschaft gehalten hatte. Er und Bruder Achille wollten ihn wieder für den katholischen Glauben gewinnen. Meine Mutter, erst 23 Jahre alt, hatte nie in ihrem Leben den Schreck dieser unruhigen und erregenden Tage vergessen. Ihr Vater lehnte es ab, trotz aller Versuchungen dem evangelischen Glauben zu entsagen. Unmittelbar nachdem die Besucher ihn verlassen hatten, ist er sanft entschlafen. Mein Vater hatte ihn mitbehandelt, die Ärzte nahmen als Ursache der Erkrankung eine bösartige Geschwulst an.

Die Nachkommen von J. B. F. Leclercq traten Anfang des 20. Jahrhunderts in Verbindung mit den französischen Stiefgeschwistern und ihren Nachkommen, als der Tod des Vollbruders Achille bekannt

wurde. Dieser hatte unter einer Deckadresse sein Vermögen der Kirche vermacht, was damals in Frankreich gesetzlich verboten war. Durch einen Vergleich kamen mäßige Summen an die jeweiligen Familien. Die französischen Verwandten stammten alle aus der zweiten Ehe von Urgroßvater Claude. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg entstand, angeregt durch meine agile, sehr gewandte, polyglotte Cousine Edmée¹ zwischen unseren und den französischen Kindern Leclercq'scher Abstammung ein reger Ferienaustausch. Schon 1926 besuchte uns länger »Cousine Susanne L.« aus Paris (1893-1983). Im letzten Krieg war ich bemüht dank eines Patienten, eines höheren Offiziers, kranken gefangenen Verwandten zu helfen.

Der Stammbaum des uns hier interessierenden Zweigs der Leclercqs (bzw. Le Clercq) lässt sich bis mehr als 500 Jahre auf Jehan Le Clercq nachweisen, der 1468 das Bürgerrecht in Tournai (heutiges wallonisches Belgien) erwarb und 1502 starb. Die Familie wurde vermögend, erhielt hohe Ämter und heiratete in andere Adelsfamilien ein. Nicolas Le Clercq, Schöffe in Tournai, Bürgermeister, verheiratet mit Agnès, dame de Paschendale, erhielt Erlaubnis ein Wappen zu führen. Das Wappen zeigt eine Ausstattung mit zwei gekrönten Löwen, das Motto »Salus ubi consilium« und eine breite Bordüre um das Wappenschild. Wappenkenner deuten diese Merkmale auf hochadelige Abstammung. König Ludwig XIV. von Frankreich eroberte spanische Gebiete (darunter Tournai) im Norden von Frankreich, und im Frieden von Aachen 1668 wurden sie französisch. Die Bevölkerung wurde teilweise nach Frankreich umgesiedelt. So starb der 1638 in Tournai geborene Nicolas Francois in Lataule (Oise). Die Umsiedlung bedeutete sicher eine Verschlechterung der Lebensbedingungen der Le Clercqs. Warum sie erfolgte, habe ich nicht ergründen können.

Die Aufstellung eines Stammbaumes Leclercq, über den hier kurz berichtet wird, erfolgte zunächst durch Alphonse Leclercq (1862 — 1899), den Bruder meiner Mutter. Nach üblicher Gymnasialbildung wurde Alfons zunächst sächsischer Offizier, er schied aber aus, weil er glaubte, wegen seiner französischen Abstammung verfolgt zu werden. Er wurde zunächst Offizier in der Fremdenlegion (Second-Lieutenant) am 24. Reg. Etranger à Geryville (Algier). Er konnte nachweisen, dass seine französischen Ahnen adeliger Abstammung sind. Das zuständige Zivilgericht in Gap ordnete an, dass Alphonse »Le Clercq« heißt und damit adelig ist (1891). Später entschloss sich der Onkel, in Genf evangelische Theologie zu studieren.

¹ Edmée Le Clercq, genannt Tante Edda

Hier lernte er eine polnische Studentin kennen (Adeodata Comtesse Walewska). (Die Gräfin Maria Walewska, bekannt als Geliebte Napoleons 1. und Mutter seines Sohnes, ist eine angeheiratete Walewski). Ich habe die Eltern von A. W. noch kennengelernt, vornehme Polen, die in der Nähe von Warschau ein großes Gut besaßen (Antonina, im Ersten Weltkrieg zerstört). Aus dieser Ehe stammt meine Cousine Edmée, genannt Edda (1894—1982), unverheiratet. Der verheiratete Alfons studierte in Paris Jura und wollte in die französische Diplomatie. Bei seiner großen Begabung, seinen Sprachkenntnissen, seinen Umgangsformen und seiner Flexibilität wäre er sicher sehr erfolgreich gewesen. Er starb 1899 bei der Pflege seiner an Scharlach erkrankten Tochter Edda. Diesen sicherlich sehr interessanten Onkel habe ich als vierjähriger Bub noch kennen gelernt. Ganz Soldat brachte er mir bei, dass der Uniformierte den Säbel links trägt. Buben trugen um die Jahrhundertwende Ulanenuniformen, eigentlich schrecklich. Und das noch bei einem pazifistischen Vater!

Louison Leclercq (1869—1954), die jüngere Schwester meiner Mutter, hatte ein schweres Leben, das diese außergewöhnliche Frau nicht verdiente. Sie war schön, so blond und blauäugig, wie wohl Großvater Claude war und wie Nordfranzösin sein können, sehr gesellig, vielfach interessiert und immer hilfsbereit. Leider neigte sie manchmal zu unüberlegten, schnellen Entschlüssen. Die abgöttisch geliebte Tante Lia hat mich stets umhegt und meine oft einsam empfundene Jugend aufgeheitert. Aus der Zahl ihrer vielen Verehrer wählte sie den schon kranken Kaufmann Wilhelm Braun († 1909), der an frühzeitiger Arteriosklerose litt und an Darmembolie in Königstein starb. Eine spätere Eheschließung mit ihrem Jugendfreund General Zimmermann, dem Verteidiger Kameruns im Ersten Weltkrieg und prachtvollen Menschen, scheiterte durch ein tragisches Versehen; Zimmermann starb als Junggeselle. Die Brauns betrieben in Königstein, Frankfurter Str. 10, eine von dem Geiste der Tante geprägte Pension. Das Haus, längst in städtischem Besitz als Mietshaus, heißt heute noch »Haus Braun«¹. Nach den Notzeiten des Ersten Weltkrieges erkrankte Louison an einer Knochentuberkulose, die zur doppelseitigen Beinamputation führte. Heiter und gelassen blieb sie bis zuletzt der Mittelpunkt ihrer großen Nachkommenschaft (heute 22 Urenkel) und pflegte Urenkel, die auf ihrem Alterslager herumkrabbelten.

¹ nach Angabe von Dr. Erika Gast und noch vorhandenem Stempel hieß es "Haus Adolf"!

Ihre Tochter Emmi (1899—1958) heiratete den Diplom-Landwirt Heiner¹ Alpers (1895—1978), in Erscheinung und Wesen ein typischer Ditmarscher, eine Gestalt wie aus Gustav Frensen (1863—1945). H. A. hatte aus dem Ersten Weltkrieg schwerste Schussnarbenbildungen zwischen Lungen, Herz und Rippenfell; aus meiner besonderen Erfahrung konnte ich ihm vielfach helfen. Noch in den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges verloren Alpers an der Westfront zwei Söhne². Der überlebende Hans (geb. 1924), schwer kriegsverletzt, hat sich mit seinem Hof redlich durchs Leben geschlagen. Seine tatkräftige Frau Rösi und er können heute auf vier Kinder (und eine wachsende Enkelschar) mit zahlreichen Gaben und Leistungen stolz sein (Steuerberater, Oberstudienrätin, selbständige Gärtner, ~~Landwirt~~ usw.³ Die Tochter Erika Alpers, (geb. ~~1922~~) ((13. September 1921)) hager und scheinbar ein scheues Kind, machte glänzende Examina; Studium der Physik und Promotion. Sie wurde an der Technischen Hochschule Darmstadt Assistentin und heiratete ihren Lehrer: Professor Dr. Ing. Theodor Gast (geb. 1916) ist einer der führenden deutschen Physiker von internationalem Ruf, langjähriger prominenter Industriedirektor, seit 1964 Ordinarius an der TU Berlin. Das Ehepaar Gast hat sieben gesunde, lebensfrohe und vielfach begabte Söhne und Töchter. Die Gasts gehören zu unseren besten Freunden.

Der Sohn von Tante Louison, mein Vetter Dr. Ing. Hermann Braun (1902—1961), gehört zu den Männern, die mir am nächsten standen. Technisch und naturwissenschaftlich sehr begabt, quicklebendig, sprühend von neuen Ideen, dabei sehr fleißig und sorgfältig, gütig und verträglich, wurde er durch vielfache schwere Erkrankungen immer wieder an seinem Entfalten gehindert. Er starb an einer Embolie. H. B. gehörte zu den prominenten Mitarbeitern des Hauses Krupp und Capito & Klein über 25 Jahre. »Als international anerkannter Fachmann auf dem Edelstahlgebiet hat sich der Verstorbene — so Todesanzeige der Firma — große Verdienste vor allen Dingen beim Wiederaufbau der Edelstahl-Produktion erworben.« Aus Hermanns Ehe mit der gütigen Thea geb. Wolff, stammen ein Sohn und drei Töchter. Wolfgang, tüchtiger Industriekaufmann, bevorzugt durch seine lebendige, mich immer aufheiternde Frau Charlotte, hat drei Kinder. Seine Schwester Ursula ist mit dem Prediger Helmut Bach

¹ Heinrich

² Jörg Alpers in Ungarn, Klaus Alpers bei Aachen

³ Hans Alpers musste die Landwirtschaft um 1960 aufgeben, da der Hof zu klein war, um in der Europäischen Gemeinschaft zu überstehen.

verheiratet, (vier Töchter und Enkel). Und dann die Zwillinge Gerda (Frau Jung) und Helga (Frau Rauber) mit je zwei Kindern, sicher im Leben und überall willkommen.

Die bedeutendste Leistung meines Vaters ((*d. h. Hugo Amelung*)) war die Gründung einer kleinen Wasserheilstätte in Königstein, aus der sich dann in 3 Generationen die Privatklinik Dr. Amelung entwickelte.

...

Sehr umsorgte mich das alte Mädchen der Familie Leclercq, Käthe Kercher¹, (1844—1912), die im Jahre 1864 als Amme für meine Mutter aus dem Elsass in die Familie Leclercq gekommen war und rührend Jahrzehnte lang die Großmama versorgte und pflegte...

¹ genannt Käthel

* * *

Bücher zu anderen Themen

Gleichzeitig mit dem "Francisque" gebe ich wieder, wie schon 1995, das folgende Buch neu heraus:

Ernst-Reinhard Gast

**"Graustädter Geschichten –
Heimaterzählungen aus Sachsen"**

Berlin, 3. Auflage 2005

ISBN 3-00-015920-7 (als Taschenbuch)

Dieses Buch enthält fünf zeitlich aufeinander folgende Geschichten mit Ereignissen vom ausgehenden Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert aus einer sächsischen Kleinstadt. Die "Graustädter Geschichten" beziehen sich überwiegend auf die sächsische Stadt Mügeln, wo der Autor 1842 geboren wurde, und auf Grimma, wo er die Fürstenschule besuchte und später als Gymnasialprofessor tätig war.

Die erste Auflage erschien 1877. Der Autor war mein Urgroßvater väterlicherseits.

Zusammen mit einem Freund, Hans-Jürgen Buhl, gebe ich eine Fantasy-Zeitschrift heraus:

"Der Siebener-Kurier"

Berlin, seit 1990

ISSN 0948-6089

Die Zeitschrift erscheint zur Zeit etwa zweimal im Jahr und enthält Science-Fiction- und Fantasy-Geschichten. Themen sind Fantasy, Ökologie, Psi, Eisenbahn-Nostalgie und Abenteuer, aber auch die Technik.

Hanna-Chris Gast

"Gedichte - Sehnsucht nach der Anderswelt"

Berlin, 2003

ISBN 3-00-010 391-0

Dieses Heft enthält eine Sammlung von Gedichten, deutsche, englische und ein russisches, jeweils in umgekehrter zeitlicher Reihenfolge.

Weitere Bücher des Selbstverlages und Preise bitte erfragen:

Hanna-Chris Gast

Bergstraße 1

14109 Berlin-Wannsee,

chris.gast@siebener-kurier.de

* * *

* * *

Dr. theol. Jean-Baptiste François Leclercq,
"Zeitgenössischer Bericht über die kirchliche
und klösterliche Erziehung im 19. Jahrhundert"
Neuausgabe Berlin 2005, Selbstverlag

In diesem Roman schildert der Autor (1825-1890) seine Jugend in einem kirchlichen Internat und seine Ausbildung im Priesterseminar. Anschließend berichtet er von seinem sein Leben als katholischer Priester und Mönch sowie seine Probleme mit dem Zölibat und der Kirche. Er beschreibt dabei seinen Lebensweg bis zum Übertritt zum Protestantismus.

Der Autor war der letzte französisch predigende Pfarrer in der Wallonischen Gemeinde zu Hanau.

ISBN 3-00-015 921-5